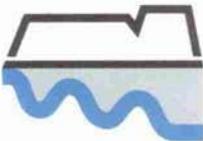
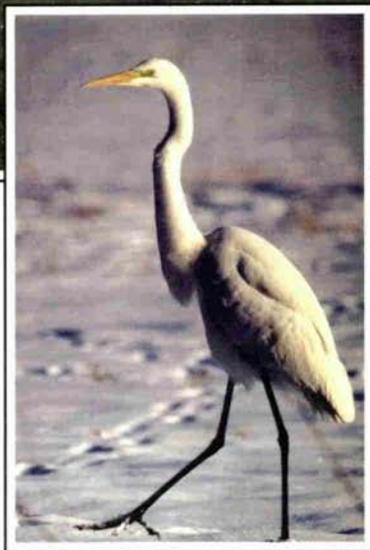
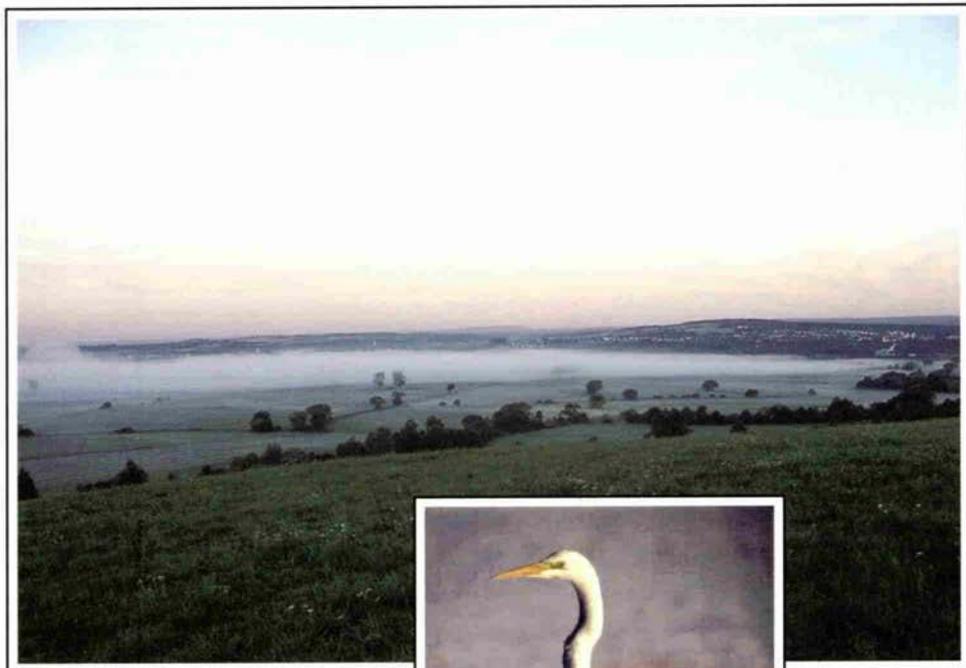


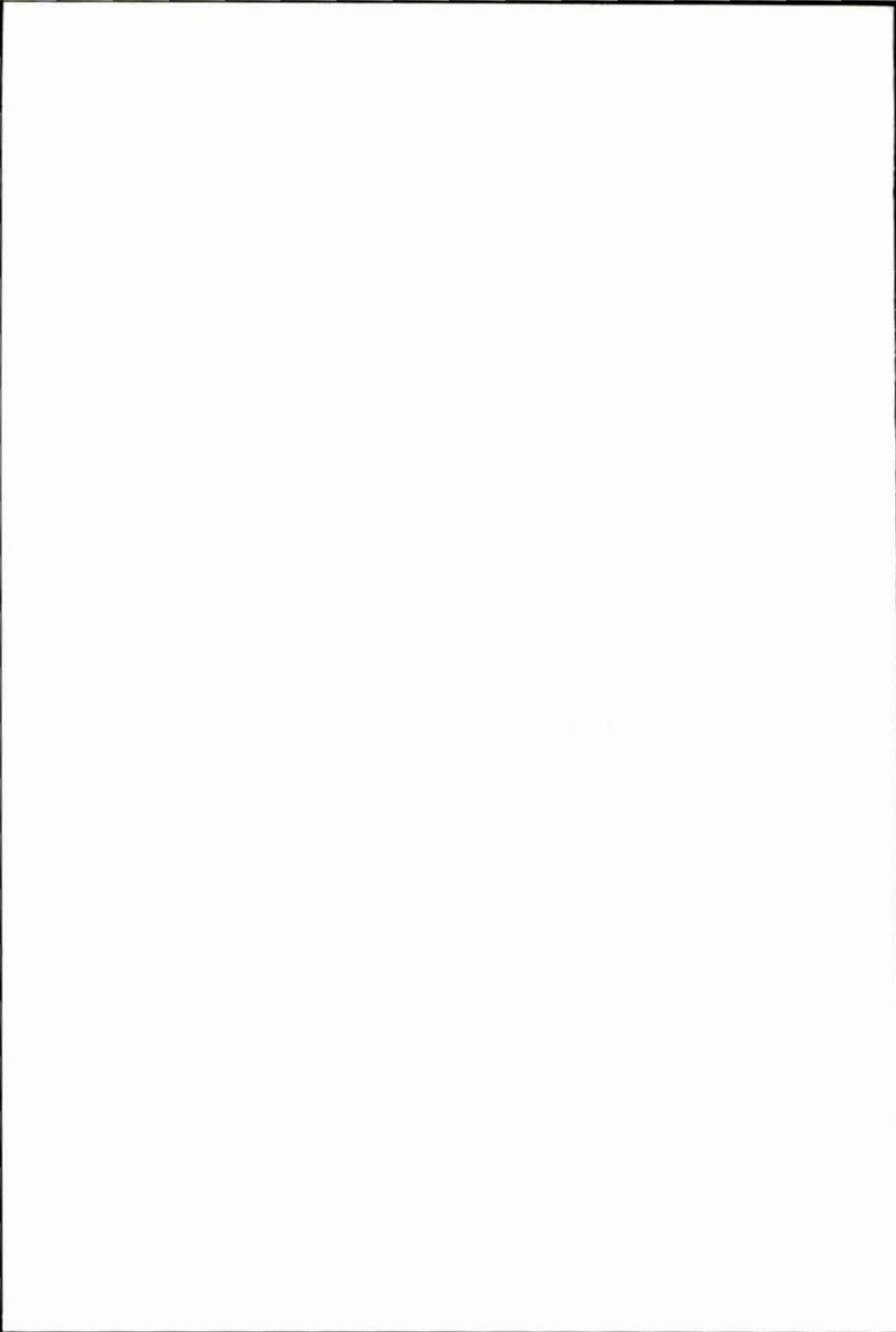
SCHRIFTEN DER BAAR



BAAR
VEREIN

47. Band 2004
ISSN 0340-4765

Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar



SCHRIFTEN
des Vereins für
Geschichte und Naturgeschichte
DER BAAR

47. Band - 2004

Schriftleitung: Günther Reichelt

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Arbeit selbst verantwortlich

Zitiervorschlag: Schriften der Baar, Bd. 47, 2004

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

78166 Donaueschingen 2004

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck,
Vervielfältigung auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege sowie
Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen - auch auszugsweise -
nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers.

© Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.
Postfach 1954, D-78159 Donaueschingen

ISSN 03040-4765

Satz: too much design, Freiburg
Layout: D. Vogt, Freiburg & G. Reichelt, Donaueschingen
Lithos, Druck: Moog-Druck, Hüfingen
Umschlaggestaltung: G. Reichelt
Titelbild: Riedbaar mit Inversion (G. Reichelt), Silberreiherr (H. Gehring)

100% chlorfrei gebleichtes Papier

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	4
HELMA ÄNGST: Die F.F. Anlagen und Gärten aus Sicht der Gartendenkmalpflege	5
EDITH BOEWE-KOOB: Die Vetersammlung in Villingen	28
CHRISTA und ROBERT WAGNER: Die Guggenmühle (Teil 2) - Die Guggenmühle als Privateigentum	51
JUTTA KLUG-TREPPE: Einzigartige Funde und Einbauten aus Holz in merowingerzeitlichen Gräbern von Trossingen	73
OTTI WILMANN: Landschaft und Vegetation der Schwäbischen Alb im Vergleich mit dem Schwarzwald	83
HELMUT GEHRING: Der Silberreiher, neuerdings regelmäßiger Gastvogel auf der Baar	99
WOLFHARD WIMMENAUER: Das Grundgebirge der Baar - I: Der Steinbruch im Gropptal	108
GÜNTER BUCHHOLZ: Die Darstellung der Herrschaft Schramberg auf der Pirschgerichtskarte des David Rötlin von 1564	115
HANS-JOACHIM SCHUSTER: Die Südweststaatsgründung in der östlichen Baar	123
<i><u>Kleine Mitteilungen:</u></i>	
HANS-DIETER LEHMANN: Römerstraßen zwischen Hochrhein und junger Donau im Bereich des Randen	133
FRITZ VÖGELE: Die Auswirkungen des Deputationshauptschluss auf das Kloster Amtenhausen	138
JUTTA KLUG-TREPPE: Neue archäologische Fundstellen auf Gemarkung Hondingen	141
GERRIT MÜLLER: Jungsteinzeitliche Streitaxt in der Westbaar	145
BERNHARD WINTERMANTEL: Eine „Wuhrquelle“ in Hüfingen?	146
GÜNTHER REICHELT: Elisabeth Fürstin zu Fürstenberg würdigt den Verein für Geschichte und Naturgeschichte	148
MICHAEL ZIMMERMANN: Grausam grinsen Rübengeister	152
WOLF HOCKENJOS: Wie viele Windräder verträgt der Schwarzwald-Baar-Kreis?	160
Buchbesprechungen	169
Vereinschronik	178

Vorwort

Große Ereignisse werfen längst ihre Schatten voraus: in weniger als einem Jahr kann der Baarverein auf zweihundert Jahre seines Bestehens zurückblicken – fürwahr ein Grund zum Feiern. So weit wir sehen, sind wir tatsächlich der älteste Verein für Landeskunde in Deutschland. Wohl konnte die Naturhistorische Gesellschaft zu Hannover schon am 11.12.1997 ihr 200 jähriges Bestehen feiern, aber die früheste Verbindung beider Disziplinen, der naturwissenschaftlichen und der historischen, in einer ganzheitlichen landeskundlichen Vereinigung bleibt doch dem Weitblick der Donaueschinger Gründungsväter zu verdanken. Ja, wenn es nach dem *spiritus rector*, dem Immendinger Freiherrn Friedrich Roth zu Schreckenstein, gegangen wäre, hätte die „Gesellschaft der vaterländischen Freunde der Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau“ bereits 1797 ihren Anfang genommen. Doch das ist eine Geschichte, die dem nächsten Band 48 vorbehalten bleibt.

Jetzt dürfen wir dem geneigten Leser erst einmal Band 47 überreichen. Wieder sind darin die Themen räumlich wie sachlich breit gestreut; sie betreffen die Baar sowohl in ihrem Zentrum als auch an ihren Grenzen. Und wem diesmal die rein naturwissenschaftlichen Beiträge etwas unterrepräsentiert erscheinen, der mag bedenken, dass inzwischen auch die archäologischen Arbeiten zunehmend naturwissenschaftlich-technischer Methoden bedürfen; das wird besonders im Beitrag über die Aufsehen erregenden Trossinger Gräberfunde deutlich. Neben den klassischen Abhandlungen sind diesmal auch wieder die „Kleinen Mitteilungen und Funde“ reich vertreten. Dieser neu belebten Sparte unserer „Schriften“ misst die Schriftleitung besondere Bedeutung bei, geben sie doch unseren Mitgliedern Gelegenheit, ihre Beobachtungen und Entdeckungen unmittelbar mitzuteilen – einzige Bedingung: sie müssen belegt und nachprüfbar sein.

So danken wir unseren Autoren für ihre Mitarbeit wieder sehr herzlich und versuchen, das durch große redaktionelle (ehrenamtliche) Sorgfalt und möglichst gute Ausstattung ihrer Beiträge zum Ausdruck zu bringen.

Selbstverständlich sind wir auch unseren Sponsoren erneut zu großem Dank verpflichtet. Wie aufmerksame Leser bemerken werden, ist die Reihe der ständigen Sponsoren um eine, seit über 130 Jahren gewohnte Adresse kürzer geworden. Das ist im Hinblick auf die lange Tradition – und nicht etwa wegen des (freilich gern entgegengenommenen) Betrages – besonders schmerzlich. Vielleicht nehmen das unsere Mitglieder zum Anlass, uns im Hinblick auf das nahende Vereinsjubiläum mit steuerlich absetzbaren Spenden stärker als gewöhnlich ihre Solidarität zu bekunden.

Wir danken den Sponsoren des vorliegenden Bandes wiederum sehr herzlich; es waren diesmal:

Regierungspräsidium Freiburg
Sparkasse Donaueschingen

Stadt Donaueschingen
Stadt Trossingen

Der Schriftleiter: G. Reichelt

Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar	47	5 - 27	2004	Donaueschingen 31. März 2004
---	----	--------	------	---------------------------------

Die F. F. Anlagen und Gärten aus Sicht der Gartendenkmalpflege

von Helma Angst

Das Interesse an historischen Gärten muss durch alles geweckt werden, was geeignet ist, das Erbe zur Geltung zu bringen, es bekannter zu machen und ihm zu besserer Würdigung zu verhelfen. (Charta von Florenz, 1981)

Einleitung

Historische Parkanlagen und Gärten sind Ausdruck der Gartenkunst ihrer Zeit. Die Natur liefert nur die Zutaten aus denen ein Park oder ein Garten gestaltet werden: Die Pflanzen, die Landschaft, die Bodenmodulation, das Wasser, das Substrat, die Felsen, das Licht, die Farben, den Naturstein usw. Um das Kunstwerk Garten langfristig zu erhalten, bedarf es der Pflege des Menschen und der Gunst der Natur. Ungepflegte Natur ist Wildnis.¹⁾

Die Gartenkunst hat wie keine andere Kunstgattung Zeitströmungen, politische Veränderungen und Entwicklungen ausgedrückt und dokumentiert. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben die Aufklärung, die Hinwendung zum Leben auf dem Lande, der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit bis hin zur Französischen Revolution, auch eine Revolution in der Gartengestaltung bewirkt. Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als den zwischen einem formalen französischen Garten oder Barockgarten und einem englischen Landschaftspark.

In Deutschland wurde die neue, natürliche Gestaltung der Parklandschaften hauptsächlich von drei Gartentheoretikern getragen: C.C.L. HIRSCHFELD (1742 - 1792), F. L. SCKELL (1750 - 1823) und Fürst H. PÜCKLER-MUSKAU (1785 - 1871). Von HIRSCHFELD stammen fünf Bände zur ‚Theorie der Gartenkunst‘, SCKELL verfasste die ‚Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber‘, und Fürst PÜCKLER-MUSKAU äußerte sich in seinen ‚Andeutungen über Landschaftsgärtnerei‘ zur neuen Gartengestaltung. Alle drei haben das Bild des Landschaftsparks in ihrer Zeit geprägt. Als letzter der großen Landschaftsgestalter sei hier noch J. P. LENNÉ erwähnt; er verwirklichte bereits 1825 die Volksparkidee in Magdeburg. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es keine neuen Impulse und Planungsphilosophien mehr für den Landschaftspark. Die alten Strukturen wurden größtenteils beibehalten, lediglich die Pflanzenauswahl veränderte das Erscheinungsbild. Die Gartenanlagen wurden mit üppigen Teppich- und Florbeeten geschmückt, ja teilweise zu sehr manieriert.

Die Entwicklung des Schlossgartens

Der Schlossgarten zu Donaueschingen ist eine außergewöhnliche Leistung des Hauses Fürstenberg im 18. und 19. Jahrhundert. Er ist einer der größten Landschaftsparks im deutschen Südwesten. Die Landschaft zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb,

die Baar, ist von der Natur nicht sonderlich begünstigt. Hier herrscht ein kontinentales Binnenklima, und die Region zählt zu den kältesten Gegenden in Deutschland. Der Landschaftspark wurde Meter für Meter einer sumpfigen, von vielen Bächen durchzogenen Riedfläche abgerungen. Diese Anstrengungen wurden nicht aus wirtschaftlichen Erwägungen unternommen, sondern von rein ästhetischen Gesichtspunkten getragen.

Als Vorbild könnte das Gartenreich von Wörlitz und Dessau gedient haben, in der Vergangenheit lassen sich Parallelen erkennen: Ein deutscher Kleinstaat mit einem aufgeklärten Fürsten an der Spitze schuf aus einem Auenwald entlang der Elbe eine großartige Parkanlage, die durch Überschwemmungen immer wieder Rückschläge hinnehmen musste. Dort hat man es verstanden, die ursprüngliche Planungsphilosophie bis heute weitgehend erlebbar zu erhalten oder wieder herzustellen. Im Gegensatz dazu fehlt dem Fürstlich Fürstenbergischen Schlosspark zu Donaueschingen in unserer Zeit die entsprechende Wertschätzung und Anerkennung als ein Werk der Gartenkunst. Dieser Aufsatz möchte einen Beitrag dazu leisten, den Verantwortlichen in Donaueschingen den Denkmalwert ihrer Parkanlage deutlich zu machen.

Die Stadt Donaueschingen mit dem Fürstlich Fürstenbergischen Schlosspark liegt 680 Meter ü. M. in einer niederschlagsarmen Hochmulde im Landkreis Schwarzwald-Baar des Landes Baden-Württemberg. Der Schlosspark erstreckt sich im Osten der Stadt, ein wertvoller Naherholungsbereich.

Der Park ist eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit des Residenzstädtchens. In seinen Anfängen auf den Fürsten Joseph Wenzel zurückgehend, hat er sich stets der liebevollsten Pflege der nachfolgenden Fürsten erfreut und ist so allmählich zu einer umfangreichen, im englischen Stil gehaltenen Gartenanlage herangewachsen. Natürliche Wasserläufe wie der Abfluss der reichhaltigen benachbarten Allmendshofer Quellen, wechseln mit stillen Weihern und künstlich gezogenen, aus der Breg gespeisten Kanälen und bringen so ein anmutiges, reich gegliedertes Gelände hervor. Zwar ist der Winter auf der Hochebene hier (die Donauquelle liegt 678 m über dem Meer) zu hart und lang, als dass die Linde oder die Eiche zu jener Stärke und Schönheit gediehen wie in niedrigeren Höhenlagen und milderer Gegenden, aber doch sind die Baumgruppen, vorwiegend Ahorn, Esche, Rüster, Silber- und kanadische Pappeln, sowie Tannen, recht stattlich. Durch eine Lichtung gleitet der Blick auf den nahen Fürstenberg (Höhe 920 m), den ehemals eine stolze Feste und die Ringmauern des jetzt abwärts liegenden gleichnamigen Städtchens krönten.²⁾

Das Dorf Donaueschingen mit dem Schloss kam 1488 in den Besitz des Hauses Fürstenberg. Bis ins 18. Jahrhundert hinein bestanden die Gartenanlagen aus Einzelgärten mit unterschiedlichen Funktionen: der Lust-, Kuchel-, Fisch-, Fasanen-, und Hundsgarten. Ende des 17. Jahrhunderts fiel das Schloss Donaueschingen an den Fürsten Anton Egon, der allerdings nicht in Donaueschingen lebte, sondern in Weitra, Paris, München und als Statthalter August des Starken in Sachsen. Er hatte zu Beginn des 18. Jahrhunderts große und neue Pläne für Donaueschingen. *In welcher Weise diese Neuerungen gedacht waren, ist aus zwei kleinen Skizzen von 1716 und einem dazu gehörenden Bericht und Brief Bucher's ersichtlich. Auch gibt eine Planskizze von 1716 ein übersichtliches Bild der damaligen Beschaffenheit des Platzes vor dem Schlosse. Diese Pläne wurden nicht ausgeführt, der Fürst verstarb im gleichen Jahr.*³⁾ Der Beginn der großen Parkanlagen in Donaueschingen fällt in die Regierungszeiten des Fürsten Joseph Wenzel und seines Sohnes Joseph Maria Benedikt. Der „Plan über den alten Zustand und der neuen Anlage

vor dem fürstlichen Schloß in Donaueschingen 1770 – 1811' zeigt die Entwicklung der Parkanlage in diesem Zeitraum. Der Plan trägt die Überschrift „*olim ranis – modo sanis*“: „einst den Fröschen - jetzt den Gesunden“. Im Jahre 1770 ließ Fürst Joseph Wenzel eine kleine Allee südlich der Brigach anlegen. Die Leitung der Arbeiten hatte der Oberjägermeister Freiherr Maria Joseph von Laßberg. Die Allee führte von einem bestehenden Steg über die Brigach bis zum Allmendshofer Bächlein (Abb. 1). Laßberg ließ dort Pappeln, Linden, Eschen und Kastanien pflanzen, die er aus dem Elsaß mitgebracht hatte.⁴⁾

Auf Oberjägermeister von Laßberg folgte 1779 sein Bruder Hofmarschall Freiherr Alois Erasmus von Laßberg, und unter dessen Leitung ließ Fürst Joseph Wenzel die Allee unter Überwindung großer Schwierigkeiten und mit hohen Kosten durch ein vollständig sumpfiges Gelände bis in die Gegend des Grassellischen Steges bei der Tabakmühle (später Elektrizitätswerk) verlängern, rechts und links mit Pappeln, in der Mitte aber mit Linden und wilden Kastanienbäumen bepflanzen und dazwischen einen soliden Steinweg mit zarter Überkieselung anlegen (Abb. 1), wodurch also der erste feste Weg, „die Hauptallee“, rechts der Brigach geschaffen war; an die rechts und links in immer weiterem Umkreis die entstehenden Anlagen sich anschlossen, die Stück für Stück dem Sumpf abgerungen werden mußten, wozu jeweils die Zufuhr von Unmengen an Auffüllmaterial und gutem Boden nötig war.⁵⁾

Der Hofrat Elsässer verbesserte im Jahre 1790 den Lauf der Brigach durch einen geradlinigen Kanal zwischen dem Holzfloß und der Mündung in die Breg. Der Weg des Donaubächleins wurde verkürzt, und weitere Veränderungen der Wasserläufe waren geeignet das Gelände nach und nach zu entwässern.⁶⁾ Die Landschaft um Donaueschingen war damals eine baumlose Hochebene. Im Jahr 1798 wurden die Landstraßen von Donaueschingen nach Hüfingen und Pfohren mit Pappeln bepflanzt, nachdem der Versuch, alle Landstraßen des Fürstentums mit Obstbäumen zu bepflanzen, gescheitert war. Dies lag teils an dem Klima, aber auch an der „*Widersetzlichkeit der Untertanen*“.⁷⁾

Diese landschaftsprägenden Maßnahmen waren schon damals von großer Bedeutung. Sie verbanden die Residenz mit ihrer Umgebung und dem Land, und stellen den Ort in den Mittelpunkt des Fürstentums. Aufgeschlossene Herrscher wählten damals Obstbäume, um die Ernährung der Untertanen zu verbessern, Pappeln waren ein Symbol für die Sehnsucht nach Italien. Fürst Karl Joachim Egon hatte großes Interesse an der Hebung der Obstbaumzucht in seinem Lande, er erließ am 27. März 1802 eine entsprechende Verordnung.⁸⁾ In Württemberg unterhält Caspar SCHILLER um diese Zeit für den Herzog Carl Eugen eine Baumschule beim Schloß Solitude: *Wäre irgendwo in Deutschland eine beträchtliche Strecke durchgehends mit Baum-Alleen bepflanzt, es sollten gewißlich viele Ausländer Lust bekommen, ein Land zu sehen, und sich darin aufzuhalten, wo man Meilenlang unter dem angenehmsten Schatten wandeln und an herrlichen Baumfrüchten sich ergötzen und sich damit erquicken kann.⁹⁾*

Der Park südlich der Brigach wurde weiter vergrößert, neben der kleinen Allee aus dem Jahre 1770 entstand 1798 im damals modernen, streng symmetrischen Stil ein Wäldchen.¹⁰⁾ Kanäle wurden angelegt und Wasserläufe verbessert, um das Gelände nach und nach zu entwässern. Im Jahre 1791 übernahm Freiherr Joseph von Auffenberg die Oberleitung über die Gartenanlagen, die er bis 1819 inne hatte. Er war ein genialer Planer und Techniker, der seine Fähigkeiten als Straßenbaudirektor beim Militär erworben hatte.¹¹⁾ Es entstanden unter der Leitung von Auffenberg die sogenannten Prinzenanlagen mit der Lessinginsel zwischen der Brigach und dem Allmendshofer Bächlein. Ein klei-

Alter Zustand 1770

- a alte Schloss
- b Donauspille
- c Wappentafel
- d Baumstammesmauer
- e Mauer des Herrn Kästners
- f D. v. G. v. G.
- g Mauerwerk
- h Postkammer
- i Antikens Kamin
- k Pferdeboxen
- l Fischhaus
- m Befeuchtungs
- n Mauerwerk des
- o Gärten
- p Brühlgrube
- q Scheune
- r Wäldchen
- s Weg nach Allersdorf
- t Brühlgrube
- u Wasserlauf nach Unterdorf
- v Weg dahin
- w Brühlgrube
- x Fährweg
- y Mauerwerk des Herrn

PLAN

über den alten Zustand und der neuen Anl
vor dem fürstlichen Schlosse in Donauesch
1770-1811.

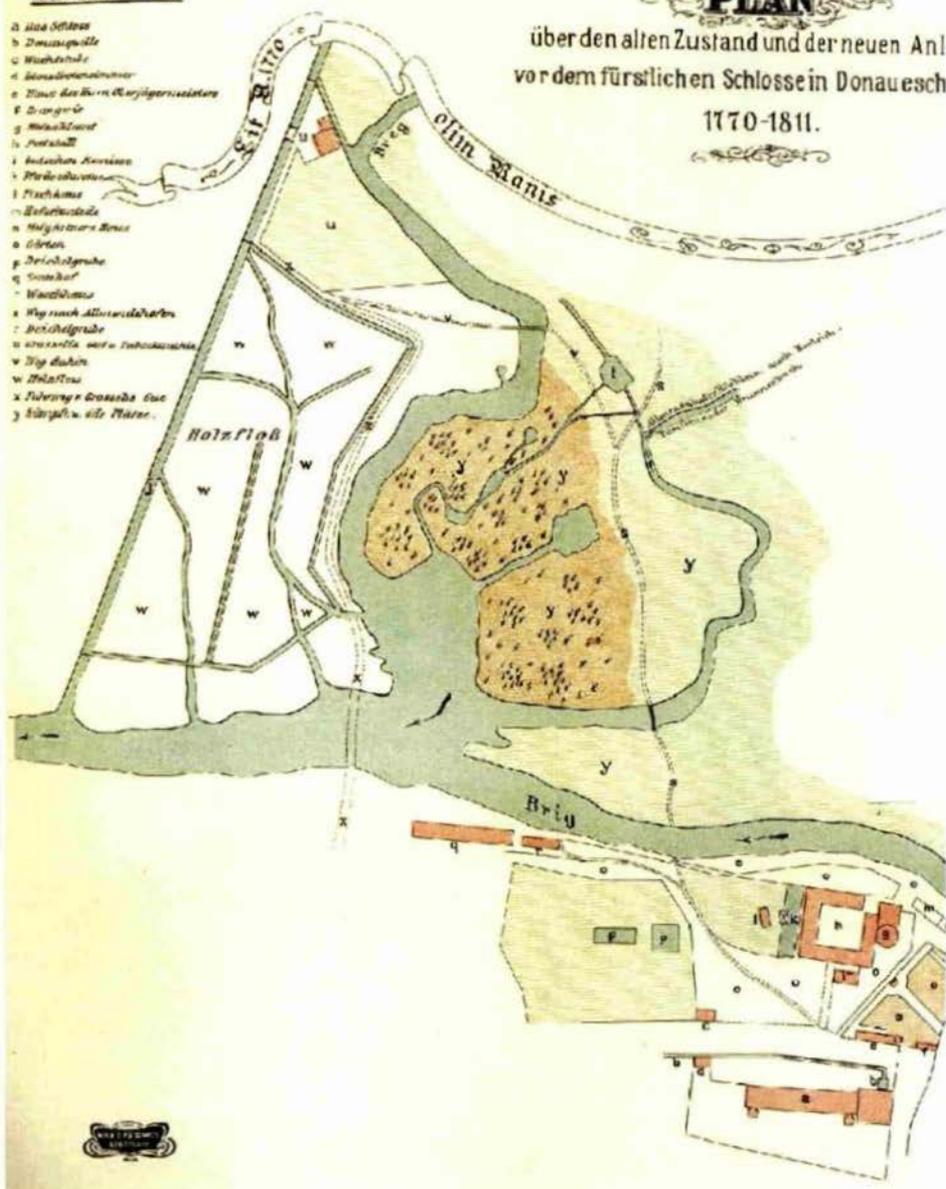


Abb. 1: Zustand um 1770 (aus BERNDT 1909)

age
ingen

Neue Anlage v. 1720 1813.

- a Das Schloss
 - b Hauptgasse
 - c Pfarrkirche
 - d Orangerie
 - e Serenade
 - f Wasserbau
 - g Brühlkapelle
 - h Platz an einem Seitenkanal
 - i Platz an einem Nebenkanal
 - k Gravelles auf zwei Nebenkanälen
- | Anlage von | |
|------------|------|
| m | 1770 |
| n | 1782 |
| o | 1790 |
| p | 1791 |
| q | 1794 |
| r | 1801 |
| s | 1803 |
| t | 1810 |
| u | 1811 |



Abb. 2: Zustand um 1813 (aus BERNDT 1909)

nes chinesisches Gartenhäuschen und ein ‚lebendiges Theater‘ gehörten ebenfalls dazu. Der junge Prinz Karl Joachim ließ auf der Insel das Lessingdenkmal in Form einer Sandsteinurne errichten. Sie trägt die Inschrift: *Autori, Emilia Galotti, posuit Carolus Fürstenberg. MDCCXCI.*¹²⁾ Es gilt heute als ältestes Lessingdenkmal in Deutschland. Bereits im Jahre 1784 hatte von Auffenberg einen Entwurf für den Garten vor dem Schloss gefertigt. Im Stile des Rokokos waren Parterres zum Teil in symmetrischer Anordnung vorgesehen. Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung, vielmehr wurde im Jahr 1793 eine Anlage im ‚englischen Geschmack‘ durch den Karlsruher Hofgärtner Schweickert geschaffen.¹³⁾

Im Jahre 1803 ließ von Auffenberg die Vogelbeer-Allee (Kirchweg) nach Allmendshofen anlegen. Weitere Schritte folgten, das Holzfloß wurde nach und nach in die Anlagen mit einbezogen, und der Neue Kanal unter Aufsicht des Bauinspektors Fritsche gegraben. Der Schwanenweiher wurde angelegt, eingedämmt, und gleichzeitig der Maxberg, ein künstlicher Hügel, aufgeschüttet (Abb. 2). Es entstanden Baumgruppen und kleine Wäldchen, mehrere Quellen wurden gefaßt und in den Weiher geleitet. Von Auffenberg errichtete ein neues Fischhaus an der Stelle der von ihm 1792 erschaffenen Grotte, das alte Fischhaus wurde abgebrochen. Im Jahr 1811 wird der kleine Weiher zwischen den beiden Alleebriicken angelegt.¹⁴⁾

In den Jahren 1815 und 1816 wurden die beiden nördlich der Brigach in der Nähe des Schlosses gelegenen Hofgärten verbessert und umgestaltet. Der östlich des Schlosses gelegene ‚Kuchelgarten‘, auch als Neuensteinischer und Grubengarten bekannt, wurde als Gemüsegarten für die Hofküche angelegt. Der westliche, kleinere Hofgarten vor der Orangerie, bislang auch ein Gemüsegarten, wurde als Blumengarten mit symmetrischer Einteilung und einem Springbrunnen angelegt.¹⁵⁾ In einem Bericht an die Fürstin Elisabeth beschreibt von Auffenberg die Situation wie folgt: *Während man mit sehr beträchtlichem Aufwande die Spazierwege und Anlagen in eine große Entfernung ausgedehnt hat, wobei sogar die beiden Oerter Donaueschingen und Allmendshofen mit einander verbunden werden, und wovon der Hauptgenuß mehr für das Publikum, als für die Hochfürstliche gnädigste Herrschaft selbst berechnet zu sein scheint, liegen, dem fürstlichen Residenzschlosse zunächst die beiden Hofgärten beinahe in Verödung, ungeachtet sie nach ihrer Lage bei zweckmäßiger Anlage und Unterhaltung den Personen des hochfürstlichen Hauses zum nächsten und bequemsten Spaziergang dienen würden.....Der unter dem Namen des Neuensteinischen und Grubengarten bekannte Hofgarten wird nicht unter vier Morgen halten und ist folglich hinlänglich groß genug, um eine genügende Menge Frühbeete zu enthalten und beineben alles erforderliche Küchen-Gemüse für die zahlreichen Hofhaltungen zu liefern; dagegen kann der kleinere Hofgarten, in welchem das Gewächshaus ist, für den Küchengebrauch gänzlich entübrigt werden.*

Dieser Garten liegt wenige Schritte von der Fürstlichen Wohnung, auf der Mittagsseite an dem vorüberfließenden Briga=Bach, hat ein kleines Lusthaus, von dem man die angenehme Aussicht auf das Wasser, die Landstraße, den Postplatz und die Brücke genießt und welches mit wenig Ausgaben wieder zum Gebrauch könnte hergestellt werden, ist von drei Seiten mit einer Mauer umgeben (im Süden, Westen und Norden), enthält die Fürstlichen Gewächshäuser und hat in jeder Rücksicht die beste Lage zu einem Blumengarten. Ein Blumengarten aber gehört nach allgemein angenommenen Begriffen, zu jenen Einrichtungen, durch welche die Haushaltung der Großen sich vor der des gemeinen Mannes auszeichnet; man rechnet die Blumenliebhaberei heut zu Tage unter diejenigen, die dem ästhetischen Gefühl des Menschen Ehre machen, in früheren Zeiten nannte man sie Lustgärten.

Bezüglich der Renovierung des in der südwestlichen Gartenecke an der Brigach gelegenen Lusthäuschens sagt von Auffenberg speziell noch: *Das Lusthäuschen oder sogenannte Rondell kann mit einigen Kosten von außen und innen dekoriert werden; nur ist dabei zu bemerken, daß im unteren Teile die Wasser=Einrichtung hinaus geschafft werden muß, in dem der immer währende Dampf und das Geschnader der Waschweiber keine Erquickung für die Sinne sind, der untere Raum könnte alsdann füglich zur Verwahrung für seltene Pflanzen dienen,*¹⁶⁾ In den Jahren 1815 und 1816 begann man mit dem Bau weiterer Wasseranlagen. Der Neue Kanal wurde bis zur Breg bei Allmendshofen verlängert und durch einen kleinen Weiher erweitert. Die beiderseits verlaufenden Spazierwege bepflanzte man mit italienischen Pappeln. Vermutlich wurde gleichzeitig der Holzfloßkanal (spätere Badhauskanal) bis zur Breg verlängert und auch mit Pappeln besetzt. In dieser Zeit erhielt der große Schwanenweiher seine heutige Gestalt. In den folgenden Jahren wird die Begradigung der Brigach weiter vorangetrieben. Man geht davon aus, daß die beiden Promenadenwege links und rechts des Flusses in dieser Zeit angelegt worden sind, und die Mauern zwischen der Brigach und dem Blumengarten und Schloßplatz geschleift wurden. Im Jahre 1818 wurde das fürstliche Schwimmbad nach Plänen von Auffenberg gebaut.¹⁷⁾

Nach dem Rückzug des Hofmarschalls, Geheimen Rates und Baudirektors Joseph Freiherr von Auffenberg im Jahre 1819 folgte der Fürstliche Hofrat und erste Leibarzt Dr. Wilhelm Rehmann im Amt. Der begeisterte Naturwissenschaftler und Botaniker setzte das Werk von Auffenbergs fort und füllte da und dort das sumpfige Gelände auf und bepflanzte ganze Parkpartien meist mit exotischen Bäumen und Ziersträuchern.¹⁸⁾ Im Jahr 1821 fallen die westlich gelegenen Teile des Schlosses einem Brand zum Opfer. Nach dem Wiederaufbau des Schlossflügels erhält die Donauquelle eine neue, runde Fassung. Das Donaubächlein läuft nun nicht mehr offen quer über den Schlosshof, sondern wird unterirdisch auf geradem Wege in die Brigach geleitet. In den Jahren 1833 und 1834 wird die baufällige Orangerie erneuert. Anstelle des alten einstöckigen Gebäudes wird ein zweigeschossiges Gewächshaus gebaut. Der davor liegende Blumengarten wird verändert und vor den zwei kleinen Gewächshäusern ein Springbrunnen angelegt. Im Jahr 1841 wird der Bau des Fischhauses in der Nähe des Badhauses fertig gestellt und ein neuer Abflusskanal aus dem großen Weiher in den Bregkanal mit einer Schleuse angelegt. Die Prinzenanlage mit dem lebendigen Theater wurde neu gestaltet: „*in jugendlichen Stand, der übrigen Anlage gleich gebildet*“.¹⁹⁾

Im gleichen Jahr wird das von Bauinspektor Martin geplante Gesellschaftshaus eingeweiht, aber bereits 1845 durch einen Brand größtenteils vernichtet und danach nach Plänen des Fürstlichen Hofbaumeisters Diebold wieder aufgebaut. Nach dem Tode von Dr. Rehmann im Jahre 1840 geht die Oberaufsicht über die Gartenanlagen provisorisch an den Hofkavalier Baron von Pfaffenhofen. Unter seiner Leitung wird das Donaumonument auf der großen Insel im Schwanenweiher aufgestellt. Zur besseren Wasserversorgung in Teilen der Gartenanlage wird 1840/44 ein Wasserturm (Abb. 4) mit Pumpwerk in der Nähe des Ausflusskanals, nordöstlich des großen Weihers errichtet.²⁰⁾ Die steinerne Leopoldsbrücke wird im Jahre 1841 fertig gestellt und die Brigach bis zur nächsten Anlagenbrücke, eine Eisenkonstruktion, durch Steinpflasterung und Rasenbelag befestigt. Entlang der Brigach am Museum vorbei führt nun ein fester Fahrweg, und von der Leopoldsbrücke bis zum Museum wird eine Ahornallee gepflanzt.

Durch Tausch und Ankauf des Hauses Fürstenberg von der Gemeinde Donaueschingen im Jahr 1843 vergrößert sich die Gartenanlage. Die Gemeinde erhält ein Nutzungsrecht, während der Unterhalt der Wege und der Brücken zu Lasten der Standesherrschaft geht.

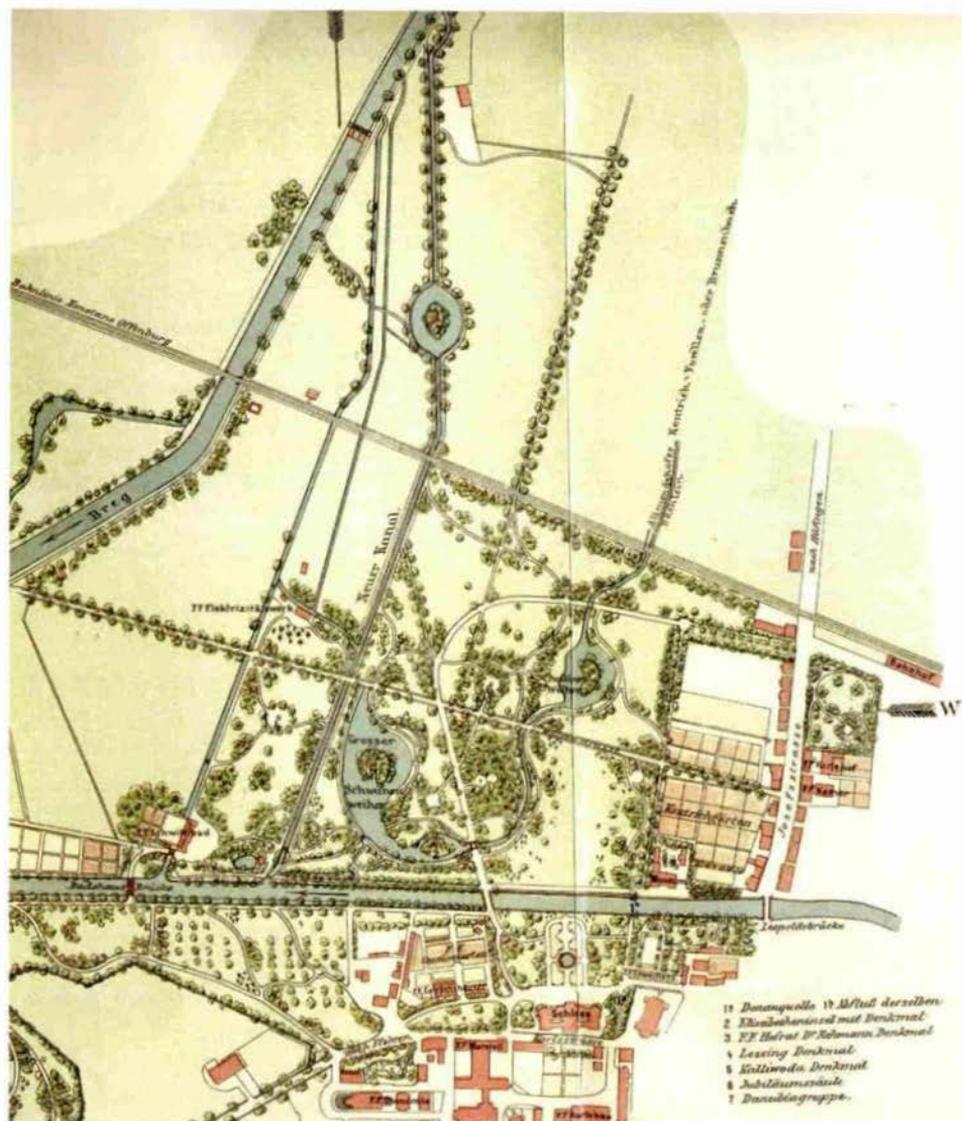


Abb. 3: Hauptplan von 1905 (aus BERNDT 1909)



Abb. 4: Der 1840/44 errichtete Wasserturm zur Versorgung der Gartenanlagen und des Wasserfalls der Danubia-Gruppe; er wurde 1866 wieder abgerissen (Sammlung Hönle)



Abb. 5: Elisabetheninsel mit dem Engel (Entwurf v. F.X. Reich) um 1906 (Sammlung Hönle)

Aus Anlass der Silberhochzeit des Fürstenpaares wird die Jubiläumssäule errichtet: Ein stolzer Aar auf hoher korinthischer Säule. „Zur Erinnerung an den 19. April 1818 – 1843“²¹⁾ lautet die Inschrift. Auf der Vorderseite des Sockels sieht man das fürstenbergisch-badische Allianzwapen. Um das Denkmal wurden 25 Eichen gepflanzt.²²⁾ Im Jahre 1845 ließ der Fürst zur bleibenden Erinnerung an die großen Verdienste des verstorbenen Hofrates und Leibarztes Dr. Wilhelm Rehmann, namentlich um die naturhistorische Sammlung, ein würdiges Denkmal in demjenigen Teil des Parks setzen, welcher ganz besonders unter seiner Oberleitung geändert und neu angelegt wurde.²³⁾ Der Schwanenweiher erhielt eine neue Uferbefestigung aus Stein. Der Bregkanal (Neuer Kanal) wurde verbessert, und in dem dort bestehenden kleinen Weiher im Jahre 1846/47 eine Insel geschaffen.²⁴⁾

Im Jahre 1854 verstarb Fürst Karl Egon II. und sein Sohn Karl Egon III. trat die Nachfolge an. Die Gartenanlagen in Donaueschingen wurden erweitert und umgestaltet. Seiner früh verstorbenen Frau ließ er auf der Lessinginsel ein Denkmal setzen. Die Inschrift auf der Vorderseite des Sockels lautet: „Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost. Sp. Salomon 14, 32“, auf der Rückseite: „Karl Egon Fürst zu Fürstenberg, seiner unvergeßlichen Frau Elisabeth, Prinzessin Reuß ä. L. zu Greiz, geb. 23. März 1824, gest. 7. Mai 1861“.²⁵⁾ Das Denkmal (Abb. 5) wurde nach einem Entwurf von Franz Xaver Reich gegossen.²⁶⁾

Die Insel führte von nun an den Namen Elisabetheninsel (Engelinsel) und das Lessing-Denkmal fand Aufstellung auf dem Rasenplatz zwischen Rehmannendenkmal und dem Fischhaus, bis 1892 Fürst Karl Egon IV. es renovieren und auf seinen jetzigen Platz (Karl-Egon-Platz) stellen ließ. Im Hinblick auf die Eröffnung der Eisenbahn und den infolgedessen zu erwartenden zahlreichen künftigen Besuch seiner Residenz ließ der Fürst das ganze zwischen der Mühlenstraße und der Bahnlinie liegende Wiesengelände zu Anlagen umgestalten, und diesem Umstand verdankt der Park eine seiner schönsten Partien, den Paulinenweiher (Pfauenweiher). Die Umgebung des Weihers erhielt durch Gruppenpflanzungen, Spaziergänge und mehrere Naturholzbrücken ihre landschaftliche Ausstattung.²⁷⁾

Die Holzkonstruktion der Orangerie wurde im Jahr 1864/65 durch eine Eisenkonstruktion ersetzt. Planung übernahm Hofbaumeister Diebold. Im Jahre 1866 wurde das Wasserhebwerk im Wasserturm beim großen Schwanenweiher stillgelegt. Die Wasserversorgung des Gartens und der Fontänen übernahm das Wasserpumpwerk in der Kunstmühle der Brauerei. Ab 1872 war Hofrat Gutmann für die Gärten und Anlagen verantwortlich.²⁸⁾ Im Jahr 1875 ließ Fürst Karl Egon III. durch den Fürstlichen Baurat Weinbrenner der Donauquelle an Stelle der bisherigen einfachen Fassung die jetzige architektonisch schöne Fassung geben. Die Bildwerke, die den Tierkreis darstellen, sowie die Ornamente an Pfeilern und Füllungen und die das Ganze krönende Donau-Gruppe, eine sitzende weibliche Figur, die Baar, die im Schoß ihr Kind, die Donau, hält, wurde von F. X. Reich in Hüfingen geschaffen.

Zu Anfang der siebziger Jahre ließ Fürst Karl Egon durch Hofgärtner Kirchhoff mit Aufwendung großer Opfer an Kosten, Zeit und Arbeit ein großes Unternehmen beginnen, ein nordöstlich an den Park stoßendes, größtenteils sumpfiges Gelände, das bisher zur Gutsverwaltung gehörige sog. 'Haberfeld', parkartig, unter Beibehaltung großer offener Wiesenflächen, anzulegen. Damit sollte gleichzeitig für die wertvollen Reit- und Wagenpferde des Fürstlichen Marstalles eine weichere elastischere Reit- und Fahrbahn,

als die harten Landstraßen sie boten, geschaffen werden und so wurde zuerst das ca. 22 Hektar umfassende Gelände mit einem Wegenetz von ca. 5 Kilometer Länge durchzogen. Nahezu 6 Jahre mühsamster Arbeit und Tausende von Wagen Schutt, geringen und guten Bodens hat es erfordert, das meist brachgelegene, sumpfige Land urbar zu machen, bevor nur mit der Pflanzung begonnen werden konnte. Der gute brauchbare Grund wurde aus den Wegen bis 1/2 Meter Tiefe ausgehoben und auf die stehen bleibenden Rasenflächen verteilt, zur Auffüllung der Wege aber u. a. aller Schutt und das Aushubmaterial der damals im Bau begriffenen Kellereien der Fürstlichen Brauerei verwendet. Schwierigen Transport ergaben die großen Bäume, welche aus dem Tiergarten Unterhölzer mit Frostballen entnommen wurden. Diese haben dann auch lange gebraucht, bis sie die Versetzung in den geringwertigen Boden und die viel freiere Lage überwinden konnten. Eine große Anzahl ist eingegangen oder musste des kümmerlichen Wachses wegen entfernt werden, aber nach und nach begannen sich die Gruppen, Wäldchen und Haine zu schließen und ihr Eindruck wird wohl dem schon etwas nahe kommen, was den Urhebern bei der Anlage vor Augen schwebte. Die neue Anlage bedeutet für Donaueschingen einen großen Gewinn, denn nicht nur wurde durch die umfassende Trockenlegung die nächste Umgebung gesundheitlich günstig beeinflusst, sondern die weiten Wege bieten dem Spaziergänger mancherlei Abwechslung und von ihnen aus erschließt sich ein reizvoller Ausblick auf das Tal der Donau mit seinen zahlreichen Ortschaften, begrenzt von den waldigen Höhenzügen der Länge und der Geisinger Berge und überragt vom Fürstenberg und Wartenberg.²⁹⁾

Nach dem Tode Karl Egons III. im Jahre 1892 trat sein Sohn Karl Egon IV die Nachfolge als Chef des Hauses Fürstenberg an. Unter seiner Herrschaft wurde das bis dahin schlichte Schloss umgebaut, und der Park erfuhr wiederum größere Veränderungen.³⁰⁾ Dass schon in früherer Zeit das Bedürfnis vorhanden war, bei Anlage und Bepflanzung des Parks Rücksicht auf die weitere landschaftliche Umgebung zu nehmen und einzelne Punkte derselben durch offene Ausblicke heranzuziehen, ist aus dem Plan von 1816 zu ersehen.

Im Laufe der Zeit sind wohl aus großer Pietät und Schonung für den bestehenden Baumwuchs, diese Durchsichten nicht mehr offen gehalten worden und Jahrzehnte lang Axt und Säge kaum zu Anwendung gelangt, so dass sich der Park in seinem größten Teil zu einem völlig geschlossenen, feuchten Baum- und Strauchbestand auswuchs, der nicht Luft noch Sonne genügend Zutritt gestattete. Nun aber ließ der kunstsinnige Fürst, nicht weniger als seine hohe Gemahlin, von wärmsten Interesse gerade für den Garten besetzt, in richtiger Erkenntnis des Fehlenden das Versäumte unter größtmöglicher Schonung des alten Baumbestandes nachholen. Da die in Aussicht genommenen umfangreichen Änderungen und Arbeiten so schnell als möglich bewältigt und gleichzeitig mit dem Schloßbau ihren Abschluß finden sollten, wurde die Ausführung derselben der bewährten Firma Gebr. Sießmayer, Frankfurt a. M. übertragen. Infolge dieser mit großen Kosten verbundenen Umgestaltung nähern sich jetzt die Anlagen dem freien natürlichen Gartenstil neuerer Geschmacksrichtung. Der um Jahre 1893 begonnene Umbau des alten schmucklosen Schlosses zum jetzigen imposanten Bau bedingte vor allem eine reichere Gestaltung des Schlossplatzes und der nächstgelegenen Gartenteile und in erster Reihe eine zur Größe des Schlosses im Verhältnis stehende freiere Aussicht. Um letzteres zu erreichen, war eine Anzahl großer, die Aussicht beschränkender Bäume zu entfernen, sowie das regellos wachsende Unterholz des Schlossplatzes herauszunehmen. Wesentliche Verschönerungen erhielt der in der Hauptachse des Schlosses liegende Parkteil, welcher von jenem aus die Hauptaussicht bieten sollte, also die 5 Morgen haltende,



Abb. 6: Schlossparterre mit Donauquelle und Orangerie um 1900 (Sammlung Hönle)



Abb. 7: Kalliwoda-Denkmal um 1903 mit freiem Blick auf die Riedbaar und den Fürstenberg (Sammlung Hönle)

große Museumswiese (bislang der Fürstlichen Gutsverwaltung zur Grasnutzung unterstellt) und die Gegend des Pfauenweiher. Um die einförmig ebene Museumswiese ausdrucksvoller und abwechslungsreicher zu gestalten, wurden umfangreiche Erdbewegungen durch Ausmuldungen und verstreut liegende, hügelartige Anschüttungen besonders an denjenigen Punkten herbeigeführt, für welche Anpflanzungen mit Bäumen und Strauchgruppen vorgesehen waren.³¹⁾

1896 erhielt die Donauquelle die jetzige, prächtige neue Marmorgruppe, deren Ausführung dem Bildhauer Adolf Heer in Karlsruhe schon Fürst Karl Egon II. übertragen hatte, die aber erst nach dessen Tod vollendet und nun aufgestellt wurde, während die bisherige Donaugruppe von Reich auf jener Stelle Platz fand, wo ein Teil des Wassers der Breg im Bregkanal sich erstmals mit der Donau, in der Nähe des Fürstlichen Schwimmbades, vereinigt. Durch eine neue eiserne Einfriedung wurde die Donauquelle vom Schlossparterre getrennt und durch entsprechende Umpflanzung der Umgebung des Schlossplatzes angepasst (Abb. 6). Den nunmehr einzigen öffentlichen Zugang zur Quelle vermittelt die steinerne Treppe von der Höhe der Landstraße her.³²⁾ Der Donauausfluss in die Brigach wurde neu gestaltet, er erhielt eine felsartige Fassung anstelle einer Dohle. Über der Einmündung der Donauquelle in die Brigach ließ Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1900 einen Pavillon aus Untersberger Marmor errichten. Die Säulen sind Monolithe, das Umfassungsgitter ist eine echte Bronze und das Deckeninnere mit Glasmarmor geschmückt.³³⁾

Fürst Max Egon von Fürstenberg, ließ dem Komponisten und ehemaligen Hofkapellmeister in Donaueschingen, Johann Wenzel Kalliwoda, im Park südlich der Mühlenstraße ein Denkmal errichten (Abb. 7). Es wurde vom Fürstlichen Baurat Bleyer entworfen und ausgeführt. Der große Granitblock aus dem Schwarzwald trägt das Brustbild von Kalliwoda in Bronzerelief mit Musikemblemen.³⁴⁾ Das Bronzerelief wurde von dem Bildhauer Otto Feist in Karlsruhe geschaffen. *Wie der fürstliche Stifter bei der Enthüllungsfeier am 3. August 1902 bemerkte, ist gerade dieser Platz für das Denkmal ausgewählt worden, weil hier auf das Monument der Berg herniederschaut, der dem Fürstlichen Hause den Namen gegeben, während Kalliwoda Fürstenbergern eine Hymne geschenkt hat, deren Töne edel und hehr bis heute in Freud' und Leid' erhebend erklingen.*³⁵⁾

Der Park um 1905

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts umfassten die gesamten Fürstlich Fürstenbergischen Anlagen eine Fläche von 55 ha.³⁶⁾ Sie bestanden aus den der Öffentlichkeit zugänglichen Parkanlagen südlich der Brigach und im Gewann Haberfeld. Die schlossnahen Bereiche nördlich der Brigach gliederten sich in einzelne Gärten, vorwiegend der fürstlichen Familie vorbehalten, dazu gehörten der Blumengarten, der Schlosshof und Elisabethengarten. Von großer Bedeutung waren die Nutzgärten. Aus dem Hauptplan über die Fürstlich Fürstenbergischen Anlagen und Gärten in Donaueschingen von 1905 (Abb. 3) und aus den verschiedenen Abbildungen und ersten Photographien läßt sich entnehmen, dass zu Beginn des Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg die Gartenanlagen durch die Vielzahl und Vielfalt der Pflanzen und Gehölze einen Höhepunkt erlebten. Aus Beschreibungen und Abbildungen kann man auf vielfältige Gehölze und aufwendige Flor- und Teppichbeete, gepaart mit Palmen und anderen exotischen Pflanzen, schließen – eine üppige Vegetation versehen mit Schmuckpflanzungen, die dank der vielen Gewächshäuser immer wieder zur Verfügung standen (Abb. 8).



Abb. 8: Elisabetheninsel um 1904, umgeben von exotischen Bäumen und Blumenbeeten (Sammlung Hönle)



Abb. 9: Die Danubia-Gruppe, 1837 von F.X. Reich geschaffen, auf der Insel im großen Schwanenweiher um 1909 (Sammlung Hönle)



Abb. 10: Ausfluss des Donaubachs in die Brigach, gegenüber das fürstliche Schwimmbad von 1818 (Lithographie v. Jacob Alt 1820)



Abb. 11: Das Fischhaus mit Ammonitenkapitellen, 1841 erbaut, etwa um 1900 (Sammlung Hönle)

Nicht übersehen sollte man die verschiedenen Gartenanlagen für Nutzpflanzen, den Gemüsegarten und das Gemüseland, die zur Versorgung der Küche des Hofes beitrugen. Exotische Früchte wurden in Glashäusern gezogen und erfolgreich geerntet. Nach dem 2. Weltkrieg haben sich die Parkanlagen in einen modernen Freizeitpark verwandelt. Für die vielfältigen Aktivitäten wurden innerhalb der historischen Grenzen Flächen zur Verfügung gestellt. Parkschwimmbad, Tennis- und Squashzentrum mit Hartplätzen, Minigolfplatz, Eislaufbahnen, Anton-Mall-Stadion, Reitturnierplatz, Dressurviereck, Abreiteplätze, mehrere Sportplätze und der Festplatz Gerbewiese. Ein Haus der Hundefreunde und das Kreistierheim liegen in den historischen Anlagen, auch die Pfadfinder haben ein Haus innerhalb des Parkgeländes. An der Quelle des Brunnenbaches liegt ein Kneippbad. Der Donauradweg führt vom Bahnhof in Donaueschingen über die Prinz-Fritzi-Allee in östliche Richtung quer durch die Parkanlagen. Soweit die historische Entwicklung der Fürstlich Fürstenbergischen Anlagen und Gärten.

Zur stilistischen Einordnung kann folgendes gesagt werden: Der Schlosspark in Donaueschingen bestand von je her aus verschiedenen Gärten und Parks mit unterschiedlichen Strukturen und Nutzungen. Zwischen dem Schloss und der Brigach lagen die Privatgärten des Fürstenhauses, bestehend aus einem Gemüsegarten, dem Schlosshof mit der Donauquelle und dem ehemaligen Blumengarten. Die Donauquelle war der Öffentlichkeit zugänglich und durch einen Eisenzaun und Gehölzpflanzungen vom Schlosshof getrennt. Nach dem Umbau des Schlosses (1893-96) durch die Wiener Architekten Bauqué & Pio wurden große Teile der Anlagen neu gestaltet. Die Architekten des Schlosses schufen passend zur Schlossfassade auf dem Schlosshof ein neobarockes Parterre, dessen Hauptachsen orthogonal zur Schlossfassade verlaufen. Im vorderen Drittel liegt ein Springbrunnen, mehrere Steinvasen und Kandelaber sind symmetrisch dazu angeordnet. Die Ausführung und Pflanzenauswahl wurde der Firma Gebrüder Sießmayer, Gartenarchitekten, Frankfurt a.M. übertragen.³⁷⁾ Die Verbindung zu dem bekannten Frankfurter Landschaftsarchitekten Heinrich Sießmayer, dem Initiator und Planer des Frankfurter Palmengartens, kam vermutlich über das Deutsche Kaiserhaus zustande. Die rechts und links liegenden Rasenflächen waren mit Clumps aus Nadel- und Laubgehölzen bepflanzt. Östlich davon liegt heute noch der Fürstliche Gemüsegarten mit den Gewächshäusern, von einer Mauer und einem eisernen Zaun eingefasst. Westlich des Schlosshofes schloss sich der ehemalige Blumengarten mit der Orangerie, einem Ananashaus und weiteren Glashäusern an. Dieser ehemalige Privatgarten des Fürsten mit Schlingelwegen, einem Rasentennisplatz und einem Springbrunnen wurde im Stile der Villengärten Ende des 19. Jahrhunderts gestaltet.

Südlich der Brigach bis nach Allmendshofen erstreckt sich eine Parkanlage, deren Grundstrukturen, die geradlinigen Hauptwege mit Alleebäumen, Kanälen und kanalisierten Flüssen dem späten Barock zuzurechnen sind. Freiherr von Auffenberg war ein Mann des Überganges zwischen Rokoko und Klassizismus. Sein Broullion-Plan für den Schlosshof aus dem Jahr 1784 mit den Parterres und dem Verlauf der Alleen als *Patte d'oie* (Gänsefuß), ist noch ganz dem Rokoko zuzuordnen, während das von ihm später entworfene Gebäude, das Badhaus, dem Klassizismus zugerechnet werden kann; das gleiche gilt für den von ihm angelegten Schwanenweiher und seine Umgebung, die im englischen Gartenstil gehalten sind.

Diese Parkanlage war von Anfang an der Öffentlichkeit zugänglich und wurde im Laufe seiner Geschichte zu einem Volksgarten in Sinne von Friedrich Ludwig SCKELL: *Daher muss ein Volksgarten, wo nicht alle, doch die größte Zahl seiner Lustwandler und ihren*

verschiedenen Geschmack zu befriedigen vermögen. Menschen, die die Welt noch nie betrübte und die ein beständiger Frohsinn beglückt, sehnen sich vorzugsweise nach den lieblichen Bildern der Natur; sie suchen jene Wege auf, die am Rande ausgedehnter Wiesen im Blüthenduft schön blühender Gruppen, zwischen Rosen und Jasmin umher führen, während andere, des Schicksals harte Laune empfinden mußten, die bald die Hoffnung bald die Liebe täuschte, sich aus den frohen Zirkeln zu entfernen suchen, diese mit den schönen Kindern der Flora, der Rose, die ihre Dornen verbarg, fliehen, und eher in düstere Wälder, in heilige Haine, wo Ruhe, Einsamkeit und hoher Ernst wohnen, hinein. Hier ist ihre Stimmung im Einklang mit dieser Natur; hier weilen sie im Schatten bei einer ehrwürdigen Eiche, am murmelnden Bache, mit dem sie ihre Klagen vereinigen.³⁸⁾ Diese von Friedrich Ludwig Sckell definierten Charakteristiken eines Volksparkes sind im Schlosspark von Donaueschingen zu finden, ebenso die Verzierungen: Ihre Verzierungen sind Denkmäler, welche ein wichtiges vaterländisches Verdienst, eine glückliche National = Begebenheit allegorisch darstellen. Solche Verzierungen gehören daher den Volksgärten vorzüglich an, weil sie den Nationalruhm verbreiten helfen und das Gefühl für ähnliche edle Thaten wecken. Auch Gebäude finden in solchen Gärten statt, wenn sie nicht kleinlich ausgeführt werden und als Muster der höhern und reinern Baukunst dienen.³⁹⁾

Im Park von Donaueschingen sind u. a. für Kalliwoda und Rehmann Denkmäler gesetzt worden, Männer, die sich um das Fürstentum verdient gemacht haben. Die Donau und ihre Quellflüsse sind mehrfach allegorisch dargestellt; ein großer europäischer Fluss, der hier seinen Anfang nimmt. 1846/47 wurde eine Insel im Kanalweiher errichtet (Abb. 8). Sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Rousseau-Insel in Ermenonville in Frankreich und der Rousseau-Insel im englischen Garten zu Wörlitz.

Im 19. Jahrhundert vergrößerte sich die dendrologische Vielfalt der Gartenanlagen durch neue Züchtungen und durch Gehölze, die von Sammlern aus aller Welt nach Europa gebracht wurden. Auch wenn in Donaueschingen, durch das raue Klima dieser Entwicklung gewisse Grenzen gesetzt waren, so belegen doch Literatur und Abbildungen, dass die Landschaftsarchitekten, die beim Umbau des Schlosses Ende des 19. Jahrhunderts tätig waren, diese Gestaltungsauffassung umgesetzt haben. Es wurden fast keine neuen Strukturen geschaffen, vielmehr lag der Schwerpunkt in der Vielfalt der Pflanzen und der Auswahl der Gehölze.

Zu dem Parkprogramm kann folgendes gesagt werden: Vor dem Schloss, nördlich der Brigach, lagen die Privatgärten des Fürstenhauses. Ein neobarockes Parterre zierte den Schlosshof, rechts und links liegen eingefasste Rasenflächen, die durch Gehölzgruppen in kleine Gartenräume gegliedert waren. Der Schlosshof erhielt nach dem Umbau des Schlosses ein leichtes Gefälle zur Brigach hin, um das Schloss optisch besser zur Geltung zu bringen. Der ehemalige Blumengarten vor der Orangerie war ein Villengarten im Stil eines späten Landschaftsgartens. Die Einfassung durch Gehölze verlieh ihm den Charakter eines *Giardino segreto*. Östlich des Schlosses liegt der fürstliche Gemüsegarten, ein formal gestalteter Nutzgarten mit Glashäusern. Südlich dieser Gartenanlagen übernimmt die Brigach die Funktion eines „Aha's“, eine vom Schloss aus unsichtbare Grenze, die den Blick ungehindert über das Parterre in den öffentlichen Park gleiten lässt. Die Parkanlagen südlich der Brigach waren immer öffentliche Anlagen. Das Publikum betrat den Park von der Stadt Donaueschingen von Westen oder von Süden her. Dabei wird der Park über geradlinige Alleen und Wege entlang der formal geführten Kanäle und Flüsse erschlossen. Verlässt man die Hauptwege, so führen Schlingelwege

entlang von Baumgruppen und Wiesen durch immer neue Gartenräume zu natürlich wirkenden Seen mit Inseln. Freiherr v. Auffenberg nannte diese Wege „anmutig“ (Vortrag vom 18. August 1810).⁴⁰⁾ Sie erweitern sich hier und da zu Rondellen, wo hin und wieder ein Denkmal seinen Platz gefunden hat. Die Gehölze wurden in kleinen Bosquets (Wäldchen) und Clumps gepflanzt.

Im Kern ist die Parkanlage mit einem dichten Wäldchen versehen, Einsamkeit und Abgeschiedenheit waren hier angesagt. Auch Abpflanzungen oder Deckpflanzungen gehören in Donaueschingen zum Parkprogramm: unschöne Gebäude oder die Eisenbahnlinie sollten durch sie dem Blick des Besuchers entzogen werden.

Der Schlosspark wird von den beiden begradigten Quellflüssen der Donau begrenzt, die immer wieder von Baumreihen begleitet werden. Über diese formal gestalteten Parkgrenzen hinweg ist der Park durch Blickbeziehungen nach Osten mit der umgebenden Landschaft verbunden, nach Westen und Norden mit Straßen und Plätzen in Donaueschingen. Die Breg übernimmt entlang der Parkanlage die Funktion eines „Aha's“, d. h. eine Grenze, die tiefer liegt, und somit den Blick in die freie Landschaft möglich macht, andererseits aber verhindert, dass z. B. landwirtschaftliche Nutztiere in den Park gelangen können. Im Stile eines reinen englischen Landschaftsgartens war der Parkteil nördlich der Brigach bis zur Straße nach Pfohren gestaltet, d.h. ohne formale Strukturen. In dem Plan von 1905 als „F.F. Parkanlagen, (Gewann Haberfeld)“ bezeichnet. Die Wege sind geschwungen, Wiesen wechseln sich mit Clumps ab und bilden immer neue Gartenräume. ... *die weiten Wege bieten dem Spaziergänger mancherlei Abwechslung und von ihnen aus erschließt sich ein reizvoller Ausblick auf das Tal der Donau mit seinen zahlreichen Ortschaften, begrenzt von den waldigen Höhenzügen der Länge und der Geisinger Berge und überragt vom Fürstenberg und Wartenberg.*⁴¹⁾

Zur historischen Nutzung

Zur historischen Nutzung kann folgendes gesagt werden: Die Gartenanlagen nördlich der Brigach waren der fürstlichen Familie vorbehalten, der Garten vor der Orangerie, der Gemüsegarten und der Schlosshof. In diesem Bereich war nur die Donauquelle der Öffentlichkeit zugänglich. Die Parkanlagen südlich der Brigach waren für das Publikum geöffnet, Parkordnungen grenzten den Personenkreis ein und sollten die Anlagen vor Zerstörung und zu großer Abnutzung schützen. Im Winter wurde im Park Schlittschuh gelaufen, und die Eiswiese lieferte Stangeneis für die Brauerei, welches im Eishaus gelagert wurde. Zwei Parkordnungen, die vermutlich vor etwa 100 Jahren formuliert worden sind, mahnen einen pfleglichen Umgang mit dem Park an und betonen die Sonderstellung der öffentlichen Anlage: *Die Gartenanlagen sind dem allgemeinen Besucher zugänglich. Mit Zuversicht wird erwartet: Daß Jedermann sich anständig betragen, und Niemand sich erlauben werde: Bäume, Sträucher, Geländer, Gebäude und andere Verzierungen des Gartens zu beschädigen; durch das Gebüsch zu gehen oder den Rasen zu betreten, die Wege zu verunreinigen oder mit Karren zu befahren; Vieh durch den Park zu treiben, große Hunde ohne Leine mitzuführen, oder kleine aufsichtslos umher laufen zu lassen, so daß sie das Geflügel beunruhigen oder irgend etwas verderben können. Vogelnester auszunehmen, Vögel zu fangen, oder zu beunruhigen ist aufs strengste untersagt. Fürstliche Gartendirektion.*

Der Zutritt in diesen Garten wird jedem Gebildeten gern gestattet. Die Ordnung fordert jedoch: daß kleine Kinder und deren Wärterinnen ohne Ausnahme abgewiesen, größere nur unter Aufsicht der Eltern oder Lehrer eingelassen werden; daß man nur durch Ver-

*mittlung eines Gartengehilfen die Pflanzenhäuser besuche; daß man weder Hunde reinführe, noch Tabak rauche; und das man aufs strengste sich des Abpflückens von Zweigen, Blättern, Blüten, Früchten oder Samen enthalte.*Fürstliche Gartendirektion.⁴²⁾

Zur künftigen Gestaltung und Pflege

Das Leitbild für die künftige Gestaltung und Pflege sollte die Strukturen des Hauptplanes über die Fürstlich Fürstenbergischen Anlagen und Gärten in Donaueschingen um 1905 übernehmen. Die F. F. Anlagen und Gärten sind seit dem Jahr 1770 in nacheinander folgenden Bauperioden geplant und angelegt worden. Da das Anlegen der Wege und Plätze und die Ausführung der Wasseranlagen mit sehr großem Aufwand und technischem Können verbunden waren, haben sich die meisten Wege und Gewässer bis heute erhalten oder sind noch erkennbar. Als Beispiel sei hier die erste kleine Allee südlich der Brigach erwähnt. Sie wurde 1770 von dem Fürsten Joseph Wenzel durch Freiherrn von Laßberg angelegt und dann 1779 weiter geführt. Dieser Weg ist bis heute der einzige Zugang zum Schlosshof von Süden her. Umgestaltungen fanden nur in einzelnen Bereichen und auf Teilflächen statt (Abb. 9). Mit dem Umbau des Schlosses wurden die Anlagen und Gärten dem Geschmack der Zeit am Ende des 19. Jahrhunderts angepasst, was sich vor allem in der Pflanzenauswahl ausdrückte.

Der Erlebniswert des Gartendenkmals Schlosspark Donaueschingen ist durch neuzeitliche Nutzungen innerhalb des historischen Bereiches stark beeinträchtigt. Zahlreiche Sportstätten sowie Freizeitaktivitäten beanspruchen heute Flächen innerhalb der historischen Gartenanlage. Der ruhende Verkehr stört das Parkbild an verschiedenen Stellen ganz erheblich. Neben den Beeinträchtigungen durch Verkehr und Sportstätten sowie die verschiedenen Freizeitaktivitäten wird das Gesamtkunstwerk Schlossgarten durch neuzeitliche Veränderungen mit modernen Materialien, stilfremden Ausstattungselementen, Schildern und Werbetafeln negativ beeinflusst. Das Ziel der Gartendenkmalpflege soll sein, die charakteristischen Eigenarten der Anlagen wieder heraus zu arbeiten. Weitere Verluste der historischen Substanz sollten verhindert und Lösungen gefunden werden, neuzeitliche Nutzungen in Einklang mit der historischen Substanz zu bringen.

Hierbei sollten nur die historischen Strukturen wieder erlebbar gemacht werden, die durch den Hauptplan von 1905 belegt werden können oder in der Literatur genau beschrieben wurden und durch Bestandsaufnahmen nachgewiesen werden können. Die für die Zeit um die Jahrhundertwende charakteristischen Flor- und Teppichbeete, welche aus der Beschreibung und durch Abbildungen bekannt sind, sollten nicht wieder hergestellt werden, da bis heute keine Pflanzpläne aus der Zeit bekannt sind, und eine Rekonstruktion, die sich nur auf Interpretationen und unzureichendes Quellenmaterial stützt, eine Verfälschung des Geschichtsdokumentes darstellen würde. Es könnte allenfalls ein Stilgarten entstehen, der nicht im Sinne der Gartendenkmalpflege sein kann.

Zu den Gebäuden im Park kann folgendes bemerkt werden: Durch die Topographie bedingt liegt der Eingang des Schlosses auf der Gartenseite und damit liegt hier auch gleichzeitig der Ehrenhof. Die Parterres auf der Südseite des Schlosses sind die einzigen Gartenelemente, die durch Achsen und Wege einen direkten Bezug zu dem Gebäude haben. Die Orangerie liegt unweit des Schlosses, in dem ehemaligen Blumengarten. Als Vorgängerbauten werden verschiedene Gewächshäuser erwähnt. Die Eisenkonstruktion aus dem Jahr 1864/65 verlieh der Orangerie das typische Aussehen der damals in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts üblichen Palmenhäuser und Wintergärten. Auf der Ostseite der Orangerie steht in einer Nische die „Flora“ des Bildhauers F. X. Reich.⁴³⁾ Die Oran-

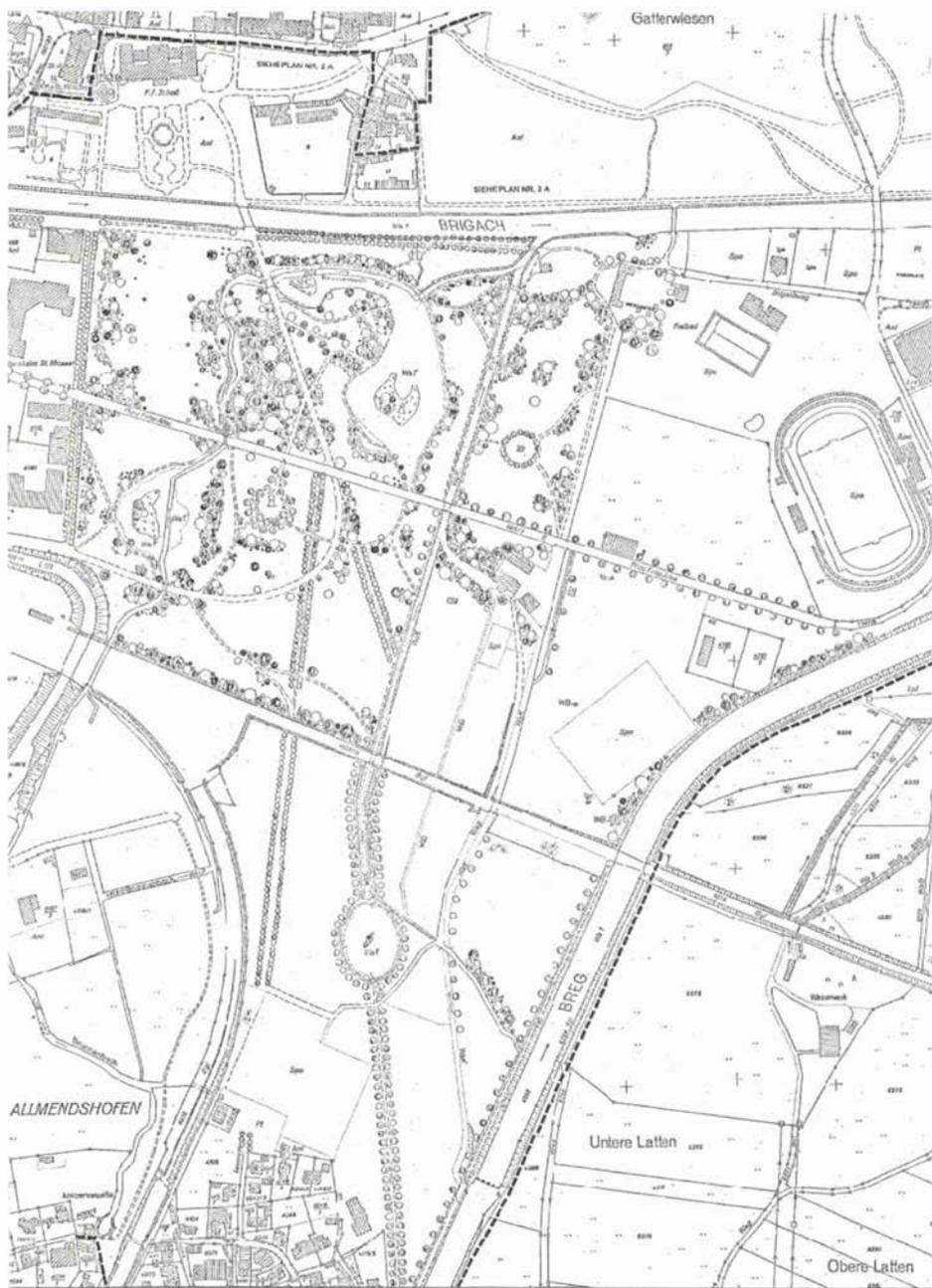


Abb. 12a: Plan der künftigen Gestaltung von H. ANGST.
 Der Plan ist nach N orientiert, Legende s. Abb. 12 b

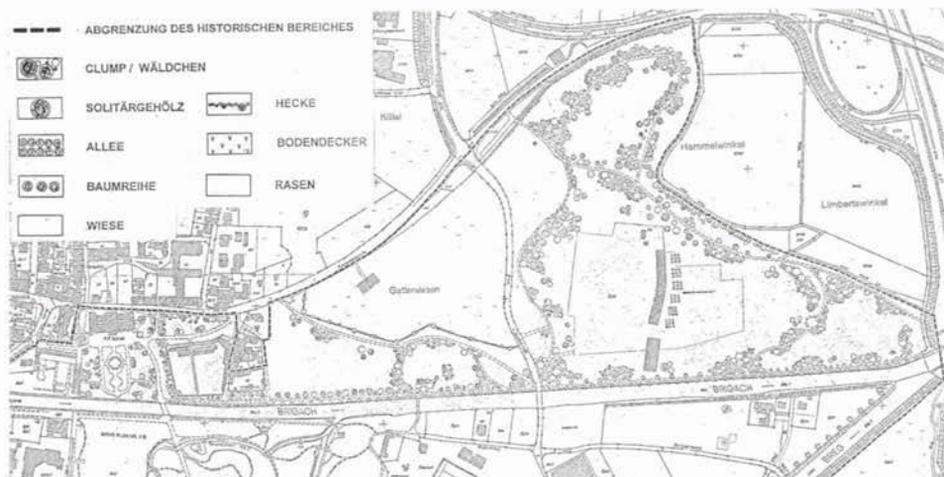


Abb. 12 b: Der Teil nördlich der Brigach

gerie wird derzeit restauriert; es ist zu hoffen, dass die neue Nutzung dem historischen Gebäude und dem ehemaligen Blumengarten gerecht wird.⁴⁴⁾

Das Gesellschaftshaus Museum steht rechts der Brigach gegenüber dem vormaligen Blumengarten. Das Gebäude und seine Umgebung machen heute einen sehr ungepflegten Eindruck. Die Nutzung als Kino beeinträchtigt das historische Gebäude.

Das Badhaus, ein langgestrecktes, eingeschossiges Gebäude steht im östlichen Teil des Parks. Es wurde im klassizistischen Stil im Jahr 1818 nach Plänen des Fürstlich Fürstenbergischen Hofmarschalls und Oberbaudirektors Joseph Freiherr von Auffenberg errichtet (Abb. 10). Er ließ von einem etwa 400 Meter oberhalb in der Breg liegenden Stauwehr, das ursprünglich für eine Tabakmühle erbaut wurde, einen Kanal ziehen, der das Wasser für das große Schwimmbecken lieferte. *Die Strömung des Überlaufes des Badebeckens benutzte Freiherr von Auffenberg zum Antrieb eines unterschlächtigen Wasserrades, das die mechanische Kraft für den Betrieb einer doppelten Kolbenpumpe erzeugen musste. Dieses Pumpwerk förderte das für die Wannenbäder erforderliche Wasser in einen unter dem Dach eingebauten Wassersammler. Das Haus selbst mit seinen für klassizistische Gebäude charakteristische Mittel- und Seitenrisaliten vermittelt durch die die Risalite bekrönenden kleinen Giebel einen herrschaftlichen Eindruck. Durch die gelungenen Proportionen und den souveränen Einsatz der altgriechischen Stilelemente wird dieser Eindruck noch verstärkt. Bemerkenswert ist auch, dass schon auf dem „Riss über das Badhaus in Donaueschingen“ aus dem Jahre 1818 eine Blitzableiteranlage eingezeichnet ist, die dann sicherlich auch verwirklicht wurde....und gerade die Kombination des klassischen Gebäudes mit dem „neuesten“ technischen Fortschritt macht das kleine Gebäude so reizvoll.*⁴⁵⁾ Heute ist in dem Gebäude ein Restaurant untergebracht. Leider wurde das Badhaus stark verändert und viele technische Einrichtungen existieren nicht mehr.

Das Fischhaus wurde auf Anraten von Dr. Wilhelm Rehmann in der Nähe des Badhauses errichtet, da man über eine Dohle die Fischgrube und den davor liegenden Fischweiher mit frischen Wasser aus dem Badhauskanal versorgen konnte (Abb. 11). *Das Bauwerk sollte, wie Fürst Karl Egon II. von seinem Bauinspektor Johann Martin wünschte, nicht*

nur zweckmäßig, sondern massiv und auch so schön gebaut werden, dass es sich als Zierde für den Park gut sehen lassen könne. Daher auch die Verzierungen mit den Lisenen und den beiden Rundsäulen, die das Dach über der kleinen Vorhalle stützen. Die Kapitelle als Abschluss der Lisenen und Säulen schmücken Ammoniten, die ebenfalls von dem Hünfänger Franz Xaver Reich gefertigt wurden, und zwar in Terrakotta-Technik. Das Schieferdach schmückt ein laternenartiger Aufbau, der wegen guter Durchlüftung gebaut worden war.⁴⁶⁾

Parks und Gärten sind Generationsverträge. Sie gehen von einer Hand in die andere. Nicht als totes Inventar, sondern als lebendige Materie. Da steht am Beginn eine große Idee, ein Entwurf – ausführen, weiterführen, lenken, interpretieren, sich das Leitbild neu aneignen, das muß jeder für sich leisten, der die Verantwortung für Gartenkunst übernimmt. Die Gartenkunst ist immer mit Musik verglichen worden. – „*Sie hat auch ihre Symphonien, Adagio's und Allegro's, die das Gemüt gleich tief ergreifen*“, schreibt Fürst PÜCKLER. Wer Gartendenkmalpflege treibt, muß Partituren lesen können. Vom Volkslied eines Bauerngartens bis zur großen Symphonie des Landschaftsparks.⁴⁷⁾

Anmerkungen

- 1) RÖSSING, 1991
- 2) TUMBÜLT, G., 1922, S. 18
- 3) BERNDT, O., 1909, S. 7
- 4) BERNDT, O., 1909
- 5) BERNDT, O., 1909, S. 11
- 6) BERNDT, O., 1909, S. 13
- 7) RIEZLER, S. 1872
- 8) Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen.
- 9) SCHILLER, J.C., 1795
- 10) BERNDT, O., S. 12
- 11) GOERLIPP, G., 1985
- 12)-15) BERNDT, O., 1909
- 16) BERNDT, O., 1909, S. 24
- 17) BERNDT, O., 1909
- 18) GOERLIPP, G., 1985
- 19)-20) BERNDT, O., 1909
- 21) TUMBÜLT, G., 1922
- 22)-25) BERNDT, O., 1909
- 26) WACKER, K., 1966
- 27) BERNDT, O., 1909
- 28)-30) BERNDT, O., 1909
- 31) BERNDT, O., 1909, S. 43
- 32) BERNDT, O., 1909
- 33) TUMBÜLT, G., 1922
- 34) BERNDT, O., 1909
- 35) TUMBÜLT, G., 1922
- 36)-37) BERNDT, O., 1909
- 38)-39) SCKELL, F.L., 1825
- 40) BERNDT, O., 1909
- 41) BERNDT, O., 1909, S. 39
- 42) F. F. Archiv, Donaueschingen
- 43) TUMBÜLT, G., 1922
- 44) Wernick, A., 2003
- 45) Goerlipp, G., 1983
- 46) Goerlipp, G., 1985
- 47) Wieland, D., o.J.

Erwähnte Schriften und Quellen

- BERNDT, O. (1909): Die Gartenanlagen zu Donaueschingen, Wartenberg und Neidlingen. Ihre Entstehung und Entwicklung. – Schriften der Baar 14: 121-64, Tübingen.
Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen
- GOERLIPP, G. (1983): Das Badhaus. – Fürstenberger Waldbote Nr. 29
- GOERLIPP, G. (1985): Das Fischhaus. – Fürstenberger Waldbote Nr. 31
- GÜNTHER, H. (1993): Gärten der Goethezeit. Leipzig
- HENNEBO, D. (1985): Gartendenkmalpflege. Stuttgart
- HUTH, V. (1989): Donaueschingen. Stadt am Ursprung der Donau. Sigmaringen
- JOHN, T. (1998): Der Fürstlich Fürstenbergische Garten zu Donaueschingen. – Die Gartenkunst. 10/1: 169-184, Worms
- RIEZLER, S. (1872): Geschichte von Donaueschingen. – Schriften der Baar 2:1-104
- RÖSSING, R. und R. (1991): Parkansichten. Leipzig
- SCHILLER, J.C. (1795): Die Baumzucht im Großen, aus Zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen in Rücksicht auf ihre Behandlung, Kosten, Nutzen und Ertrag beurtheilt. Neustrelitz. Nachdruck (1993): Deutsche Schillergesellschaft Marbach a/N.
- SCKELL v., F.L. (1825): Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber. Nachdruck (1982): Wernersche Verlagsgesellschaft Worms/München
- TUMBÜLT, G. (1922): Führer durch Donaueschingen, 4.Aufl., Donaueschingen
- WACKER, K. (1966): Der Landkreis Donaueschingen. Konstanz
- WERNICK, A. (2003): Zur Rekonstruktion der Terracotten an der Fürstlich Fürstenbergischen Orangerie. – Schriften der Baar 46:178-185, Donaueschingen
- WIELAND, D. (o.J.): Historische Parks und Gärten, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 45

Eingang des Manuskripts: 24.7.03

Anschrift der Verfasserin: Dipl.ing. Helma Angst, Duranceweg 16, 70771 Leinfelden-Echterdingen

Nachtrag der Schriftleitung: Der besondere Dank der Schriftleitung gilt Herrn Willi Hönle, Donaueschingen, der bereitwillig und uneigennützig zahlreiche Abbildungen aus seiner Sammlung zur Verfügung stellte und damit zur Anschaulichkeit der Darstellung entscheidend beitrug!

Die Vetersammlung in Villingen

Unter Berücksichtigung der Konvente,
die der Augustinus-Regel¹⁾ unterstellt waren

von Edith Boewe-Koob

Zusammenfassung

Die Vetersammlung war einst eine vermögende Gemeinschaft, die durch die Gunst vieler Wohltäter einen bedeutenden Platz unter den Frauengemeinschaften einnahm. Sie stand jahrhundertlang unter der Augustinus-Regel, war bis 1730 der 3. dominikanischen Regel unterstellt und gehörte zu den Bußschwestern des hl. Dominicus. Durch kluge Verwaltung hatten sie Ländereien und Einnahmen durch Handarbeiten. Das eigentliche Postulat der Sammlung und später des Ordens war das tägliche Gebet für alle Menschen, was auch als Zeichen der Nächstenliebe gewertet werden muss. Von dem einstmals sicher reichen Material an Urkunden, Chroniken und sonstigen Aufzeichnungen existieren außer den Urkunden nur noch wenige Zeugnisse. Ihre eigentliche Aufgabe war für die Menschen zu beten, wie es sehr deutlich aus den Aufzeichnungen des Jahrzeitenbuches hervorgeht.

Als großes Glück erwies sich die Zusammenlegung der beiden Orden und ihre, wenn auch zögerliche, Einwilligung dem Orden der Ursulinen beizutreten. Bis heute leben, beten und unterrichten die Schwestern von St. Ursula in dem letzten auf das Mittelalter zurückreichende Kloster Villingens, das eine jahrhundertlange Tradition auszeichnet.

Einführung

Im 12. und 13. Jahrhundert wollten viele Frauen ihrem Glauben besonderen Ausdruck geben, und versuchten in religiösen Gemeinschaften ihrem Ideal, Gott und dem Nächsten zu dienen, näher zu kommen. Es handelte sich um laikale Gemeinschaften, die von sich aus als eine religiöse Bewegung ohne feste Regeln entstanden. Durch Initiative Jacob von Vitrys, Augustinerchorherr und später Bischof von Akkon, wurde von Papst Honorius III. im Jahr 1216 die mündliche Anerkennung dieser neuen Gemeinschaften erwirkt. Die frühesten Beginensammlungen entstanden in Flandern-Brabant und verbreiteten sich in Frankreich, Deutschland, besonders am Niederrhein und in Bayern, und fast in ganz Europa. Die neuen Gemeinschaften hatten vielfach ein Spital oder Leprosorium in Obhut. Sonst lebten sie teils vom Bettel, teils von Handarbeiten, aber auch im Lauf der Zeit vom Ertrag ihres sich vergrößernden Besitzes.²⁾

Die Bildung dieser Gemeinschaften war in Deutschland abweichend von der Entwicklung in Flandern und den Niederlanden. Dort bildeten sich Beginenhöfe, bestehend aus kleinen Häusern, die von einer Mauer umgeben waren, in denen jede Begine ihren eigenen Haushalt führte. In Deutschland lebten die Beginen in Bürgerhäusern, im rheinischen Raum wurden sie Konvente, im fränkisch-bayrischen Raum Seelhäuser, in Süddeutschland Sammlungen und im Norden Einung genannt. Soweit sie zusammenlebten und eine Gemeinschaft bildeten, führten sie einen gemeinsamen Haushalt. Das

Leben in den Häusern wurde durch Statuten geregelt, deren Beachtung beim Eintritt verpflichtend war. Über den Eintritt hatten die Patrone und Beichtväter, sowie die Meisterin zu entscheiden. Der Austritt war durch einfache Willenserklärung möglich, da keine Bindung an ein Gelübde vorlag. Sie wollten ohne feste Ordensregel innerhalb einer Frauengemeinschaft beten und dem Nächsten dienen. Sie waren religiöse Gemeinschaften ohne bindende Profess und ohne Klausur. Während ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinschaft gelobten sie der Meisterin Gehorsam und Keuschheit. Aber das Leben in diesen Gemeinschaften verlangte trotz allem religiöse Verpflichtungen, wenn auch nicht im selben Maß wie in den Klöstern. Es wurde in den Sammlungen unter anderem für das Seelenheil der Stifter und Wohltäter gebetet.³⁾

Ohne Zweifel war ein persönliches Heilsstreben einer der ausschlaggebenden Faktoren für die meisten Frauen. Diese Werte wurden durch Predigten und religiöse Literatur in Volkssprachen vermittelt, die u.a. zur „*imitatio sanctorum*“ aufriefen. „*Vita apostolica et evangelica*“ war für die Beginen das größte Anliegen und sie pflegten, neben ihren Gebetsstunden, oftmals Kranke und Sterbende.

Diese Bewegung öffnete den religiösen Frauen im Laienstand einen neuen Weg der Innerlichkeit. Die Beginen lebten nach einer Verfassung, die ihnen der Bischof aufgestellt hatte, oder wie sie in den Statuten ihrer Gründung aufgezeichnet war. Ohne Gelübde verpflichteten sie sich zu täglichen geistigen Übungen, zum Fasten und zu regelmäßigem Sakramentenempfang. Die Leitung hatte eine Meisterin oder Mutter mit ihren Ratsfrauen, und ein wöchentliches Schuldkapitel wachte über die Disziplin.

Die Herkunft des Namens Begine ist nicht genau bekannt. Man nimmt jetzt an, dass er von der grauen Bußkleidung der Beginen (*beges* = altfranz., = heute beige, oder *bigio*= aschgrau, beige)⁴⁾ kommt. Die Hypothese, dass Beginus von Albingensis abgeleitet sei, ist nicht haltbar.

Nachdem sich die Beginenbewegungen den Orden der Zisterzienser und Prämonstratenser zugewandt hatten, aber schon vor 1200 von den Prämonstratensern nicht mehr betreut wurden und keinen weiblichen Ordenszweig mehr zuließen, versuchten die Frauen verstärkt Anschluss an die Zisterzienser. Aber auch hier wurde 1228 auf dem Generalkapitel verboten, die vorhandenen und neu entstehenden Frauengemeinschaften in den Ordensverband aufzunehmen. Trotzdem gab es im 13. Jh. eine große Zahl Zisterzienser-Frauenklöster, wobei vor allem die Äbte von Salem und Tennenbach Förderer des weiblichen Zweigs waren.⁵⁾

Beim Aufkommen der beiden Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, wurden diese Beginen-Gemeinschaften in Deutschland und Frankreich vielfach von Mitgliedern dieser Orden seelsorgerisch betreut. Besaßen die Gemeinschaften eigene Kirchen, so stellten diese Orden, wenn kein eigener Kaplan ernannt war, die Priester. Der Rektor oder Prior war für die Gemeinschaften verantwortlich. Dies geschah einerseits, weil diese Orden selbst aus einer religiösen Erneuerungsbewegung entstanden sind und eine Vertiefung des religiösen Lebens anstrebten. Andererseits hat die Kirche von jeher das Bestreben gehabt, religiöse Lebensformen, wie die der Beginen, durch eine Ordnung in das Ordensleben einzugliedern. So wurde das Ziel verfolgt, vor allem in der Frühzeit, viele Beginengemeinschaften den beiden Orden zu unterstellen, oder sie zur Annahme einer Ordensregel zu bewegen. Ein Grund dafür war, dass die religiöse Frauenbewegung zeitweise sektiererische Formen anzunehmen drohte.

Ein Dekret verurteilte die häretischen Beginen und Begarden, besonders in Deutschland, von denen mehrere die Irrlehre der „*Brüder und Schwestern des freien Geistes*“ vertraten. Diese huldigten einer eigenartigen Mystik und lehrten, dass die Vollkommenheit und die „*Visio beatifica*“ schon auf Erden in einem solchen Grad erreicht werden könnte, dass man unsündig würde, erhaben über alle göttlichen und menschlichen Gesetze. Sie glaubten, dass solche Menschen durch ihre natürlichen Kräfte die höchste himmlische Seligkeit erreichen könnten. Diese Bestrebungen wurden vor allem in Deutschland unterdrückt und verschwanden am Ende des Mittelalters.⁶⁾

Das entsagungsvolle Leben Elisabeths v. Thüringen hatte großen Einfluss auf die religiösen Frauenbewegungen. Die heilige Elisabeth (†1231), die oft als Terziarin des franziskanischen Ordens dargestellt ist, hat ihren aufopfernden und entsagungsvollen Dienst der tätigen Nächstenliebe ohne direkten Anschluß an einen Orden verwirklicht, obwohl sie sehr stark unter dem Eindruck ihres Vorbildes des hl. Franziskus stand.

Die ersten Sammlungen in Villingen und Umgebung

Wie fast in allen Städten, gab es auch in Villingen und Umgebung eine Reihe von religiösen Frauengemeinschaften. Sie nannten sich Sammlungen oder auch Konvente. Über die Gründungsjahre ihrer Kommunität ist nichts bekannt. Der Beginn liegt auch deshalb im Dunkeln, weil es keine Urkunden über die Gründungsjahre gibt. Außerdem waren diese Gemeinschaften am Anfang klein, meistens arm und unbedeutend, so dass sie erst dann in das Interesse der Öffentlichkeit traten, wenn eine Urkunde auftauchte, in der bestätigt wird, dass den Frauen etwas vererbt oder die Sammlung als Nachbar eines Grundstücksbesitzers in einer Urkunde benannt wurde. Doch dann existierten diese Sammlungen schon einige Zeit.

Neben anderen Frauengemeinschaften gab es in Villingen über Jahrhunderte hauptsächlich zwei bedeutende Häuser, in denen junge Frauen und Witwen eine Möglichkeit des Betens und der tätigen Nächstenliebe finden konnten. Beide lagen an der Stadtmauer in der Nähe des Bickentors, von denen das eine von den Franziskanern in Villingen, das andere von den Dominikanern aus Rottweil betreut wurde, wobei die karitativen Aufgaben mehr vom 3. franziskanischen Orden, gemäß der Regel, übernommen wurden, wie der Franziskaner Pater und Chronist Bernhart MÜLLER mitteilte.⁷⁾

Als 1480 die Sammlung am Bickentor reformiert und dem Klarissenorden unterstellt wurde, stand und steht dieses Kloster durch die überragende Persönlichkeit der Äbtissin Ursula Haider und einiger ihrer Nachfolgerinnen stets im Vordergrund des Interesses. Die Vettersammlung, die erst 1730 dem 2. dominikanischen Orden unterstellt wurde, hatte nicht das Glück, eine Ursula Haider als Priorin in ihrem Konvent zu haben. Außerdem waren auch keine genauen Aufzeichnungen vorhanden, so dass die Vettersammlung stets im Schatten von St. Klara stand.

Die Gemeinschaft der späteren Dominikanerinnen steht im Blickpunkt dieser Untersuchung. Leider sind die Archivalien dieser Gemeinschaft spärlich und nur schwer zu erfassen, da durch die Aufhebung des Klarissenklosters 1782 und die Zusammenlegung der beiden Orden alle Urkunden zusammengebracht wurden. Die anschließende Archivierung nahm auf die Provenienzen keine Rücksicht, sondern sortierte die Urkunden meistens nach chronologischen und topographischen Gesichtspunkten. Karl Jordan GLATZ, der im Jahr 1881 über das Bickenkloster schrieb⁸⁾ und durch seine Ausführungen Verdienste erworben hatte, erkannte leider die Zugehörigkeit der Urkunden zu den beiden Klöstern nicht. So wurden die Archivalien noch weiter durcheinandergebracht. Dadurch

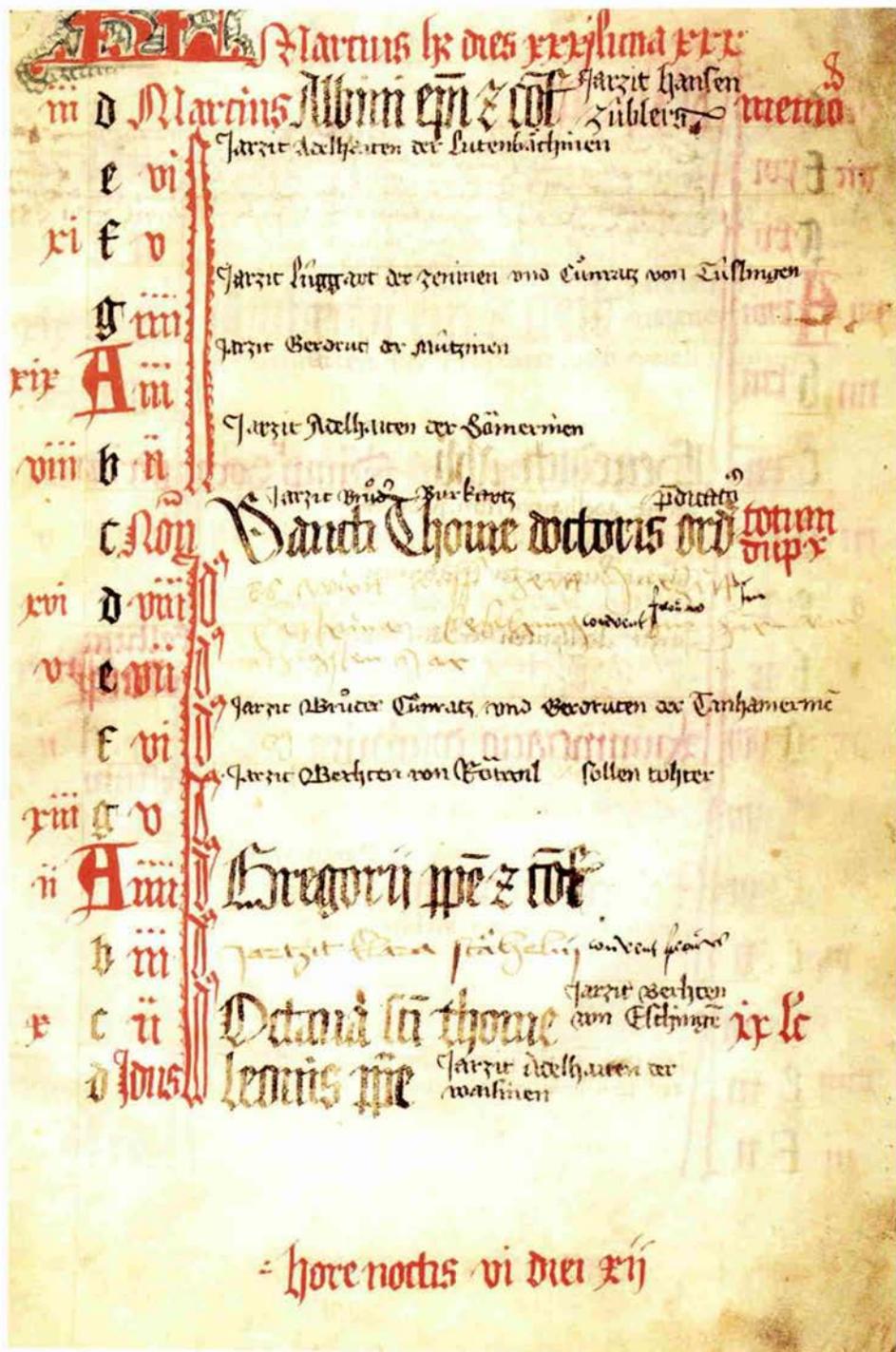


Abb. 1: Eine Seite des Kalendariums aus dem Jahre 1345 (A.B. GG 6a)

ist das Einordnen der Urkunden des Bickenklosters und der Vetttersammlung großen Schwierigkeiten ausgesetzt gewesen.

Sehr wichtig ist deshalb die Auffindung eines Jahrzeitenbuches⁹⁾, das ein Kalendarium als Kernstück besitzt (Abb. 1). In dieses auf Pergament geschriebene Kalendarium wurden die Jahrzeiten, also die Gedächtnissgottesdienste, für Konventschwwestern, wie auch für Verwandte und Wohltäter eingetragen. In der kleinen Kapelle wurden diese Gottesdienste an den vorgesehenen Tagen oft mit einer Vigil gefeiert. Das Kalendarium konnte anhand einer Schriftanalyse und der Tatsache, dass das Osterfest am 27. März gefeiert wurde, dem Jahr 1345 zugeordnet werden.

Eingebunden in dieses Jahrzeitenbuch wurden Aufzeichnungen über die Gründung der Sammlung und über die Visitationen des Pfarr-Rektors Johannes Jacobus Riegger, der die Eintragungen seiner Visitationen selbst vorgenommen hatte. Nach dem Tod des Pfarrers Riegger wurden die wichtigsten Ereignisse von der jeweiligen Konventschreiberin aufgezeichnet.

Die Vetttersammlung war in früheren Jahrhunderten eine angesehene Schwesterngemeinschaft, deren Name auf die Familie Vetter zurückgeht, in deren Haus die Frauengemeinschaft in Villingen ihren Anfang nahm. Der Name wurde traditionsgemäß weitergeführt, auch als die Sammlung 1730 dem 2. Orden der Dominikaner unterstellt, und einige Jahre vorher die neue Kirche 1722¹⁰⁾ der hl. Katharina von Siena geweiht wurde.

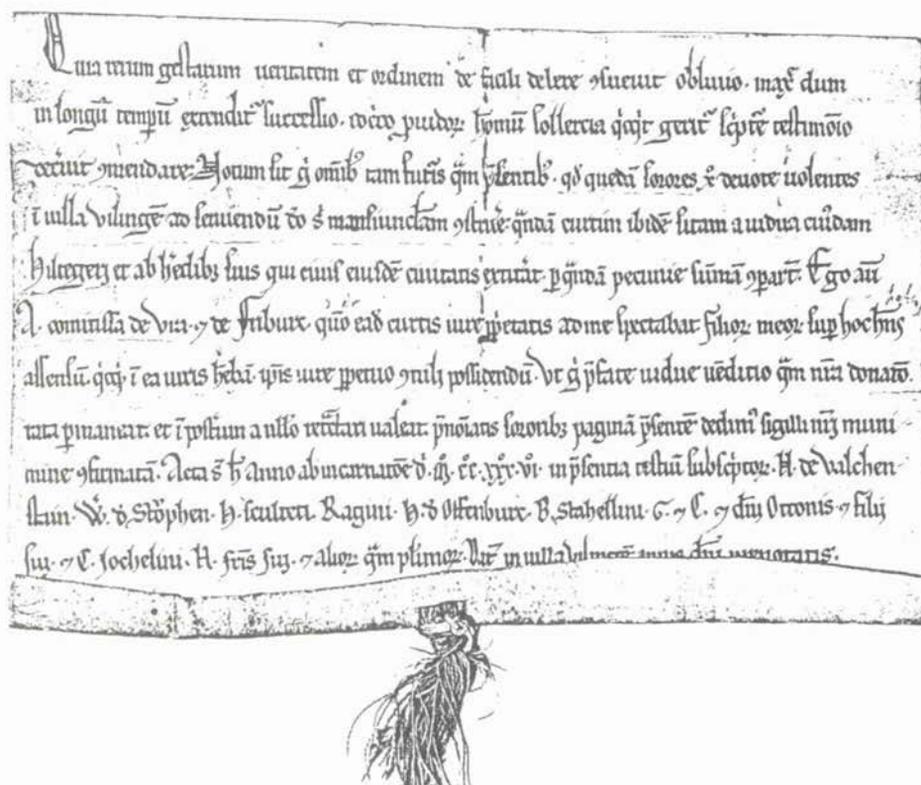


Abb. 2: Älteste Urkunde von 1236 (A.B. AA 1)

Die ersten Urkunden

Es wird angenommen, dass sich die älteste, im Klosterarchiv des Bickenklosters vorhandene Urkunde von 1236¹¹⁾ auf die Vetersammlung bezieht, obwohl in dieser Urkunde keine Ordenszugehörigkeit angegeben wurde (Abb. 2). In der Abschrift der Urkunde im Stadtarchiv EE 1a 1236 von 1663¹²⁾ wurde vermerkt: „*dis original ist in der Vaetter Samblung zu finden*“. Dieser Eintrag kann die These erhärten, dass die Urkunde von 1236, die spätere Vetersammlung betrifft, die schon vor 1236 als Sammlung existiert haben muss. Doch hatte der Kopist im Jahr 1663 anstelle der Gräfin Adelheid den Namen der Frau ihres Sohnes oder ihrer Schwiegermutter, die beide Agnes hießen, eingetragen.¹³⁾ In der Urkunde wurde der Name nur mit einem A. angegeben, so dass einige Autoren den Namen Agnes, wie der Kopist aufzeichnete, übernahmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach trat Gräfin Adelheid nach 1240 in das Zisterzienserinnenkloster Günterstal ein. Im Nekrolog des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Günterstal wurde der Todestag der Gräfin Adelheid am 6. September eingetragen. „*Adelhaidis comitissa in Friburg monialis in Günterstal*“¹⁴⁾.

Im Jahr 1236 erwarben etliche Schwestern von der Witwe Hildegeri „*in villa Villingen*“ einen Bauplatz. Die Gräfin Adelheid von Urach und Freiburg, die Anrecht auf den Bauplatz hatte, übertrug den Schwestern mit der Zustimmung ihrer Söhne, ihre Eigentumsrechte an dieser Hofstätte¹⁵⁾, damit sich die Schwestern ein kleines Haus bauen konnten.

Die im Archiv des Klosters St. Ursula vorhandene Urkunde des Jahres 1238¹⁶⁾, in der ein schon bestehendes Zisterzienserinnen-Kloster unter den persönlichen Schutz des Papstes gestellt wurde, kann sich kaum auf die spätere Vetersammlung beziehen. Der Wechsel von Beginen (1236) zu Zisterzienserinnen in Klausur (1238), dann wieder zu Beginen (1255, 1269, 1270, 1287) ist nicht dazu geeignet eine direkte Verbindung zu den erst 1308 unter die weltliche 3. Regel der Dominikaner gestellten Vetersammlung anzunehmen.

Im Jahr 1886 schrieb Konrad Eubel¹⁷⁾, dass die 1305 nach dem Bickenkloster übersiedelten Neuhauser-Schwestern, die Nachfolgerinnen jenes Klosters gewesen sein könnten, die 1238 unter den persönlichen Schutz des Papstes Gregor IX. gestellt wurden. Von Abt Georg Gaisser, wie auch in der Fürstenberg-Chronik, wurde angegeben, dass das „*monasterium novae domus*“ ein vor der Stadt Villingen gegründetes Kloster war. Es bleibt über die Jahrhunderte schwierig, diese Urkunde von 1238 richtig zuzuordnen. Sie befindet sich im Bickenkloster, könnte also aus verschiedenen Sammlungen stammen.

Einige Jahre später, 1240, wurde eine Schwesterngemeinschaft bei der „*ecclesia sancti Nicolai*“¹⁸⁾ unter den persönlichen Schutz des Bischofs von Konstanz gestellt und im selben Jahr¹⁹⁾, erhielt das Kloster „*apud capellam*“ eine Schenkung des Neumüllers (Heinricus dictus novus molendarius) aus Villingen. An diese Urkunde wurde später ein Pergamentstreifen angenäht, auf dem die Schenkung eines Guntram aus Villingen an das Kloster „*zer capil*“ vermerkt ist. Aus den folgenden Jahren sind keine Urkunden über diese Schwesterngemeinschaft vorhanden. Erst dreissig Jahre später wird diese Sammlung wieder in einer Urkunde erwähnt. Im Jahr 1270 unterstellte Bischof Eberhard von Konstanz den Konvent bei St. Nicolai dem Orden und der Regel des heiligen Augustinus.²⁰⁾ Da erst ab 1400 der 3. Orden der Augustiner bestätigt wurde, muss es sich bei der Unterstellung um den 2. klausurierten Orden gehandelt haben. „*Ordo et regula beati Augustini*“. (Ordo wurde nicht beachtet oder es gab keine Gelegenheit, die Urkunde zu lesen, so dass

es logisch erschien, auch die Nicolaischwestern der 3. dominikanischen Regel zuzuordnen, da auch die Dominikaner die Regel des Augustinus seit der Gründung ihres Ordens übernehmen). Laut Urkunde lebten die Schwestern bis dahin „*sine certa regula*“ und wurden, wie auch ihre Nachfolgerinnen, unter den Orden und die Regel des hl. Augustinus gestellt.

Erste namentliche Erwähnung der Vetersammlung

Die 1. Urkunde, die sich direkt auf die Vetersammlung bezieht, stammt von 1255²¹⁾ auf welcher der Kardinallegat Petrus allen Wohltätern, die den Bau den „...*sororibus de domo patruī*“ unterstützten, einen 40 tägigen Ablass gewährte. Hier wird erstmals als Wohnsitz der Schwestern das Haus der Vetter angegeben. Wo sich die Wohnstätte befand, wird nicht erwähnt. Die Familie Vetter war eine angesehene Familie, die weitreichende Verbindungen auch zu verschiedenen Orden hatte und besonders in der Stadtpolitik eine führende Rolle spielte. Wernher Vetter siegelte als einer der Ersten unter Urkunden. Einige Urkunden bezeugen, dass im 13. Jahrhundert die Vetersammlung noch keinen Anschluss an einen Orden bzw. eine Regel gefunden hatte.

Die Vetersammlung gewinnt an Bedeutung

Im Jahr 1269²²⁾ verkaufte der Abt von Tennenbach ein Hofgut in Aasen „...*magistrae et sororibus habitantibus residentiam in domo patruī*“. Magistra oder Meisterin wurde als Titel der Oberin benutzt, wo religiöse Frauengemeinschaften nicht an einen Orden gebunden waren. Es handelte sich also 1269 bei dieser Sammlung noch immer um eine lose religiöse Frauengemeinschaft, deren Sitz in einem Haus Vetter war. Auch eine Urkunde aus dem Jahr 1270 Febr. 2²³⁾ zeigt, dass die Vetersammlung bis dahin keine Regel angenommen hatte. Heinrich, Graf von Urach, Herr in Fürstenberg, beurkundet, dass er seinen Hof verkauft hatte: „...*curiam nostram sitam apud capellam sancti Nicolai cum omnibus appendiciis, agris, pratis, iugeribus et ceteris quibuscumque attinentiis pleno iure manu libera vendidimus pro summa pecunie 30 sex marcarum argenti dilectis in Christo sororibus Itae magistrae et conventui dictis de domo patruī*...“ Als erster Zeuge trat Wernherus Patruus auf. Durch diese Verkaufs-Urkunde des Grafen Heinrich entstand ein Missverständnis. Sie wurde irrtümlich den Nicolai-Schwestern, die mit der Vetersammlung identisch gewesen sein sollten, zugeordnet. Es wurde dabei die Tatsache übersehen, dass diese Schwestern kurz darauf, am 3. Juli desselben Jahres, dem 2. Augustiner-Orden unterstellt wurden. Wären sie mit der Vetersammlung identisch gewesen, hätten die Schwestern bis spätestens 1287 wieder ihre Ordenszugehörigkeit zugunsten einer losen Frauengemeinschaft aufgeben müssen. Durch die Urkunden von 1270, die beide im Archiv des Bickenklosters vorhanden sind, wird klar, dass die 1. Urkunde²⁴⁾ des Grafen Heinrich nur von einem Hof mit Äckern und Wiesen „*apud*“, also bei der Kapelle S. Nicolai berichtete, der an die Vetersammlung verkauft wurde, während die 2. Urkunde²⁵⁾ die Sammlung „*de capella S. Nicolai*“ (de = von der Kapelle) dem Orden des hl. Augustinus unterstellt und damit nicht nur die Regel, sondern auch den Orden angenommen hatte. Falls der Konvent seine Ordenszugehörigkeit gewechselt haben könnte, wäre eine Inkorporation mit der Vetersammlung erst einige Jahre nach 1270 möglich gewesen. Es wäre auch denkbar, dass sich die ehemaligen Nicolai-Schwestern mit den Oberndorfer Augustinerinnen vereinigt haben, deren Haus 1264 gegründet wurde.²⁶⁾ Zwar wird in der Urkunde deutlich, dass die Unterstellung unter den Augustinerorden für die jetzt lebenden Schwestern und ihre Nachfolgerinnen zu gelten hat. Trotzdem scheint es, als hätten sich die Augustinerinnen einem anderen Konvent oder einer Sammlung ange-

schlossen. Eine 2. Klausel bei St. Nikolaus wurde 1303 errichtet.²⁷⁾ Im Jahr 1303 gab Graf Konrad v. Fürstenberg, Domherr zu Konstanz, bekannt, dass er den „... *erberen vrowen, swester Katherinen, swester Hailewige vnd swester Mehthildin.*“ mit seiner Gunst eine neue Klausel an der St. Nikolauskapelle gestattet habe „...*in reclusorio novo sito apud capellam sancti Nycolay.*...“.²⁸⁾ Sie gehörten zum 3. Orden der Franziskaner, wie bei Frauenfelder zu lesen ist. Wegen Streitigkeiten mit dem Magistrat wanderten diese Schwestern 1434 nach Schaffhausen aus. Nach diesen Urkunden müssten die Nikolai-Schwestern der 1. Generation, sich spätestens bis 1302 mit der Vetersammlung vereinigt haben.

Bezeichnung der Wohnstätte

Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts war über die genaue Lokalität der Vetersammlung nichts Genaues bekannt. Das änderte sich im Jahr 1287 mit dem Bau eines „*Ergeir*“, der zum Wahrzeichen der Vetersammlung wurde.²⁹⁾ 1287 ließ Schultheiß und Rat von Villingen bei der Vetersammlung „*einen ergeir ub de frowen hovestat die man nemet von des vettere Samenunge*“ bauen (Abb. 3). Die Schwestern hatten das Recht darauf anzupflanzen. Dieser Erker (Schanze) ist in die Stadtmauer eingebunden und existiert heute noch. Er befindet sich zwischen St. Ursula und des an die Stelle der Vetersammlung getretenen Schulhauses. Es ist ein halbrunder Vorbau. Eine Urkunde von 1588³⁰⁾ beweist, dass der Schanzgarten für beide Orden, die Klarissen und die Vetersammlung, erweitert wurde. Nach der Beschädigung der Schanze im 30jährigen Krieg, konnte sie erst 1710³¹⁾ wieder neu aufgebaut werden. Die Urkunde von 1287 wurde in deutscher Sprache verfasst, was für die damalige Zeit recht ungewöhnlich war.

Waldhauser Sammlung

Einige Zeit vor dem Bau der Schanze trat eine neue Frauengemeinschaft in den Urkunden auf, die unter dem Namen Waldhausen bekannt wurde. Waldhausen lag in Richtung Kirnach.³²⁾ Der dortige Konvent besaß größeren Besitz auf beiden Seiten der Brigach. Im Jahr 1261 wird in einer Urkunde vermerkt³³⁾, dass die Priorin und der Konvent aus dem Kloster St. Katharinental bei Dießenhofen der Stadt Villingen ein Gut in Waldhausen verkauft haben. Aus dem Jahr 1274³⁴⁾ existiert die 1. Urkunde der Waldhauser Sammlung, in der die Oberin bereits Priorin genannt wurde (Abb. 4).

Nachdem die Witwe Mahtilt in die Waldhauser Sammlung eingetreten war, verkaufte sie ihre Güter: „...*Swester Mahtilt herrn Ottin sailigin elich wirtinne.*...“, der Priorin und der Sammlung ihre Äcker, Wiesen und alles was sie geerbt hatte, gegen ein Leibgeding, mit Ausnahme ihrer Anteile an einer Mühle. Nach ihrem und ihres Bruders Tod soll ihr Geld an die Sammlung fallen, zugunsten eines „*selgeraetes*“. Diese Urkunde wurde von „*wernher vetter vnd sin syn otte*“ als erste Zeugen gesiegelt. Es scheint, dass sowohl die Vetersammlung als auch die Waldhauser Sammlung von der Familie Vetter gefördert wurden. Durch die Bezeichnung Priorin in dieser Urkunde wird deutlich, dass die Schwestern spätestens ab diesem Jahr die 3. dominikanische Regel befolgten, die damals den Laien vorbehalten war und keine Gelübde beinhaltete. Wie sein Vorgänger im Bischofsamt, erlaubte im Jahr 1294³⁵⁾ Bischof Heinrich „...*priorisse et conventui sororum ad portam seu de Walthusen apud Villingen.*...“³⁶⁾ durch den Predigerorden von Rottweil geistliche Handlungen vornehmen zu lassen, wie bereits sein Vorgänger, Bischof Rudolf, auch während des Interdikts. In dieser Urkunde wurde für die Waldhauser Schwestern ein Portatile (hier = geweihter Tragaltar) genehmigt, an dem die Ordensgeistlichen aus Rottweil die heilige Messe feiern konnten, ohne Einmischung des Ortsklerus. „*Ad portam*“ bedeutet, dass der Konvent inzwischen in die Stadt gezogen war und „*ad portam*“, also

Allen den die disen brief iem sehent od hoient lesen sol kint em. Dar wu Orre d' schultheize vñ d' gewon zate
von vilingen mit gemeinem zate dur nur vñ dur hore vnser Strette ein Eigen hiezen gahen vnde setzen uf
d' stette muere mwendig d' frowen houestat die man nemet von des verds samenunge vñ vgen die wu enhem
weg zu d' Eigeu uf d' frowen houestat wñ nrem willen suln han es were danne das nan den selben Eigen
dur d' Strette not vñ hure alle die andern Eigt mit wahre besetzen solte vñ mülte die frowen sijn vñ migen
och uf w' houestat mrehalb an die gure d' stette Eigenlich buwen swes si bedüfen vñ ha' vñ ze eme ganzen
w'fude hiezen wu vn gemeine zate vnser Strette ingesigel hanfen an disen offen brief. D' wart ge gen i de
iare do man galte von Gottes geburt zewelf hundert iar. achtz iar vñ siben iar in d' hō manode

In gotis namen am. Allen den die diezin brief sehent lesen. Oder hōent lesen den tuu ich kont swest' Oahrat hñ
Ottu saligin elich wirtinne was das ich habe gegeben. Der puotin vñ der samenunge von waltzofin zeko fin
Oim eigin gvr acht vñ wisa. Alis das ich ge erbit habe von minem wirt ane das zwimmin in vlnon haur.
vnde zehin oareh silbus. vñ sol nur die samenunge gebin ze einem lyp gedunge siben sehsfol kernin vñ sehs
sehsfol habn vñ dazic aiger vñ ein hñ vnze an minen tot. vñ vber lebte mich min brö Johannes der
wart halb vñ myt halb min brö ist. deme sol die samenunge nah minem tode. gebin sehs sehsfol kernin vñ
sehs sehsfol habn vnze an sinen tot. vñ nah vnser beider tode sol die samenunge das gelt habin ze einem sel
getate daz got vñ du miner sel willin vñ daz mins wirtis sel willin. Diere kdf geseach do nach vnser hñ
geburt zergangin warin. Tvlint iar vñ zwei hondert iar vñ sibirzich iar. vñ. iii. iar. Indem manode ze
maign. Dis sint gruge. h' wñh ver vñ sin son otte. h' heinrich von voehin hofin vñ sin son kōnrat.
h' otte d' scholtz vñ sin brö heinrich d' scholtzeiz. h' Swchart von tanheim. kōnrat der heit. kōrat der
lōb. Berhtolt stochel. dieht d' melenar.

am Tor, Domizil genommen hatte. In einer Urkunde des Jahres 1297³⁷⁾ wird eine Sammlung am Oberen Tor genannt. Ein Bürger Villingens, Eberhart Walte, „*satze sin selegerethe*“: er stiftete aus seinem Anwesen in Marbach jedes Jahr für Bedürftige und Hausarme. Zu Verteilern bestimmte er unter anderen, seine Nichte, Schwester Yta, und Schwester Oldrvt von der Sammlung beim Oberen Tor mit Erlaubnis der Priorin, welche auch die nachfolgenden Schwestern für die Verteilung benennen sollte. Es dürfte eindeutig sein, dass es sich hierbei um die Waldhauser Sammlung handelt, die sich schon 1294 „*ad portam*“ nannte, also am Oberen Tor sesshaft war.

Unterstellung unter die 3. dominikanische Regel

Als nun 1308³⁸⁾ Bischof Gerhard erneut die Privilegien seiner Vorgänger bestätigte, benutzte er in der Urkunde die Pluralform. „... *priorissis et conventibus sororum ad portam seu de Walthusen de domo patruī apud Villingen...*“ Diese Urkunde zeigt, dass mindestens zwei Priorinnen und Konvente angesprochen wurden. Es handelt dabei um die Waldhauser Schwestern, die sich, als sie in Villingen wohnhaft wurden, auch „*ad portam*“ nannten. Der 2. Konvent bezieht sich auf die Vetersammlung. Es werden in dieser Urkunde die Privilegien für die Konvente bestätigt, bzw. erneuert. Die geistliche Hilfe der Rottweiler Dominikaner wurde den Konventen, wie auch in den früheren Urkunden, auch für die Zeiten des Interdikts zugesichert. Außerdem wird in dieser Urkunde auf die Bestätigung des Ablasses aus dem Jahr 1255 hingewiesen, der damals von den Wohltätern der Vetersammlung erlangt werden konnte. Die Urkunde von 1308 entspricht inhaltlich der Urkunde von 1294. Die Zusammenlegung beider Konvente dürfte auch das Ziel der Kurie gewesen sein. Allerdings war das Verhältnis zum Dominikanerorden nur lose. Es war eine Art weltlicher 3. Orden der Dominikaner, dem die Schwesterngemeinschaften untergeordnet waren.³⁹⁾ Die Unterstellung unter den Orden lag nur in der Befolgung der Regel. In der Urkunde wird auch deutlich, dass der Bischof von Konstanz weiterhin den Schutz über diesen Konvent übernommen hatte und nicht der Orden. Es ist nicht auszuschließen, dass die beiden Konvente bereits in früheren Zeiten engere Bindungen besaßen. Wie im Jahrzeitenbuch von Dekan Riegger aufgezeichnet wurde, gehörten die Frauen der Vetersammlung zu den Poenitentzschwestern des hl. Dominicus. Sie haben „... *den heiligen Orden S: V: Dominici der dritten Regul poenitentz schwestern, genant nach der Regul des Vatters Augustini angenommen...*“⁴⁰⁾ Die Zugehörigkeit zu diesem weltlichen 3. Orden wurde von Dekan Riegger zweimal bestätigt und bringt damit neue Erkenntnisse über die Ordenszugehörigkeit der Vetersammlung. Es wäre möglich, dass auch die Waldhauser Schwestern zu diesem Ordenszweig gehörten, wie später auch die Kirnegger Sammlung.

Das dominikanische Ideal von Gebet und Verkündigung beeindruckte von Anfang an auch viele Laien, die bei den Dominikanern in dem Ordenszweig „*Von der Buße des heiligen Dominicus*“ Anschluss fanden. Dieser 3. weltlichen Regel gab der Ordensmeister Munio von Zamora bereits 1285 eine feste Form und Satzung, die erst 1405 und 1439 päpstlich bestätigt wurde. Als Vorbild verehrten die Terziaren die heilige Katharina von Siena, welche demselben Ordenszweig angehörte.⁴¹⁾

Da 1308 die Privilegien für die Waldhauser Sammlung bestätigt wurden, muss dieser Konvent auch noch nach 1308 weiter bestanden haben, obwohl ab 1308 keine Urkunden mehr vorhanden sind. Durch die Erneuerung der Privilegien des Jahres 1308 zeigte es sich, dass die Waldhauser Sammlung noch ihre Selbständigkeit besaß und bewahrte. Wann sie in der Vetersammlung aufging, ist nicht bekannt.

Die überraschende Selbständigkeit einzelner Schwestern zeigte sich im Jahr 1314⁴²⁾, als

zwei Konventfrauen Luitgard Schultheißen und Lucia Durbhaimerin vor dem Landrichter in Thurgau, im Interesse ihrer Gemeinschaft, gegen Johann von Allmendshofen aussagten. Die Familie Allmendshofen machte auf verschiedene Güter, die an die Vetersammlung, die Kirneggersammlung, das Armenspital, an mehrere Villingener Bürger und Bewohner von umliegenden Dörfern übergegangen waren, Lehensansprüche geltend. Da sich das Landgericht in Thurgau nicht zuständig fühlte, wurde der Prozess vertagt und 1315 „*ze Vilingen vf dem graben*“ von Graf von Fürstenberg geführt.⁴³⁾ Am Ende musste die Familie Allmendshofen für sich und die Nachkommen auf alle Lehensrechte, die sie an diesen Gütern zu haben glaubte, verzichten. Dafür erhielten sie eine Entschädigung von 17 M lötigen Silbers Villingener Währung und 1 Pfund Brisger.

Privilegien während des Interdikts

Als in den Zeiten des Interdikts, das wegen der Streitigkeiten der in Avignon residierenden Päpste und dem damaligen Kaiser Ludwig dem Bayer (1283-1347) über Deutschland verhängt war, erbaten sich im Jahr 1337⁴⁴⁾ die Vetersammlung und die Kirnegger Sammlung mit den Frauen, die unter der 3. franziskanischen Regel standen (Bickenkloster) und 1343⁴⁵⁾ die Vetersammlung mit der Kirnegger Sammlung beim Bischof in Konstanz ihre Stundengebete in der Kapelle oder Kirche abhalten zu dürfen. Bischof Nicolaus v. Konstanz erlaubte den Schwestern ihre Stundengebete sowohl in der Stadtkirche, als auch in ihrer eigenen Kapelle zu verrichten. Die Formulierung dieser Urkunde zeigt, dass die Schwestern auch im 14. Jahrhundert in keiner Klausur lebten. Sie konnten ihr Kloster verlassen und auch in der Stadtkirche (damals noch die Altstadtkirche) ihre Stundengebete abhalten, allerdings bei geschlossenen Türen, ohne Glockengeläute und es musste mit leiser Stimme gebetet werden.

Es waren große Privilegien, die der Bischof den Sammlungen zugestand, denn in den Zeiten des Interdikts durfte kein feierlicher Gottesdienst gehalten werden, mit Ausnahme an hohen Feiertagen. Bischof Nicolaus befahl der Villingener Geistlichkeit, der Vetersammlung und Kirnegger Sammlung bei ihren religiösen Verpflichtungen nicht hinderlich zu sein.⁴⁶⁾ In der Urkunde von 1343 des Bischofs Nicolaus von Konstanz an die Priorinnen der Vetersammlung und Kirnegger Sammlung wird nochmals deutlich, dass beide Sammlungen unter der Augustiner-Regel standen, die 3. Regel der Dominikaner befolgten und von den Rottweiler OP geistlich betreut wurden. Es war eine recht vermögende Gemeinschaft, die über Kapital verfügte. Ab 1379-1437⁴⁷⁾ konnte die Vetersammlung sogar Geld an die Stadtverwaltung verleihen. Eine Urkunde des Jahres 1415⁴⁸⁾ gibt an, dass die Vetersammlung „*hinder negelins bilde*“ einen Garten in Lehen gegeben hatte (Abb. 5). Es handelt sich bei dieser Urkunde, die erst im Jahr 1999 nach Jahrhunderten wieder gefunden wurde, um die älteste Bezeugung des Nägelinkreuzes in Villingen.

Im Jahr 1418 wurde der Hauptaltar in der Kapelle⁴⁹⁾ neu geweiht und an Patroziniumstagen ein 40-tägiger Ablass gewährt.

„Anno Christi 1418 hat Frater Gregorius, Prädigerordens und dazumahl Weybischof zur Konstantz disen Altar auf St. Lukas Tag von neuem geweiht in der Ehr unser Lieben Frauen und dann der Hayligen Aposteln Petri et Pauli, St. Stephani, dess ersten Martyrers, St. Osswaldi und St. Dominici, der Beichtiger, St. Mariae Magdalenaes, St. Dorotheaes, St. Margarethaes und St. Barbaraes, der Jungfrauen, anderen Hayligen Gottes...“

In der Urkunde von 1418 wird nochmals deutlich auf die 3. Regel und die Unterstellung der Vetersammlung unter die Rottweiler Dominikaner hingewiesen.

Im selben Jahr 1418⁵⁰⁾ zeigte sich wieder die Selbständigkeit einer Konventfrau. Katharina Richin, Konventfrau in der Vetersammlung, klagte gegen Cunrat von Tanhaim bei Hans Stähelyn, wegen fälliger Schulden.

Pfründe für einen Konvent-Geistlichen

Im Jahr 1422⁵¹⁾ konnte eine Pfründe für einen Geistlichen eingerichtet werden, und im selben Jahr baten die Schwestern um die Weihe der verschiedenen Heiligen gewidmeten Altäre in ihrer Kirche.⁵²⁾ Probleme gab es, als Johann Lösslin Ansprüche an den Platz stellte, auf dem der Hochaltar aufgestellt wurde. Er belangte die Vetersammlung gerichtlich.⁵³⁾

Für die eigene Kaplanei machte 1427 die Konventfrau Katharina, die Wykerin, eine Spende.⁵⁴⁾ Die Sammlung hoffte demnach auf einen eigenen Priester und wollte durch Spenden die Pfründe festigen. Brida, die Zublerin, ebenfalls eine Konventfrau der Vetersammlung, stiftete für einen Altar in der „capellen“ der Klosterkirche im selben Jahr.⁵⁵⁾ Der Bischof von Konstanz erlaubte 1438⁵⁶⁾, dass eine Glocke im Turm aufgehängt werden könne, die zu den Gottesdiensten der Sammlung läuten solle. Trotzdem hatten die Schwestern der Vetersammlung schon frühzeitig Verbindungen zum Münster, wie aus der Urkunde von 1439⁵⁷⁾ zu entnehmen ist. Wieder stiftete Brida, die Zublerin, ein ewiges Licht in den Chor des Münsters. Doch um einen eigenen Kaplan unterhalten zu können, waren die Mittel zu gering. Auch die priesterliche Betreuung durch die Rottweiler Dominikaner brachte viel Unkosten mit sich. Deshalb erhielt die Sammlung auf Antrag der Priorin 1440⁵⁸⁾ vom Konzil in Basel die Bewilligung, einen Weltpriester zur Pastoration zu bestellen. Erst 1468⁵⁹⁾ erhielten die Schwestern die bischöfliche Erlaubnis, einen Weltgeistlichen anzufordern. Es handelte sich dabei um einen Villingener Kaplan, der in der Sammlung die Messe las und die Sakramente spendete. Nur zu besonderen Anlässen kam noch der Prior aus Rottweil.⁶⁰⁾ Durch die schleichende Geldentwertung in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts war auch die Bezahlung des Villingener Kaplans unmöglich geworden, und 1547 hatte der Konvent den letzten für sie zuständigen Priester. Die Schwestern gingen in die Pfarrkirche zur Messe.

Vereinigung der Kirnegger / Obere Sammlung mit der Vetersammlung

Das im Jahr 1452⁶¹⁾ eingetretene Ereignis zeigt die größere Bedeutung der Vetersammlung vor dem Konvent der Kirnegger Sammlung. Das jetzt noch zweite Haus der Dominikanerinnen, die Kirnegger- oder Obere Sammlung, vereinigte sich mit der Vetersammlung. Der Name Obere Sammlung, der schon seit Ende des 14. Jahrhunderts gebräuchlich war, kam wohl daher, weil sich das Haus an das Obere Tor anschloss. Auch ist diese Sammlung identisch mit der Kirnegger (Kürnegger) Sammlung, wie aus Urkunden z.B. von 1343⁶²⁾ hervorgeht. Dieser bestehende Konvent wurde 1310⁶³⁾, als Kürnegger Sammlung und 1345 erstmals in einer Urkunde als Obere Sammlung benannt.⁶⁴⁾ Der Name Kürnegg oder Kirneck bezieht sich auf die ehemalige Burg im Kirnachtal. Wahrscheinlich besaßen die Kirnecker das eine Haus am Oberen Tor. Ebenfalls zeigt eine Urkunde aus dem Pfründarchiv die frühe Benennung der Kirnegger Sammlung in Obere Sammlung. „*Pfaff Cunrat Karrer, seßhaft zu Vilingen verkauft 1 Pf. Haller Geld ab seinem Haus an der obren strahse anstoßend an der oberen Sammlung dem Claus Valkenstain, Bürger zu Villingen, um 19 Pf. guter Haller.*“⁶⁵⁾ Auch in einem Rechnungsbuch des Klosters St. Klara des Jahres 1531 wurde im Einband eine Pergamenturkunde gefunden (Abb. 6), die angibt, dass im Jahr 1398 die Priorin der Oberen Sammlung ihren Acker verkauft hatte.⁶⁶⁾

lesen: Tunt vor uns Schinige und hinc im Dime binyer z Schinigen:
die form gemanlich der Conuentz in der Dettze Sammitz z Schinigen: Esst
in Biberon gudes weylhins lude und stofft zedet amey soen an Martz
in freyeten und nachkommen den conylichen Bygarten des Esge ananmad

of Anna de Tansamern Priusin in der oberen Sammlung z Schinigen Tunt mit
dysen brief und vergich das ist minen Aker gelegen off den wylberrey Des gewo
nheit ist weit anhall off Cumar Kumberhe aker anderhall off den aker der
der gisset von nortsterten terre bawet restt End vrdich ha ze kossen geben den
obgedannc Cumar Kumberh bawer ze Schinigen und einpflut End min stalling
huter galler. Der ist Con in gewert bin und die minnen sul komen sint pnc mit

Abb. 5: Benennung des Nägelin-
kreuzes (Ausschnitt) um 1415 (A
B, Y1, 1415 1)

Abb. 6: Urkunde von 1398 (Ausschnitt)
mit Nennung der Oberen Sammlung (AB,
D II/c)

Die von Historikern angenommene erste Benennung der Kirnegger Sammlung in Obere Sammlung von 1420, kann damit revidiert werden.

Diese Kommunität gehörte, wie die Vetersammlung, zu den Poenitentzschwestern des hl. Dominicus⁶⁷⁾ (Tertius Ordo Sancti Dominici de poenitentia =TOSD) und nicht zu den Magdalenerinnen (Ordo Sanctae Mariae Magdaleneae de poenitentia =OSMM), wie gelegentlich geschrieben wurde.⁶⁸⁾

Die wirtschaftliche und personelle Lage der Oberen Sammlung war unhaltbar geworden, so dass beschlossen wurde sich mit dem Konvent der Vetersammlung zu vereinigen.⁶⁹⁾ Das erforderte Bewilligungen von der geistlichen Obrigkeit. Die Zusammenführung der „*obersammlung der man spricht kärnegersammlung, prediger ordens*“ wurde vor dem Schultheiß der Stadt, dem Prior der Dominikaner von Rottweil, mit Erlaubnis des Bischofs von Konstanz und nach Gutachten einer Kommission entschieden. Es wurde darin deutlich daraufhingewiesen, dass beide Konvente „*ains ordens vnder ainer regel weren...vnd auch bliben...*“ Wahrscheinlich, um die finanzielle Lage zu verbessern, verkaufte die Obere Sammlung noch 1446⁷⁰⁾ eine Hofstatt und Wiesen an das Bickenkloster „*ist der groß byel by Sant Jacob dußen.*“ Aber es brachte keine finanzielle Erleichterung. Alle Häuser, Äcker, Wiesen etc. fielen an die Vetersammlung, die aber auch die Schulden der Oberen Sammlung übernehmen musste. Bei der Zusammenführung beider Konvente im Jahr 1452 bestand die Obere Sammlung nur noch aus einer Schwester und einer Pfründnerin. Sr. Margarethe Haschin, Priorin der Oberen Sammlung, übergab 5 Pfund Heller der Vetersammlung, die sie für ihren Konvent aufgenommen hatte.⁷¹⁾ Das eine Haus der Vetersammlung in der Oberen Straße wurde im selben Jahr 1452 an die Stadt abgetreten, im Tausch gegen einen Brunnen. „...*Das da stosset an den Oberen Turm und an das ander Haus, das man spricht die Obersammlung mit dem Infang, dem kleinen Törle, den steineren Stiegen, soweit die Dachtraufe geht...*“⁷²⁾ Das Brunnenrecht behielt die Vetersammlung für ewige Zeiten, doch durften auch Nachbarn Wasser holen.

Die Obere Sammlung muss sowohl im Magistrat als auch in der Bevölkerung noch Jahre und Jahrhunderte nach der Zusammenlegung mit der Vetersammlung ein stehender Begriff gewesen sein. Denn selbst im Jahr 1613⁷³⁾ wird bei einem Verzeichnis der Kornvorräte: „...*castenn uff der Herrenstuben; uff dem werckhauß uff der nderen lauben, uff der oberen lauben; inn der oberen Samblung uf der nderen büne...*“, die Obere Sammlung als Lagebeschreibung angegeben.

Ein sonderbares Ansinnen stellte im Jahr 1473⁷⁴⁾ der Bürgermeister und der Rat der Stadt Villingen an den Konvent der Vetersammlung. Sie wollten, dass im klösterlichen Anwesen ein Marstall gebaut würde und hatten schon ein Pferd gekauft, für das die Schwestern auch die Kosten der Fütterung und Pflege übernehmen sollten. Unter Androhung der Exkommunikation konnte der Bischof das eigenartige Ansinnen des Magistrats verhindern.

Besitz an Grund und Boden hatte die Sammlung seit 1269 in Aasen und 1270 das Hofgut „*apud capellam St. Nicolai*“. 1307 erstand sie einige Äcker im Steppach. Auch in Rietheim besaß der Konvent Wiesengüter, einen Lehenhof in Marbach und später in Aufen, Dauchingen, Klengen, Mönchweiler, Mühlhausen, Neuhausen, Sunthausen und Weilersbach. Dazu kamen die Pfründgelder der Konventfrauen und Stiftungen einzelner Wohltäter. Der Bischof von Konstanz hatte bereits im Jahr 1308 die geistliche Leitung der Vetersammlung den Rottweiler Dominikanern übertragen. Wenn auch im 16. Jahrhundert die Pastoration durch einen Villingener Weltpriester besorgt wurde, hatte der Domini-

kanerprior noch immer die geistliche Oberaufsicht. Der Prior von Rottweil, Pater Heinrich Staringer OP, stellte 1557 die Satzungen und Regeln⁷⁵⁾ erneut für die Sammlung auf. Wie aus den Visitationsberichten des Jahres 1557 hervorgeht, lebten die Frauen der Vetter-sammlung noch nicht in Klausur. Dieser Visitationsbericht ist das letzte Dokument, aus dem hervorgeht, dass die Dominikaner aus Rottweil die Visitation allein durchführten.

Als nun im Jahr 1586⁷⁶⁾ eine neue Visitation stattfand, wurde diese auf Anordnung des Konstanzer Bischofs durchgeführt. In dem Bericht wird deutlich auf die sieben Tagezeiten hingewiesen, die im Sommer um 4 Uhr und im Winter um 5 Uhr begannen. Auch hatten die Schwestern allmorgentlich den Gottesdienst im Münster zu besuchen und keine Predigt zu versäumen. Der Konvent hatte Kapitel zu halten, der Sakramentenempfang wurde vorgeschrieben. Stillschweigen wurde im Schlafsaal, in der Kapelle und bei Tisch verlangt. Tägliche Tischlesungen waren selbstverständlich einzuhalten. Es wurde erstmals auf die Arbeiten hingewiesen, die von den Schwestern auszuführen waren und die aus Wirken, Spinnen, Sticken u.s.w. bestanden. Es gibt keinen Hinweis auf ausschließliche karitative Tätigkeit der Sammlung. Bei dieser Visitation, die unter der Aufsicht des Bischofs stand, war der Prior von Rottweil nur noch Assistent. Die kleine Kirche der Sammlung war auch für das „*gemeine Volk*“ zugänglich, aber es war mehr ein Oratorium als eine Kirche und der Wunsch nach einem größeren Gotteshaus war groß. Es dauerte noch viele Jahre bis sich der Wunsch erfüllen konnte.

Der lang dauernde Krieg (1618-1648) brachte auch der Vetersammlung schwierige Zeiten. Doch hatten die Schwestern nicht in dem Ausmaß unter der Schwere des Kriegs zu leiden, wie die Klarissen. Schon die kleinere Zahl der Schwestern erleichterte die Beschaffung der lebensnotwendigen Dinge. Zwar war der Grundbesitz der Vetersammlung nicht allzu bedeutend, doch konnte sogar 1642⁷⁷⁾, also in schlimmster Zeit, noch eine Wiese am „*Kalchofen*“ um 155 Gulden gekauft werden. Ein Zeichen, dass sich die Vetersammlung in dieser Zeit noch nicht in sehr großer finanzieller Not befand, dank der Unterstützung Ferdinands v. Freiburg, Bürgermeister von Villingen. Ein Zeichen ihrer Nächstenliebe setzten die Schwestern in der Aufnahme des Söhnchens von Ferdinand von Freiburg. Während des 30jährigen Kriegs wurde Junker Ferdinand von Freiburg und sein Söhnchen für längere Zeit in der Vetersammlung gepflegt. Durch die „*in der Stadt grassierende Sucht*“ hatte er seine Frau und Tochter verloren. Er brachte das halbjährige Kind, das er sonst nirgends unterbringen konnte, in die Vetersammlung. Dort wurde der Kleine liebevoll gepflegt und erzogen, bis er mit sieben Jahren starb. Nachdem Ferdinand v. Freiburg das Bürgermeisteramt abgelegt hatte, zog er sich mit bischöflicher Erlaubnis in die Vetersammlung zurück und bewohnte dort das sog. Junkerstübchen. Vorher wohnte er im Haus „...*wo itez am Pfarrhof die Canzlei ist...*“⁷⁸⁾ Er starb 1669 und wurde im Chor der Franziskanerkirche begraben. Ferd. von Freiburg vermachte der Sammlung⁷⁹⁾ einen Großteil seines Besitzes. Er war einer der großen Wohltäter der Vetersammlung.

Ende des 17. Jahrhunderts war die Stadt mit 786 Gulden im Rückstand bei der Vetersammlung.⁸⁰⁾ Ob die Schulden jemals zurückgezahlt wurden, ist nicht vermerkt.

Ab 1668 war der Villingener Stadtpfarrer, in diesem Jahr Pfarrer Dr. Motz, der Vorgänger von J. J. Riegger, der regelmäßige Visitor in der Vetersammlung. Er musste, wie die Wirtschaftspfleger, den Verkäufen zustimmen. Auf Bitten der Priorin wurden im Jahr 1682 von Papst Innocenz XI. als Gunsterweisung dem Konvent Ablässe verliehen, welche von allen Gläubigen zu erlangen waren, die an Maria Himmelfahrt, Peter und Paul und Allerseelen die kleine Kirche besuchten und vor dem Altar beteten.⁸¹⁾

Neubau der Klosterkirche

Als 1684 ein Grundstück, das an den Garten des Klosters stieß, angeboten wurde, konnte der Neubau einer Kirche ins Auge gefasst werden. Aber es dauerte noch viele Jahre, bis der Bau realisiert werden konnte, für den zusätzlich noch ein Grundstück des „*Behrenwürths*“ Anton Riegger für 400 Gulden im Jahr 1720 erworben wurde.⁸²⁾ Großzügige Spenden gingen ein, die aber nicht zur Fertigstellung des Baues reichten. Deshalb mussten mehrere Anleihen gemacht werden. Ein großer Wohltäter der Vetterversammlung war u.a. Assessor Schiller von Wildenstein. Durch seine Schwester hatte er besondere Beziehungen zu dem Konvent. Nach den Einträgen des Dekans Johannes Jakobus Riegger, hatte Schiller eine Schwester als Pfründnerin im Kloster („*Anno 1719, 17. Aprilis ist selig in dem herrn entschlafen Jungfrau Maria francisca Schillerin, gewesene Pfründnerin im 75. Jahr ihres alters...*“⁸³⁾ Der Bau der Kirche konnte erst 1720⁸⁴⁾ begonnen werden und wurde zwei Jahre später 1722 vollendet.⁸⁵⁾ Die Kirche war der hl. Katharina v. Siena geweiht. Es wurde ein Verbindungsbau, da es sich durch die Beschränktheit der Räume als notwendig erwies, die Kirche mit dem Kloster zu verbinden. Aus einem späteren Plan (1809) geht hervor, dass das Kloster aus einem Hauptgebäude mit Fassade gegen Sonnenniedergang (Westen), 50 Schuh⁸⁶⁾ lang und 44 Schuh breit, bestand. An der Ostseite war ein breiter Erker. Zu ebener Erde befand sich die Konventstube, die 37 Schuh lang und 23 Schuh breit war. Darin befand sich eine spätgotische Holzdecke, in deren Mittelbalken 26 Wappen eingeschnitzt waren. Das Subpriorat schloß sich in Richtung Bäregasse an und war mit der nach Westen orientierten Kirche St. Katharina verbunden. Die kleine Sakristei schloss sich an die Kirche an.⁸⁷⁾

Die Vetersammlung war immer eine kleine Gemeinschaft. Im Jahr 1640 waren nur vier Schwestern im Konvent. Im 18. Jahrhundert vermehrte sich die Zahl der Schwestern. So waren es 1702 acht Schwestern und zwei Novizinnen, 1716 neun Schwestern und 1728, wie der Visitator J. J. Riegger berichtet, waren 12 Konventschwestern in der Vetterversammlung. Das war die höchste Mitgliederzahl seit altersher und es sollte nach Möglichkeit so gehalten werden, auch um den 1723 eingeführten Choralgesang besser ausführen zu können. Die Einsetzung des Choralgesangs deutet schon 1723 auf die Hinführung zum 2. Orden, in dem die Stundengebete feierlich gestaltet werden (feierliches Offizium). Die Orgel wurde von G. Schiller gestiftet.⁸⁸⁾

Aufgaben des Konvents

„Nach löblichem Ordensbrauch zum Trost der Abgestorbenen, werden Anniversarien jährlich abgehalten, wie es vorgeschrieben ist.

1. Für dieses Gotteshaus Stifter und Guttäter
2. Für Väter, Mütter und die lieben Anverwandten
3. Für alle Abgestorbenen, die auf dem Friedhof oder anderswo ruhen und begraben liegen.“⁸⁹⁾

Im Jahrzeitenbuch des Klosters, in das die Visitationsberichte eingeklebt sind, schrieb Dekan Riegger zuerst einen geschichtlichen Abriss des Klosters. Dann gibt er in den Visitationsberichten der Jahre 1719-1737 an, dass von 1700 bis 1728 die Schwestern im Münster begraben wurden. Vorher in der Altstadtkirche. Dekan Riegger bezeugt, dass 1719 die Schwester des Wohltäters Schiller von Wildenstein im Kloster der Vetterversammlung starb, und in der Altstadtkirche beerdigt wurde. Alle anderen verstorbenen Schwestern der Jahre 1700 - dato (1728) wurden im Münster begraben. Im Jahr 1729 starb die Priorin Magdalena Schleicherin und wurde im Münster neben dem Taufstein beigesetzt.⁹⁰⁾

Im Jahr 1734 wurde für die Sammlung der erste eigene Kirchhof an der Seitenkirchenmauer vor der Sakristei angelegt. Bezeugt wurde dieser Bau von Dekan Riegger. Die ersten Eintragungen der Beisetzungen auf dem eigenen Friedhof stammen aus dem Jahr 1740. Bisher wurde angenommen, dass keine Schwestern der Vetersammlung im Münster begraben seien. Die authentischen Berichte im Visitationsbuch durch Dekan Johannes Jacobus Riegger bringen jedoch neue Erkenntnisse. Sogar der Beisetzungsort wurde bekannt, wie auch der spätere Kirchhof der Dominikanerinnen.

Im Jahr 1829ff fand eine Restauration des Münsters statt. Dabei wurde die mittelalterliche Ausstattung entfernt. Es fielen darunter 70 Statuen, 10 gemalte Fenster, 60 Grabplatten, auch das Chorgitter und der monumentale Hochaltar von Johann M. Hermann 1857.⁹¹⁾ Es ist anzunehmen, dass einige der Grabplatten für die Dominikanerinnen erstellt waren. 1730 wurde die Vetersammlung dem 2. Orden unterstellt und klausuriert. Die Schwestern durften einen schwarzen Schleier (Nigrum velum) tragen.⁹²⁾ Der schwarze Schleier ist ein Zeichen des 2. Ordens. Die Klausur, die einem 2. Orden entspricht, wurde leicht gelockert, indem die Schwestern den Gottesdienst im Münster besuchen durften. Ansonsten konnten sie nur mit Erlaubnis des Visitators (hier Dekan Riegger) das Kloster verlassen.

Reliquien für St. Katharina

Bereits 1758⁹³⁾ erhielt die Kirche einen Teil der Reliquien des hl. Felicianus (Fest 24. Januar, Translatio 20. Oktober). Heinrich Stainberg, Pfarrer in Stockach, hatte 1754 Reliquien des Märtyrers aus dem Coemeterium des hl. Hermes erhalten und eine von dem Generalvikar des Papstes, ausgestellte Urkunde vom 6.4.1754⁹⁴⁾ bestätigt die Echtheit der Reliquie. Pfarrer Stainberg erhielt die Erlaubnis sie zur öffentlichen Verehrung auszusetzen. So kamen Reliquienpartikel nach St. Katharina in Villingen. Sie wurden in einem Glasschrank auf dem Seitenaltar der Epistelseite aufbewahrt. Auch nach der Überbringung der Altäre nach St. Ursula ließ die Verehrung des Heiligen nicht nach.⁹⁵⁾ Erst im Jahr 1910 wurden die Reliquien, da die Umhüllung schadhafte geworden war, herausgenommen und in einem Reliquienschrein beigesetzt.

Stiftung des Altarbildes

Im Jahrzeitenbuch befindet sich aus Anlass des Todes von Pfarrer Schueh ein Eintrag des Jahres 1761, dass Pfarrer Jacob Benedikt Schueh, der ein Wohltäter des Klosters war, das „Bladt“ = das Altarblatt im Hochaltar bezahlt hatte. Im selben Jahr lehnten die Dominikanerinnen das Ansinnen des nachfolgenden Stadtpfarrers Joseph Xaverius Beck ab, der Visitor in ihrem Kloster werden wollte „...auß Erhäblichen ursachen sich Priorin und daß Convent vil und stark wider setzen haben müssen.“⁹⁶⁾

Not im Kloster

Am Ende des 18. Jahrhunderts befand sich die Vetersammlung in großen finanziellen Nöten. Ab 1734 bis 1757⁹⁷⁾ war die finanzielle Situation der Dominikanerinnen so sehr angespannt, dass sie bei vielen Privatleuten Geld aufnehmen mussten. In den noch vorhandenen Literal-Büchern der Jahre 1773-1780 der Vetersammlung sind alle Einnahmen und Ausgaben angegeben. Daneben stehen Eintragungen, die über die Aktivitäten der Schwestern berichten. Diese Schwestern bemühten sich mit aufwendigen Handarbeiten einen Teil ihres Lebensunterhalts zu sichern. Dafür wurden Gold- und Silberfäden, Taft, Samt, Perlen und Granaten gekauft, um Maßgewänder und Kleider für Marienstatuen, Scapuliere etc. anzufertigen. So ist in einer Urkunde aus dem Pfründarchiv⁹⁸⁾ zu lesen, dass der Bürgermeister Xaver Kegel und seine Frau ein festliches Messgewand bestellt hatten, wobei die Schwestern der Vetersammlung beauftragt wurden, die darauf ange-

brachten Wappen zu sticken. Neben der Paramentenstickerei versorgten sie auch die Armen, die täglich an die Klosterpforte kamen und sie gaben ihre letzten Vorräte. Auch konnten die Schwestern ihren finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Das Geld für die Steuern musste geliehen werden.⁹⁹⁾

Beginn des Schulunterrichts

Vom 2. zum 3. Orden

Als 1774 auf kaiserliche Verordnung in Villingen eine Normalschule für Mädchen eingeführt werden sollte, willigten die Schwestern der Vetersammlung auf Wunsch der Stadt ein, diesen Unterricht zu übernehmen. Eine in Klausur lebende Gemeinschaft konnte keinen Unterricht abhalten. Deshalb war für die Vetersammlung die Rückführung zum 3. Orden obligatorisch. Der 3. Orden war inzwischen sowohl für Laien, als auch für Schwestern mit Gelübde erlaubt worden, die von der Möglichkeit einer Mädchenerziehung Gebrauch machten. Schwester Feliciana Arnold und Schwester Amanda Hayberger wurden nach Freiburg gesandt, um in der Unterrichtsmethode unterwiesen zu werden.

Feliciana Arnold hatte vor ihrem Eintritt in das Kloster durch mehrjährigen Besuch einer Ursulinschule in Neuburg a. D. eine für jene Zeit und Verhältnisse außergewöhnliche Bildung erworben. Nach ihrer Rückkehr aus Freiburg eröffneten beide Schwestern eine Mädchenschule und machten sich sehr verdient. Die Erfolge bei den Schülerinnen waren vorerst die einzige Belohnung. Die Stadtverwaltung vergütete den Unterricht der Schwestern in keiner Weise. Nach kurzer Unterrichtstätigkeit starb Schwester Amanda Hayberger.¹⁰⁰⁾

Im Jahr 1777¹⁰¹⁾ richtete die Priorin der Dominikanerinnen an die Stadtverwaltung die Bitte, den Schwestern Gehälter zukommen zu lassen, da die Verpflegung bei dem anstrengenden Unterricht aus Geldmangel nicht gewährleistet sei. Erst auf diese dringende Bitte erhielten sie eine Vergütung für den Unterricht von 150 Gulden jährlich für vier unterrichtende Schwestern. Die nicht in der Schule tätigen Schwestern machten Handarbeiten, sie stickten Paramente, Bilder und Bänder. Trotzdem konnten ab 1775 die Materialien nicht mehr bezahlt werden. Im Literalbuch 1780 wird berichtet, dass mehr ausgegeben als eingenommen wurde. Die Vetersammlung zählte noch 11 Schwestern und eine Laienschwester. Es waren in erster Linie Töchter Villingener Bürger. Für den großen Andrang der Schülerinnen war der Schulraum zu eng. Deshalb mietete die Stadt in einem Nebenhaus der Vetersammlung zwei Zimmer, damit der Unterricht nicht in allzu großer Enge stattfinden musste. Doch selbst diese Lösung erwies sich als unhaltbar, da auch der Zugang zu der Schule, besonders im Winter, beschwerlich war. Unter diesen Umständen kam dem Stadtrat der Vorschlag die Schule in das 1782 aufgehobene Kloster St. Klara zu verlegen gerade recht. Die Priorin der Vetersammlung, Maria Josepha Hautin, willigte im Namen ihres Konvents in die Verlegung der Schule und ihre Übersiedlung nach St. Klara ein.

Übersiedelung nach St. Klara

Bei der Übersiedlung ins ehemalige Klarissenkloster waren sich die Dominikanerinnen nicht der Tragweite ihres Handelns bewusst. Sie glaubten, da sie ja seit einigen Jahren unterrichteten, der Auflösung ihres Konvents entgehen zu können, und ihre Ordensregel weiterhin befolgen zu können, zumal der zuständige Schuldirektor Bob ihnen versichert hatte, dass die Klarissen die Augustinusregel annehmen würden. Als sich jedoch der Konvent von St. Klara entschloss, die Ursulinenregel anzunehmen, waren die Schwes-

tern der Vetersammlung am Anfang nicht gewillt, dem Beispiel Folge zu leisten. Sie schrieben an den Visitator Spengler im Juli 1782¹⁰²⁾: „Die Frauen der Vetersammlung ad St. Catharinam empfinden es schwer und es fällt ihnen untröstlich, wenn sie genötigt werden, die geschworene Ordensregel samt dem Habit abzulegen und sich zu einem anderen Institut zu entschließen...“, da ja nicht der Dominikaner-Orden aufgehoben sei. Doch der Druck der Stadtverwaltung und der Rat des Bischofs bewog sie, auf ihren weißen Habit zu verzichten und das schwarze Kleid der Ursulinen zu tragen. Nach ihrer Übersiedlung nach St. Klara kamen die Gebäude der Vetersammlung an die Stadt. Die Dominikanerinnen hatten sicher den guten Willen sich der neuen Ordnung zu fügen, doch war es, besonders für die älteren Schwestern, sehr schwer sich an ein neues Zusammenleben und an eine neue Regel zu gewöhnen. Es waren am Anfang drei verschiedene Ordenskonvente, die in einem Haus zusammenlebten. Das brachte Schwierigkeiten mit sich. Doch nachdem die geistliche Leitung des Klosters St. Ursula einem Benediktinerpater übertragen wurde, konnte das Problem durch den außenstehenden Ordenspriester gelöst werden. Vor ihrer Übersiedlung mussten die Dominikanerinnen ihr gesamtes Inventar auflisten. Die Bibliotheksliste von 1782 enthält 555 Bücher, teilweise von bedeutenden Theologen. Neben Schriften von Hieronymus, Joh. Geiler v. Kaysersberg, Abraham a Santa Clara gab es auch Bücher des in Villingen bekannten Paters Martin Digasser OFM, der von 1597-1600 Pfarrherr in Villingen und Lektor in St. Klara war. Die Handschriften und Bücher stammten von 1280-1757, darunter waren 37 Handschriften und viele Frühdrucke. Auch die Liste aller Gemälde und Kunstgegenstände zeigt die einstige Bedeutung dieses kleinen Konvents. Unter den zahlreichen Auflistungen sind bedeutende Statuen und Gemälde. Anhand dieser Aufzeichnungen kann sicher manches, bisher noch nicht eingeordnete Kunstwerk der Vetersammlung zugeordnet werden. In der Inventarliste von 1782 „Über das Vermögen und Pasiv Standt des Klosters O.S.D (Ordo Sancti Dominici) zu Vätter Samlung 1782“ mussten alle beweglichen und feststehenden Gegenstände aufgelistet werden. Außer dem Bettzeug besaßen die Schwestern auch Mobiliar. Kaffeekannen und die dazugehörenden Tassen und Löffel zeigen, dass Kaffee in der Vetersammlung bereits bekannt war.

Die Kunstgegenstände aus der Kirche St. Katharina

Einige Kunstgegenstände konnten vom Kloster St. Ursula übernommen werden. So wurden im Jahr 1793 durch die 1. Lehrerin und spätere Superiorin M. Feliciana Arnold drei Barockaltäre der ehemaligen Dominikanerinnen-Kirche nach St. Ursula gebracht. Am Hochaltar wurde ein geschnitztes Relief der hl. Klara eingesetzt, wobei das Hauptbild der Himmelfahrt und der Krönung Mariens erhalten blieb¹⁰³⁾, das von Stadtpfarrer Schueh (1737-1761) in seiner Amtszeit gestiftet wurde. Nach Angaben bei Paul REVELLIO¹⁰⁴⁾ soll der Marienaltar der Vetersammlung nach Weilersbach gekommen sein, und dort bis zum Neubau der Kirche (1955) als Hochaltar benutzt worden sein. Nach den Aufzeichnungen des Stadtpfarrers Beck (bei REVELLIO: Becker, der 1777 starb), stand dieser Altar als Frühmessaltar im Münster. Es war also die Zeit nach Pfarrer Schueh und dem gestifteten Hochaltarbild in der Klosterkirche. Die beiden Stifter fanden ihren Platz an einem Seitenaltar der Kirche von St. Ursula. Einige Gemälde und ein spätromanischer Kruzifixus zieren noch heute das Kloster und die Kirche. Durch die Übersiedlung in das ehemalige Klarissenkloster konnten die beweglichen Güter teilweise gerettet werden. Ebenso wie Bücher und sakrale Kunstwerke mussten auch die Äcker und Gärten der Vetersammlung aufgelistet werden. Aus dem Verzeichnis von 1782 geht hervor, wo sich die Äcker und Gärten der Sammlung befanden. Nach der Zusammenlegung beider Klöster baten sechs Schwestern der ehemaligen Vetersammlung die Regierung, ihnen bei ihren Austritt aus

dem Kloster St. Ursula eine geringe Pension zu gewähren. Sie konnten sich nicht mehr an die neue Ordensregel und die ungewohnte Umgebung gewöhnen. Deshalb zogen einige Schwestern es vor, das Kloster zu verlassen. Nachdem die erbetene Pension bewilligt war, fanden sie Aufnahme bei einer Witwe in Villingen und verbrachten dort ihren Lebensabend. Sie befolgten auch weiterhin ihre gewohnte Ordensregel. Eine alte Schwester, die ehemalige Subpriorin M. Hildegardis Schuoin, kam nach St. Ursula „mit ihrem wenigen Gerümpel“ zurück, worunter auch ein „Prager Jesuskind“ war. (Vielleicht ist das im Seitenaltar der Klosterkirche sich befindene „Prager Jesuskind“ aus deren Besitz). Die übrigen sechs Schwestern der ehemaligen Vetersammlung blieben in St. Ursula und legten nach einem Probejahr am 21. 10. 1783 mit 12 Klarissen die Gelübde auf die Ursulinenregel ab. Sie gehörten zu den angesehensten Mitgliederinnen der Gemeinschaft und zu den tüchtigsten Lehrerinnen in der Schule. Als letzte Konventschwester der ehemaligen Vetersammlung starb im Jahr 1839 M. Dominica Winterin, die im Kloster St. Ursula eine neue Heimat gefunden hatte.¹⁰⁵⁾

Nach der Übersiedlung der Dominikanerinnen kamen die Gebäude an die Stadt. Das alte Kloster war ziemlich baufällig, wurde aber trotzdem für verschiedene Zwecke verwendet. In den Kriegsjahren als Unterbringung der durchziehenden Soldaten und auch als Lazarett (1870/71). Nach einigen Jahren kam es in Privatbesitz. Im Jahr 1856 erwarb die damalige Superiorin von St. Ursula, Xaveria Ditz, das Haus der ehemaligen Vetersammlung von den neuen Eigentümern, um es der Stadt für einen Neubau einer Mädchenschule anzubieten. Zwei Jahre später, 1858, wurde das ehemalige Sammlungsgebäude abgebrochen und an der Stelle entstand eine Mädchenschule.

Anmerkungen

- 1) Die Regel beschränkt sich auf allgemein grundlegende Normen des klösterlichen Lebens. Sie bezieht sich auf die 3. Regel des hl. Augustinus, die „*Regula ad servos Dei*“, welche von den Augustinern, 7 Ritterorden, Dominikanern, Praemonstratensern, Serviten u.a. übernommen wurde
- 2) H. WOLTERS 1985: Christliches Schwärmertum, Bd. III/2 S.312
- 3) A. WIENAND 1964: Die Beginnenvereinigungen, Bd. II S.132f
- 4) H. WOLTERS 1985: Christliches Schwärmertum, Bd. III/2 S.313
- 5) H. TÜCHLE 1950: Kirchengeschichte, Bd. 1, 2 S.368
- 6) A. MENS 1958: Beginnen, Bd. 2 Sp.115f
- 7) Der OFM Pater Bernhart Müller, der 1702 bei der Translatio der Reliquien Ursula Haiders im Bickenkloster anwesend war, schrieb in der 1704 entstandenen „*Chronica Franciscanorum Provinciae Argentoratae*“: Dass 1278 das Bickenkloster von frommen Bürgern gestiftet wurde. Es lebten in dieser Zeit dort sechs Jungfrauen und Witwen, die nach dem Vorbild der hl. Elisabeth Kranke und Sterbende gepflegt haben. (Quellensammlung der bad. Landesgeschichte, Hg. F. J. MONE, Bd. 3, Karlsruhe 1863, S. 641)
- 8) K. J. GLATZ 1881: Chronik, S.1ff
- 9) A.B. GG 6a. Im Jahrzeitenbuch wurden die Berichte des Pfarr-Rektors und Dekans J. J. Riegger ab 1728 aufgezeichnet. Die Eintragungen der Jahre 1728 - 1734 geben ein authentisches Bild über die Vetersammlung. Dekan Riegger wurde 1668 in Villingen geboren und war Stadtpfarrer von 1699-1737
- 10) A.B. L 17a
- 11) A.B. AA 1
- 12) H.J. WOLLASCH 1970: Inventar, Bd. I S.3
- 13) Agnes war die Frau Heinrichs v. Fürstenberg. In der Urkunde wird nur auf die Zustimmung ihrer Söhne hingewiesen, so dass ihr Ehemann Eginio V. bei dieser Hofübergabe schon gestorben war (1236). Die Mutter Eginos V., Agnes v. Zähringen, übergab bereits 1218 ihr Erbe ihrem Sohn, der sich 1230, nach dem Tod seines Vaters Eginio IV., Graf von Urach und Freiburg nannte. (S. RIEZLER 1882: Kurze Geschichte, bearb. und ergänzt E. JOHNE 1952: S.3;

- S. RIEZLER 1883: Geschichte des Hauses Fürstenberg S. 46)
- 14) S. RIEZLER 1883: Geschichte des Hauses Fürstenberg, S.56
- 15) A.B. AA 1
- 16) A.B. L 1
- 17) K. EUBEL 1886: Geschichte der Minoriten, S.225f
- 18) REC 1, 1523 (1240, Aug. 11) Die Nicolai- Kapelle stand im Steppachtal, nördlich der heutigen Marbacher Straße, in der Nähe des Blutrains. (Vgl. H. MAIER 1962: Die Flurnamen, S.76)
- 19) A.B. AA 2
- 20) A.B. L 3
- 21) A.B. L 2
- 22) A.B. E 1
- 23) A.B. AA 3: FUB 1, 226. In dieser Urkunde wird bestätigt, dass die Vetersammlung in der Nähe der Nikolaus-Kapelle einen Hof gekauft hatte, der evtl. für landwirtschaftliche Zwecke, als Existenzgrundlage der Sammlung genutzt werden sollte
- 24) FUB 1, 226, Febr.3
- 25) A.B. L 3, Juli 3
- 26) W. MÜLLER 1982: Die Villinger Frauenklöster, S.16
- 27) R. FRAUENFELDER 1964: Frauenklause, 84. Bd. Dritte Folge 16. Bd., S.199
- 28) FUB 2, 1303, Sept.19 S.17. (Frauenfelder gibt ein anderes Datum an: 1303, Febr.23)
- 29) A.B. AA 6a
- 30) A.B. AA/6b
- 31) A.B. AA 6e. Im Jahr 1666 (A.B. AA/6d1) stürzte die Schanzmauer ein und wurde im selben Jahr repariert (A.B. AA/6d2), wofür sich die Klarissen beim Magistrat für die Hilfe bedankten
- 32) Waldhausen lag wahrscheinlich östlich bis an das Enggässle und die Neuwiesen, südlich bis an die alte Vöhrenbacher Straße, westlich bis an den Wald und nördlich bis zur Klosterhalde (H. MAIER 1962: Die Flurnamen, S.73f)
- 33) SAVS, L 1a
- 34) A.B. AA 4
- 35) A.B. L 4
- 36) „apud“ wird auch mit „in“ übersetzt. z.B. apud Romam = in Rom
- 37) FUB, Bd. 7 1297
- 38) A.B. L 5
- 39) A.B. GG 6a
- 40) Jahrzeitenbuch S.1
- 41) G. GIERATHS 1964: Terziaren II, Bd. 9, Sp.1376
- 42) A.B. AA 10
- 43) A.B. AA 11
- 44) A.B. L 6
- 45) A.B. L 7
- 46) A.B. L 7
- 47) A.B. AA 12; AA 14; AA 15; AA 18
- 48) A.B. Y 1
- 49) A.B. L 8
- 50) A.B. XI/7
- 51) A.B. O 5
- 52) A.B. L 18a
- 53) A.B. L 9 Die Streitsache musste vor einem geistlichen Gericht ausgetragen werden. Der Bischof betonte, dass er sich schützend vor die Priorin und den Konvent stellen werde.
- 54) A.B. O 6
- 55) A.B. O 7
- 56) A.B. L 10
- 57) A.B. O 8
- 58) A.B. AA 19
- 59) A.B. L 11

- 60) A.B. L 11
 61) A.B. O 9
 62) A.B. L 7
 63) A.B. M 1
 64) SAVS, Bestand 2, 3 2021 (Spitalarchiv)
 65) SAVS, Bestand 2, 4 M 16 (Pfründarchiv)
 66) A.B. D II/ 1c
 67) REC 4 11140. Sr. Else Luckli wurde vom Generalvikar erlaubt, vom oberen Inklusorium de Poenitentia Sancti Dominici in das Germankloster zu wechseln.
 68) G. STEGMAIER 1972: Frühgeschichte, S.170
 69) A.B. AA 20
 70) A.B. D II/ 15
 71) A.B. O 9
 72) A.B. AA 21 Für kurze Zeit besaß die Vettersammlung zwei Häuser am Oberen Tor. Man kann davon ausgehen, dass es sich bei dem getauschten Haus um die ehemalige Waldhauser Wohnstätte gehandelt hat, die sich bereits 1294 „ad portam“ nannte.
 73) SAVS, V 14
 74) A.B. L 12
 75) A.B. L 13
 76) A.B. L 13a
 77) A.B. P 10
 78) Jahrzeitenbuch, S.32
 79) A.B. AA 47
 80) A.B. AA 44b
 81) A.B. O 23
 82) A.B. P 11
 83) Jahrzeitenbuch, S.35
 84) A.B. AA 17a
 85) A. B. L 17
 86) Maß eines Schuhs ca. 30 cm
 87) REVELLIO, P. 1964: Kirchen und Klöster, S.144f
 88) Die musikalische Tradition im Kloster St. Klara ist schon zu Zeiten Ursula Haiders urkundlich belegt und durch Jahrhunderte praktiziert worden (A.B. BB 7).
 89) Jahrzeitenbuch, S.34
 90) Jahrzeitenbuch, S.35
 91) REVELLIO, P., o.D.: Villingen, S.27
 92) Jahrzeitenbuch, S.45
 93) A.B. L 19a
 94) A.B. L 19b
 95) Im Jahr 1910 wurde der Schrein des hl. Felicianus in eine Barockform gebracht. Der Heilige wurde seit 1758 in der Kirche der Vettersammlung verehrt. Vgl. KRUMMER-SCHROTH, I. 1982: Die Kunstwerke im Kloster St. Ursula, S.63.
 96) Jahrzeitenbuch, S.37
 97) A.B. T 3; A.B. T 4; A.B. T 5
 98) SAVS, Bestand 2.4 U 609 (Pfründarchiv)
 99) A.B. Literalbuch 1773-1774
 100) Jahrzeitenbuch, S.40
 101) A.B. L 15k.
 102) SAVS, Bestand 2.4 U 607. (Pfründarchiv)
 103) KRUMMER-SCHROTH, I. 1982: Die Kunstwerke im Kloster St. Ursula in Villingen., S.63.
 104) REVELLIO, P.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, S.245; WOLLASCH, H. J. (Bearb.): Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen, Bd. 1, Villingen/Schwarzwald: Ring-Verlag 1970 S.3; WOLTER, H.: Christliches Schwärmertum im 13. Jahrhundert. In: Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. III/2, Freiburg, Basel, Wien: Herder 1985 S.312
 105) N.N. Das Dominikanerinnenkloster

Quellen

- A.B. = Archiv des Bickenklosters
Bibliotheksliste der Vettersammlung von 1782
FUB = Fürstenbergisches Urkundenbuch
Inventarium von 1782 (Auflistung aller beweglichen Gegenstände) Jahrzeitenbuch, renoviert 1728.
Mit Eintragungen des Dekans Johannes Jacobus Riegger
Kleine Chronik. Das Dominikanerinnenkloster St. Katharina, Vettersammlung genannt, in Villingen
1236-1782. (Zusammengestellt von einer Ursuline am Anfang des 20. Jahrhunderts. N. N.)
Lehensbriefe der Vettersammlung von 1602f
Literalbücher der Vettersammlung von 1722-1778
SAVS = Stadtarchiv Villingen-Schwenningen
Urkunden von 1236-1782 aus dem Archiv des Bickenklosters
Verzeichnisse der Urkunden von 1640-1768
Zinsbuch der Vettersammlung von 1543

Erwähnte Schriften

- EUBEL, K. (1886): Geschichte der oberdeutschen Minoriten-Provinz. – Bucher, Würzburg, S. 225f
FRAUENFELDER, R. (1964): Die Verlegung der Frauenklause St. Nikolaus bei Villingen nach Schaffhausen
im Jahre 1434. Sonderdruck aus dem Freiburger Diözesan-Archiv 84. Bd. Dritte Folge 16.
Bd., S. 199
GIERATHS, G. (1964): Terziaren II. Terziaren der Dominikaner. – In: Lexikon für Theologie und
Kirche Bd. 9, Freiburg: Herder, Sp. 1376
GLATZ, K. J. (Hg.) (1881): Chronik des Bickenklosters zu Villingen 1238-1614. – In: Bibliothek des
Litterarischen Vereins in Stuttgart, Tübingen: Litterarischer Verein Stuttgart, S. 1ff (Einleitung)
KRUMMER-SCHROTH, I. (1982): Die Kunstwerke im Kloster St. Ursula in Villingen. – In: 200 Jahre
Kloster St. Ursula Villingen, VS-Villingen: Todt, S.63
MAIER, H. (1962): Die Flurnamen der Stadt Villingen, Villingen/Schwarzwald: Ring, S.73f, 76
MENS, A. (1958): Beginen. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2, Freiburg: Herder, Sp.115f
MÜLLER, W. (1982): Die Villingen Frauenklöster des Mittelalters und der Neuzeit. – In: 200 Jahre
Kloster St. Ursula Villingen, VS-Villingen: Todt, S.16
REVELLIO, P. (o.J.): Villingen Führer durch Alt-Villingen, Hüfingen: Revellio. S.27
– (1964): Vettersammlung. In: Kirchen und Klöster, Baudenkmäler. – In: Beiträge zur Geschichte
der Stadt Villingen, Villingen im Schwarzwald: Revellio, S.144f, 245
RIEZLER, S. (1883): Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre
1509, Tübingen: Laupp, S.56
– (1882): Kurze Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg, bearb. und ergänzt: JOHNE E.
(1952): Donaueschingen: Meder, S.3
STEGMAIER, G. (1972): Zur Frühgeschichte der Villingen Frauenklöster und ihrer Topographie. – In:
Villingen und die Westbaar. Hg. W. Müller, Bühl/Baden: Konkordia, S.170
TÜCHLE, H. (1950): Kirchengeschichte Schwabens, Bd. 1, 2. Aufl., Stuttgart, S.368
WIENAND, A. (1964): Die Beginenvereinigungen - Mittelalterliche Säkularinstitute. – In: Das Wirken
der Orden und Klöster in Deutschland, Bd. II, Köln: S.132f
WOLLASCH, H.J. (1970): Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen Bd. 1. Villingen, Ring
Verlag, S.3.
WOLTER, H. (1985): Christliches Schwärmertum im 13. Jahrhundert. – In: Handbuch der Kirchen-
geschichte, Bd. III/2, Freiburg, Basel, Wien: Herder S. 312

Eingang des Manuskripts: 10.2.2003

Anschrift der Verfasserin: Dr. Edith Boewe-Koob, Panoramaweg 24, 78089 Unterkir-
nach

Die Guggenmühle (2)

Die Guggenmühle als Privateigentum

von Christa und Hans-Robert Wagner

1852 Unter dem Datum 11.2.1852 teilt das Dögginger Bürgermeisteramt mit, dass der Allodifikationsvertrag mit dem Johan Merck im Grundbuch eingetragen worden ist. Damit ist die Guggenmühle in das Privateigentum des Johan Merck übergegangen.

Dieser neue Besitzer der Guggenmühle war ein sehr umtriebiger Mensch. In der Korrespondenz mit der F.F.-Verwaltung wird er als Schmiedemeister in Döggingen bezeichnet. Er ist Gemeinderat und wird im November 1851 von der Gemeinde Döggingen mit der Führung der Zehntrechnung beauftragt. Es wird ihm die Beischaffung der zur Zehntablösung erforderlichen Gelder anvertraut, ebenso wie die Rückzahlung jener Summe an die Creditoren, welche durch die Staatskasse als Beihilfe zur Zehntablösung geleistet wurde. Bei Abwicklung dieser Geschäfte kommt Johan Merck in Schwierigkeiten. Es stellt sich heraus, dass er unberechtigterweise um 5090 Gulden mehr an Krediten aufgenommen hat, als nötig waren. Dieses überschüssige Geld verliet er ohne Genehmigung des Gemeinderates weiter. Sein Vorgehen begründet er damit, dass ihm Gelder zu einem so günstigen Zinsfuß angeboten worden waren, dass er sie nicht ausschlagen konnte. Unglücklicherweise ist er bei der Eintreibung der Gelder, die er weiter verliehen hatte, nicht so erfolgreich wie bei der Kreditaufnahme und so sieht er sich nicht nur einer Anklage wegen Untreue, sondern auch einem Schuldenberg gegenüber, den er selbst nicht mehr abtragen kann. 1852 flüchtet er mit 17.000 Gulden. Beauftragt zur Kreditaufnahme durch den Gemeinderat und kleinen Bürgerausschuss von Döggingen hat er den Mitgliedern dieser Gremien während seiner Tätigkeit als Zehntrechner Schuldscheine vorgelegt, die diese gutgläubig unterzeichneten. Durch diese Vorgangsweise waren sie zu Mitschuldern geworden und die Bereinigung der Affäre zieht viele Bürger Döggingens in die Sache hinein.

Für verschiedene andere Geschäfte hat sich mit Merck eine 'Companie' zusammengefunden – Josef Burger und Konrad Höld (bzw. Held) aus Döggingen und Josef Müller aus Allmendshofen – dieser Gesellschaft überträgt Merck Anteile an seinem Vermögen und überlässt ihr die Eintreibung der Schulden. Das verhindert aber nicht, dass Merck schließlich wegen Veruntreuung angeklagt wird und seine Besitztümer versteigert werden.

1855 Im Amtsblatt werden unter dem 20.6.1855 folgende Dinge aus der Gantsache Johann Merck zur Versteigerung ausgeschrieben:

- „ I einfacher tannener Kleiderkasten
- I Registraturkästle
- I tannener Kommod mit Aufsatz
- I aufgemachtes Bett sammt Bettstatt, Matratzen und doppelten Anzügen
- Conversationslexikon 13 Bände

Rotteks-Weltgeschichte 10 Bände
 4 Stück Bildertafeln
 1 tannener Tisch
 2 Stühle und
 1 Chaise -
 sämtliches taxirt zu 119 fl 40 xr „

Die Liste des zu versteigernden Eigentums des Johann Merck weist mit Konversationslexikon (13 Bände) und Rotteks Weltgeschichte (10 Bände), sowie 4 Bildtafeln, Posten auf, die man bei einem einfachen Schmiedemeister in einem kleinen Dorf kaum vermuten würde.

1856 Johann Merck wird nach einiger Zeit festgenommen und im Jahre 1856 zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Es ist nicht klar, ob er diese Strafe tatsächlich antritt, oder, wie auch vermutet wird, sich dieser durch Flucht nach Amerika entzogen hat.

1859 Ein Mitglied der 'Companie' des Johann Merck ist Konrad Höld oder Held, ein Dögginger Bürger, der sein bäuerliches Anwesen 1857 an seinen jüngsten Sohn Martin Held übergibt. Dieser verkauft das Haus Nr. 109 in Döggingen samt Ökonomie, Scheune, Wiesen und Ackerland an Ignaz Weisser, Bürger und Kunstmaler in Döggingen um 10.000 Gulden und erwirbt für sich von der Companie die Guggenmühle am 15.1.1859 um 15.260 Gulden. (s.Anlg.1)

Das Wohnrecht, das sich die Eltern von Martin Held bei der Übergabe des Hofes ausbedungen hatten, wird auf das Berghäusle bei der Guggenmühle übertragen.

Martin Held, geb. am 21.10.1831, heiratet in dem Jahr, in dem er die Guggenmühle erwirbt, Sara Bausch aus Löffingen, geb. am 7.1.1828. Sie ist die Tochter des 'Arztes' Thadä Bausch und bringt zwei uneheliche Kinder in die Ehe mit (Robert, geb. 16.6.1849 und Maria, geb. 24.10.1857), die von Martin Held adoptiert werden.

Der Ehe zwischen Martin Held und Sara Bausch entstammen 6 Kinder:

Maria Anna geb. 5.8.1861, gest. 30.9.1899
 Emilia geb. 22.9.1863
 Leopoldina geb. 6.11.1864
 Elisabetha geb. 23.10.1865, verh.Bader
 Sophia geb. 14.2.1869
 Adolf geb. 16.12.1873, gest.1958

1878 Am 12.12.1878 stirbt Martin Held im Alter von 47 Jahren, möglicherweise an den Folgen eines Unfalles.

Der Erbteilungsvertrag, in dem Sara Bausch die Hinterlassenschaft nach Martin Held zugeschrieben wird, führt als Vermögenswerte an:

1. Fahrnisse	5.588,90 M
2. Forderungen	228,25 M
3. Liegenschaften*	27.455,- M
zusammen	33.272,15 M
Schulden	15.901,19 M
restl.reines Vermögen	17.370,96 M

* Der Wert der Liegenschaften setzt sich zusammen aus:

Mühle: zweistöckiges Wohnhaus mit 2 Mahlgängen, 1 Gerbgang, mit angebautem Schweinestall, samt 3 Vierlg. 53 Rth., Hausplatz und Hofreite nebst darauf befindlichen Bäum	M	4.000
ein Wohnhäuschen bei der Mühle mit gewölbtem Keller samt Hausplatz	M	800
ein Holzschopf allda	M	150
eine 2stöckige Scheune mit Stall und Schopf allda	M	4.200
eine Gipsmühle mit Hanfreibe im Rain samt 3 Rth.Hausplatz	M	600
Garten oben am Haus 1 VI 4 Rth	M	150
Garten beim Haus 61 Rth	M	150

Der Rest der Schätzsumme entfällt auf Ackerland und Wiesen.

Was hier als 'restliches reines Vermögen' bezeichnet wird bezieht sich also ausschließlich auf den geschätzten Wert von Gebäuden und Landbesitz, der nur schwer zu Bargeld gemacht werden kann ohne die Bauernwirtschaft oder die Mühle zu beeinträchtigen, wogegen die Schulden in der Höhe von 15.901 M Bargeldforderungen verschiedener Gläubiger sind.

1885 Dies führt dazu, dass die Besitztümer der Witwe nach Martin Held, der nunmehrigen Besitzerin der Guggenmühle, am 23.3.1885 auf Betreiben der Gläubiger versteigert und aufgeteilt werden.

Das Mühlengebäude wird um 2.560 M dem Josef Langenbach von Rötenbach zugesprochen. Er bekommt außerdem einige Felder, insgesamt werden ihm Liegenschaften im Wert von 7.644 M zugeschlagen. Bürgermeister Hasenfratz aus Döggingen erwirbt das Berghäusle und eine Wiese um 321 M. Für Anton Thoma's Wtwe. aus Lenzkirch kauft Bürgermeister Matthä Heizmann Beimühle und Garten um 500 M. Die neuen Eigentümer waren alle Gläubiger des Martin Held, bzw. der Witwe Sara Bausch.

1886 Die Familie Held bleibt trotz des Besitzerwechsels weiter auf der Guggenmühle wohnen und schon im darauffolgenden Jahr gelingt es den drei Schwestern Anna, Emilie und Leopoldine Held die Guggenmühle um insgesamt 6.000 M zurückzukaufen.

1896 Am 25.6.1896 stirbt Sara Bausch.

1899 Drei Jahre später, am 30.9.1899 stirbt Anna Held, die älteste Tochter aus der Ehe der Sara Bausch mit Martin Held. Sie war mit ihren beiden Schwestern Emilie und Leopoldine zu je einem Drittel Eigentümerin der Guggenmühle. Sie hinterläßt einen unehelichen Sohn Theodor (geb. 17.4.1887), der jedoch nicht ihren Anteil an der Guggenmühle erbt.

1900 Im Jahre 1900 wird Emilie Held als Eigentümerin der Guggenmühle angegeben. Ob Leopoldine Held, die sich nach Unterlenzkirch verheiratet hatte, auf ihr Ansprüche verzichtet hat oder abgefertigt wurde, ist nicht ersichtlich.

Emilie Held wird in den Akten als 'entmündigt, ledig und geisteskrank' bezeichnet und lebt zu dieser Zeit in der Großherzoglichen Pflegeanstalt Pforzheim. Ihr Vormund, Altbürgermeister Wilhelm Hasenfratz, verkauft für sie die Guggenmühle an ihren Bruder Adolf Held, der die Mühle vermutlich in den letzten Jahren auch betrieben hatte.

Die Liegenschaften werden mit insgesamt 9.800 M veranschlagt, für die Fahrnisse (Liste s. Anlg. 2) kommen noch einmal 2.206 M dazu. Der gesamte Verkaufserlös wird auf Gläubiger verteilt.

Um den Kaufpreis für die Mühle bezahlen zu können, muss Adolf Held Geld aufnehmen und diese Hypothek bildet den Anfang einer fatalen Kette.

In der Chronik von Döggingen (Dold - 1996) findet sich dazu folgendes:

1901 Liegenschaftsvollstreckung der Spar- und Waisenkasse Donaueschingen gegen Adolf Held, Guggenmüller in Döggingen - Vollstreckungssumme 7.100 M.

1902 Verkauf der Guggenmühle durch die Spar- und Waisenkasse Donaueschingen an Wilhelm Rösch, Unadingen, für 8.000 M. Zu spät erkennt die Verwaltung, daß Rösch völlig vermögenslos ist. Zudem ist er zum Betreiben der Mühle gänzlich ungeeignet. Die Spar- und Waisenkasse schreibt die Guggenmühle wiederholt zum Verkauf aus. Aber den ganzen Betrieb für 3.000 M zu verkaufen, - so lauteten die Angebote der Interessenten - sei unmöglich. 1898 sei die Mühle, die sich noch in gutem Zustand befunden habe, auf 12.150 M geschätzt worden, argumentiert die Bank. Die Verwaltung der Kasse bietet der Gemeinde die Mühle zu einem entsprechenden Preis an (GAD.V.1/1). In seiner Antwort schreibt der Bürgermeister, dass die Gemeinde keine große Neigung zeige, das Anwesen zu erwerben. An den Liegenschaften bestehe dagegen Interesse. Für die Gebäulichkeiten habe die Gemeinde keine Verwendung. Seit Held die Mühle habe verlassen müssen, seien keinerlei Reparaturen weder an der Mühle, noch an den übrigen Gebäulichkeiten vorgenommen worden, so dass das gesamte Anwesen sich in einem verlotterten Zustand befinde. Schnee und Regen drängen überall ein, das Mühlwerk sei zerfallen. Türen und Fenster stünden offen, jedermann könne die Mühle betreten und mitnehmen, was ihm gefalle. Interessenten würden sich eiligst wieder entfernen, die Kauflust vergehe ihnen schon allein beim Anblick. Die Gemeinde selbst sei nicht in der Lage, die Guggenmühle zu erwerben, stellte auch der Gemeinderat fest.

Als doch noch ein Käufer gefunden wurde, herrschte auf dem Dögginger Rathaus Freude, glaubte man doch, eine Sorge los zu sein.

1903 Wilhelm Rösch verkauft an Xaver Öller (Oberschweizer, zur Zeit in Wittental bei Freiburg) die Guggenmühle für 5.000 M. Doch der Aufenthalt von Xaver Öller in der Guggenmühle war nur von kurzer Dauer. Die Mühle wird erneut in den Tageszeitungen zum Verkauf ausgeschrieben.

Der nächste Interessent, Johannes Schwarzwälder, Müller von Schramberg hat feste Vorstellungen von der Verwendbarkeit der Guggenmühle. Für 5.050 M will er sie unter der Bedingung erwerben, dass er für keinerlei Forderungen für das Jahr 1903, die das Anwesen bezüglich Zinsen, Steuern, Brandgeld oder dergleichen betreffen, aufkommen müsse. Schwarzwälder ersucht außerdem das Bürgermeisteramt, für die Guggenmühle eine Namensänderung vornehmen zu dürfen. Das Anwesen sollte unter dem Namen „Friedensalmühle“ weiter fortbestehen. Vor dem notariellen Kaufabschluss müsse die Namensänderung schon vollzogen sein, damit die neue Bezeichnung in das Grundbuch eingetra-

gen werden könne. Die beabsichtigte Namensänderung ist Grundlage eines Projektes, für das ein Teil der Mühle zum Landaufenthalt für erholungssuchende Personen, namentlich aus den Städten, „*welche durch die schöne neue Eisenbahn dem Schwarzwald näher gerückt sind*“, eingerichtet werden soll. Schwarzwälder fährt in seinem Schreiben fort, „...*das Mühlenwesen liegt so einsam im Tal und es würde sich unter dem Namen „Friedensmühle“ leichter empfehlen. Es ist ja Tatsache, daß der Name auf das Gemüt erholungssuchender Personen einen guten einladenden Eindruck machen würde.*“ Die Mülerei jedoch sei wegen der ungünstigen Lage, der An- und Abfuhr und seiner schlechten Wasserkraft im Sommer nur ein kleiner Nebenerwerb.

Eine Zusage erhält dieser Bewerber nicht.

1904 Xaver Öller verkauft an Gustav Schreiter, Müller, und seine Ehefrau Barbara, geb. Gerstenlauer, die Guggenmühle um 4.000 M.

Mit dem Verkauf der Mühle an Gustav Schreiter kommt wieder Ruhe in die bewegte Mühlengeschichte, denn die Familie Schreiter betreibt die Guggenmühle durch zwei Generationen bis 1971. Sie muss dafür aber auch das endgültige Aus des Mühlenbetriebes und der Landwirtschaft miterleben.

Gustav Schreiter – geb. am 25.7.1854 in Arnsfeld, Kr.Annaberg, war verheiratet mit Barbara Gerstenlauer, geb. am 13.3.1861 in Weiler, Amt Pforzheim. Er kam aus Pforzheim, wo er bereits eine Mühle betrieben hat, nach Döggingen. Das Ehepaar hatte drei Söhne und drei Töchter, von denen die jüngste 1904 in Döggingen geboren wurde.

Während der älteste Sohn, Gustav Schreiter, geb. am 9.12.1885 in Würm, Amt Pforzheim, das Müllergewerbe fortführen sollte, erlernte einer der Brüder Mühlenbau und der zweite Goldschmied. Vermutlich hoffte Gustav Schreiter (Vater) mit Hilfe des Mühlenbauers die veraltete Mühleneinrichtung zu modernisieren. Es kam jedoch nicht dazu, da die beiden jüngeren Söhne bereits in jungen Jahren starben.

1912 verstarb Gustav Schreiter (Vater), die Mühle wurde von seiner Witwe an den Sohn Gustav verkauft. Er war der letzte aktive Müller auf der Guggenmühle.

Während der Abwesenheit der Männer im Ersten Weltkrieg 1914 – 1918, wurden Mühle und Landwirtschaft hauptsächlich von den Frauen der Familie Schreiter umgetrieben. Da die Pferde samt Zaumzeug für den Feldzug in Frankreich requiriert worden waren, musste die produzierte Milch im Handwagen zum Bahnhof Unadingen gebracht werden, von wo sie mit der Bahn als Frischmilch nach Freiburg geliefert wurde.

1921 Am 14.5.1921 heiratete Gustav Schreiter (Sohn) Christine Held aus Sunthausen, geb. am 26.12.1888. Zu diesem Anlass wurden in der Stube Renovierungsarbeiten durchgeführt. Der Kachelofen wurde als Reisigwellenofen neu aufgebaut und die Holzdecke der Stube hellgrün gestrichen.

Der Ehe entstammen drei Töchter, von denen heute noch zwei mit ihren Familien in der Region leben.

Vermutlich in den dreißiger Jahren begann Gustav Schreiter die veraltete Mahleinrichtung auf die moderne „Kunstmüllerei“ umzurüsten, um sich der veränderten Marktsituation anzupassen. Bis zu dieser Zeit bestand die Mahleinrichtung nach wie vor aus einem Gerbgang zum Schälen des Dinkelweizens, der auf der Baar das bevorzugte Brotgetreide war, und zwei Mahlgängen mit angeschlossenen „Sechskanter“-Mehlsiebtrommeln. Zu-



Abb. 1: Die Guggenmühle um 1914. Die drei Schwestern von Gustav Schreiter (Sohn) und der spätere Ehemann der jüngsten Schwester. Die Dächer sind z.T. mit Schindeln, z.T. mit Alpirsbacher Falzziegeln gedeckt, die heute noch auf dem Ökonomiegebäude liegen. Das Wasserrad ist umbaut, damit es im Winter nicht einfriert. Von dem Holzschopf hinter der Mühle sind noch Trockenmauerreste vorhanden. Der Fußgängersteg über die Gauchach ist hochwassersicher, wogegen die unterhalb liegende Behelfsbrücke bei jedem Hochwasser weggerissen wurde.



Abb. 2: Die Guggenmühle um etwa 1948. In der Bildmitte Gustav Schreiter (Sohn). Der Wasserradumbau wurde in den Dreißigerjahren abgerissen. Der Fußgängersteg und die Behelfsbrücke werden eben erneuert. Hinter der Mühle ist ein Maschinenschuppen für Dieselmotor und Kreissäge angebaut. Am Hang ein Bienenhaus: Gustav Schreiter war leidenschaftlicher Imker.

sätzlich war noch eine alte Gries- und Graupenreinigungsmaschine vorhanden. Das Mühlgetriebe wurde wohl schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit gusseisernen Zahnrädern ausgerüstet und gleichfalls in den achtziger oder neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde ein Seiltrieb von der Mühle zur Scheune verlegt um Dreschmaschine, Futterschneidmaschine und später auch die Jauchepumpe anzutreiben. Das Mühlrad erhielt eine eiserne Radwelle. Lediglich das Wasserrad mit 5,5 m Durchmesser wurde weiterhin in Holz ausgeführt.

Die neue Mahleinrichtung bestand – soweit sie sich nach 1971 rekonstruieren ließ – aus einer Getreidevorreinigung, bestehend aus einem Trieur und einem Doppelaspirateur (Windsichte), einer Gerbmaschine mit Reinigung und einer Bürstmaschine mit nochmaliger Aspiration. Danach wurden die Körner in dem alten ersten Mahlgang gemahlen. Der zweite Mahlgang mit langem „Sechskanter“ wurde demontiert.

Das Mehl wurde dann mit einem modernen Plansichter in verschiedenen Fraktionen abesiebt. Da für all die neuen Maschinen im Mühlraum kein Platz war, wurden sie zum Teil im Dachraum aufgestellt und durch drei Becherelevatoren beschickt. Die Antriebe erfolgten über mehrere Transmissionen. Die Wasserkraft von ca. 8 PS bei guter Wasserführung der Gauchach reichte natürlich zum Antrieb all der Maschinen, die zudem alle gleichzeitig laufen mussten, nicht aus, weshalb der Müller zur Unterstützung einen gebrauchten Dieselmotor installierte.

1935 meldete Gustav Schreiter offiziell sein Gewerbe als Kundenmüller an.

1939 wurde das der Mühle erteilte Grundkontingent mit sofortiger Wirkung entzogen. Roggen und Weizen dürfen zur menschlichen Ernährung auf der Mühle nicht mehr verarbeitet werden, wurde vom Getreidewirtschaftsverband Baden angeordnet (GAD. V./2/23). (W. Dold – Chronik von Döggingen)

Auch in dieser schweren Zeit mussten Erträge aus der Landwirtschaft das Auskommen sichern und wieder wurde die Milch im Handwagen durch die Furt bei der Mühle nach Unadingen gebracht, wo sie von einem Molkereiauto abgeholt wurde.

1942 In den Gemeindeakten steht vermerkt, dass der Guggenmüller 1942 wieder mit dem Mahlen begonnen habe. Damals erzeugte er 150 Ztr. Mehl. In den folgenden Jahren finden sich keine derartigen Eintragungen mehr. Man habe die Menge nicht mehr notiert, heißt es. Die Mühle wurde wohl nur mehr gelegentlich zum Schroten von Getreide verwendet. (W. Dold – Chronik von Döggingen)

1945 Nach dem Krieg bat Gustav Schreiter 1945 um Wiederinbetriebnahme seiner Kundenmühle. Er kaufte einen neueren gebrauchten Dieselmotor (19 PS Güldner Verdampferdiesel).

1962 Als nach Einsetzen des Wirtschaftswunders die Versorgung mit Mehl durch die Großmühlen wieder funktionierte, konnte die Guggenmühle im Wettbewerb nicht mehr bestehen und so wurde 1962 aus wirtschaftlichen und Altersgründen der Mühlenbetrieb und die Landwirtschaft endgültig eingestellt. Die landwirtschaftlichen Flächen wurden an den benachbarten Grünburgbauern verpachtet und die Mühle nur mehr gelegentlich zum Schroten verwendet.

1965 ist das Wasserrad vollständig zerfallen. Damit ging die über mehr als 500 Jahre belegte Geschichte dieser Wassermühle an der Gauchach zu Ende.

1970 Am 28.9.1970 verstarb Gustav Schreiter. Seine Witwe zog zu der Familie ihrer jüngsten Tochter nach Döggingen, von wo aus sie den Verkauf der Guggenmühle betrieb.

1971 Im Oktober 1971 wurde ein Kaufvertrag über die Guggenmühle samt etwa 5 ha Land zwischen der Erbgemeinschaft nach Gustav Schreiter und Dr. Robert Wagner (Geologe) und Ehefrau Christa abgeschlossen. Ausgenommen von dem Vertrag wurde das bei der Mühle gelegene Leibgedinge-Häuschen („Berghäusle“). Christine Schreiter hatte die Absicht, sobald die Mühle wieder ständig bewohnt wäre, in diesem Häuschen ihren Lebensabend zu verbringen. Dazu sollte es allerdings nicht mehr kommen, da die neuen Besitzer auf Grund von beruflichen Verpflichtungen die Mühle vorerst nur kurzzeitig und vorübergehend bewohnten.

1977 Am 4.10.1977 starb Christine Schreiter nach kurzer Krankheit in Döggingen. Kurz danach wurde mit dem Ehepaar Wagner auch über das Berghäusle ein Kaufvertrag abgeschlossen.

Nach den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der vergangenen hundert Jahre war es nicht erstaunlich, dass sich die Gebäude der Guggenmühle nicht im besten baulichen Zustand befanden und die Wohnqualität nicht den modernen Anforderungen entsprach.

Die Mühle war nicht an das öffentliche Stromversorgungsnetz angeschlossen, obwohl bereits seit 1896 eine Stromleitung vom Kraftwerk Stallegg an der Wutach zum fürstbergischen Schloss in Donaueschingen über den zur Guggenmühle gehörigen Grund verläuft.

Wasser erhielt sie von einer provisorisch gefassten Quelle auf Unadinger Seite. Das Wasser wurde in einer sehr gebrechlichen Leitung, die das steinige Bett der Gauchach oberirdisch durchquerte und daher im Winter ständig vom Einfrieren bedroht war, zur Mühle geleitet. Hygienische Einrichtungen, Kläranlage, etc. waren nicht vorhanden.

1974 Als erster Modernisierungsschritt wurde 1974 eine etwa 1 km lange Telefonleitung von Döggingen zur Guggenmühle verlegt.

1975 wurde auf Unadinger Seite eine Trafostation errichtet und die Mühle über eine 150 m lange Freileitung an das öffentliche Stromnetz angeschlossen.

Als erste Maßnahme um den Mühlenraum möglichst wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurück zu versetzen, wurden nach dem Muster einer alten, noch vorhandenen Säule neue Holzsäulen gedrechselt, die an Stelle der im Laufe der Zeit ersatzweise aufgestellten Stützen die Statik des Hauses wieder in Ordnung brachten.

1975 Nach Einreichung der erforderlichen Baupläne für die Renovierung meldete sich das Denkmalamt und nach eingehender Besichtigung wurde die Guggenmühle unter Ensembleschutz gestellt und in das Baden-Württembergische Denkmalbuch eingetragen.

Auf Grund langjähriger, beruflich bedingter Auslandsaufenthalte der Besitzer war die Guggenmühle von 1975 bis 1983 vermietet. Danach begann die geplante Renovierung der unbewohnten Mühle.

An grundsätzlichen Maßnahmen wurden in den folgenden Jahren durchgeführt:

1983 Dacherneuerung mit Isolierung und Freilegung des seit etwa 100 Jahren zugewetzten Giebelfachwerks;



Abb. 3: Die Guggenmühle an der Gauchach bei Hochwasser im März 1997

1984 Umbau der an das Mühlengebäude angebauten Werkstatt mit Diesel und Drehbank, um den rückwärtigen Giebel für Fenster frei zu bekommen;

1985 unterirdische Verlegung von Strom-, Wasser- und Abwasserleitungen;

1988 wurde mit dem Ausbau des Berghäusle begonnen, das als Wohnung dienen sollte, solange die Mühle wegen der Renovierung unbewohnbar war.

1990 konnte das Berghäusle bezogen werden und von hier aus wurde, unterbrochen durch weitere Auslandsaufenthalte, die Sanierung und Renovierung der Mühle weiter betrieben.

1999 war die Ausgestaltung der Wohnräume in der Mühle so weit gediehen, dass sie neuzeitlichen Ansprüchen gerecht wurden. Sanitäre Einrichtungen waren installiert, eine Zentralheizung samt Brauchwasser-Solaranlage eingebaut, Kachelofen samt „Kunst“ neu gesetzt.

Der eigentliche Mühlenraum, der das gesamte Untergeschoss des Hauptgebäudes umfasst, wurde von den diversen Zwischenwänden, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts eingefunden hatten, befreit. Unter den noch neu zu verlegenden Dielenboden wurde ein Beton-Unterboden gegossen und die im untersten Geschoss bis zu 1,6 m dicken, aus Bruchstein bestehenden Aussenwände des Mühlengebäudes von außen und innen ausgebessert und gegen Feuchte isoliert.

Das Mahlwerk wurde im Zuge der Umgestaltung auf den Stand wie es vor der „Kunstmüllerei“ gewesen war, zurückgebaut und so instand gesetzt, dass es mit dem Güldner-Diesel für Demonstrationszwecke in Betrieb genommen werden kann.

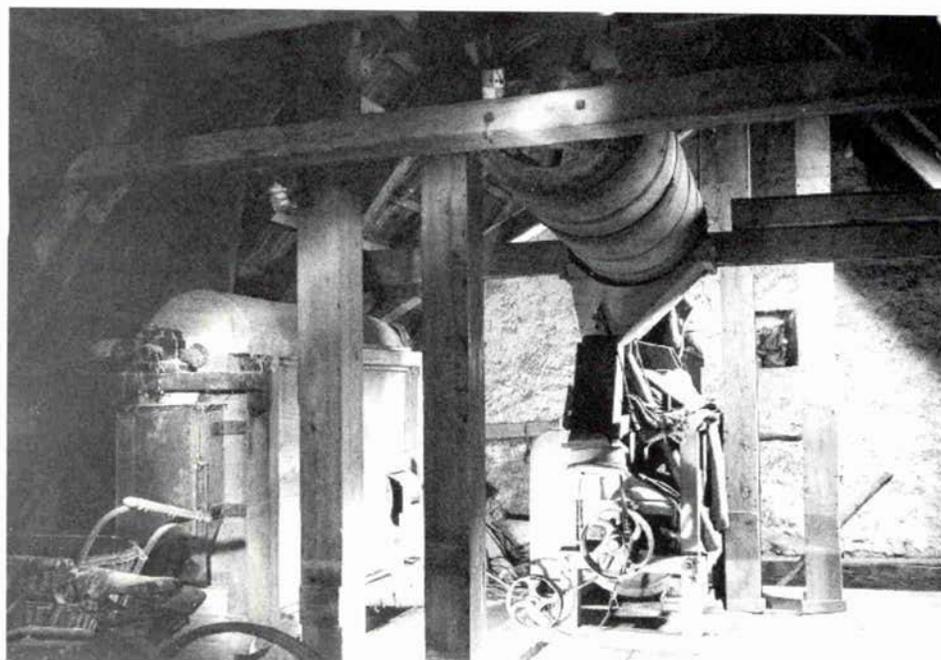


Abb. 4: Teile der moderneren Mühleinrichtung (Kunstmüllerei), die Gustav Schreiter in den Dreißigerjahren eingebaut hat. Die Abbildung stammt von 1972. Die beiden senkrechten Holzschächte links von der Bildmitte gehören zu einem Becherelevator, der das Mahlgut (Dinkelweizen) vom unteren Mühlraum nach oben in den Trieur (Zylinder oben im Bild) förderte, in dem es von Fremdsamen getrennt wurde. Am hinteren Ende des Trieurs fiel das Getreide direkt in die Gerbmachine (mit den beiden Riemenscheiben), in der in einer mit Zementmasse ausgekleideten Trommel die Spelze vom Korn geschlagen wurde. Eine Windsichte in der Gerbmachine blies die Spelzhäutchen weg. Die im Trieur getrennten Fremdsamen konnten vor der Gerbmachine abgesackt werden. Das Korn fiel wieder in einen Elevator (rechts im Bild), von dem es durch ein schräges Rohr (hinter dem Trieur sichtbar) in die links hinter dem Elevator stehende Bürstenputzmaschine mit anschließender Aspiration rutschte. Anschließend wurde das gereinigte Korn im alten Mehlmahlgang gemahlen, mit einem dritten Elevator wieder nach oben gefördert und in einem modernen Plansichter (Siebmaschine) nach gewünschten Mehltypen getrennt.

Abb. 6 (rechte Seite): Maschinenschuppen. Drechseln der fehlenden Säulen der Mahlstube. Als Antrieb diente der 19 PS Güldner Verdampferdiesel. Rechts die Kreissäge mit Wagen, der es ermöglichte, bis 5 m lange Balken und Bretter zu schneiden.

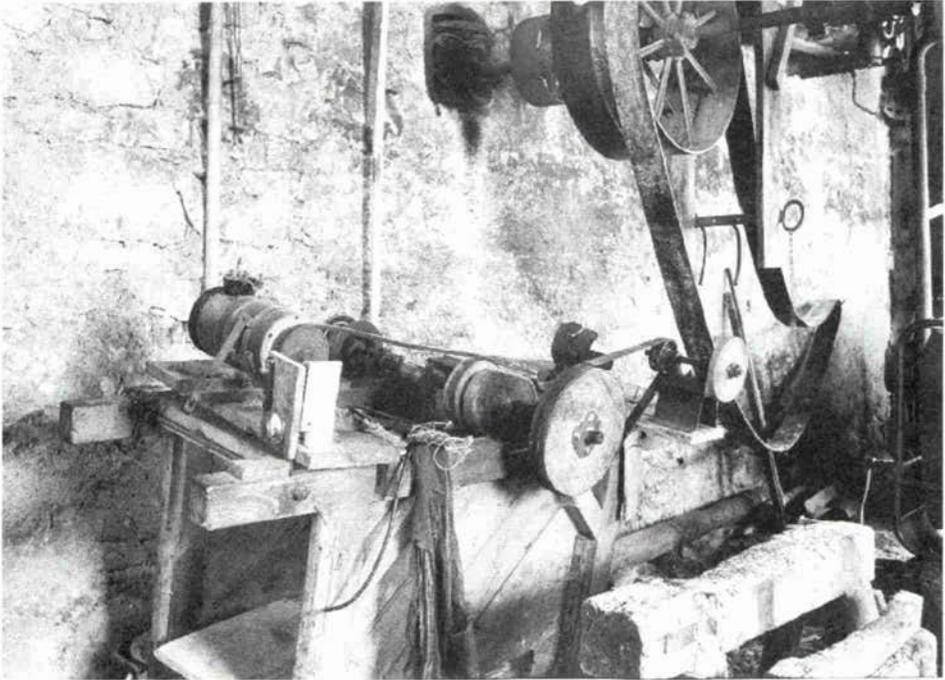


Abb. 5: "Kraftwerk" im Maschinenschuppen. Eine 24 V = Kfz Lichtmaschine wurde zum Aufladen von 12 V Akkumulatoren verwendet. Der Ladestrom konnte mittels eines Ampèremeters kontrolliert werden. Mit 24 V Glühbirnen war es möglich, die Stube, die obere Stube, die Küche und den Futtergang im Stall zu beleuchten.





Abb. 7: Rückansicht der Guggenmühle 1974. Das abgeschleppte Dach des Maschinenschuppens verdeckt weitgehend den Giebel. Der kleine Anbau rechts ist das stille Örtchen. Im Vordergrund die Reste des Stellwehres im Mühlgraben.



Abb. 8: Rückansicht der Guggenmühle 2001. Der Maschinenschuppen wurde umgebaut, um den rückwärtigen Giebel für Fenster frei zu bekommen. Dieselmotor und Haupttransmission sind unverändert erhalten geblieben. Vorn die Veranda in der Verlängerung des neuen Maschinenschuppens.



Abb. 9: Vorderansicht der Guggenmühle nach der Restaurierung der Fassade. Fachwerk: der Kreis und das Kreuz mit den schwarzen Schwalbenschwänzen ist sowohl als Wasserrad, als auch als Mühleisen zu deuten. Das Mühleisen ist in den Läuferstein eingelassen und war früher mit Schwalbenschwänzen versehen. Der Mühlstein links neben der Mühlentür ist der Bodenstein des dritten Mahlganges, der in den Dreißigerjahren demontiert wurde.

Kaufvertrag zwischen Johann Merk und Martin Held - 1859

Abschrift aus dem Grundbuch

Grdb X - Nr.92

15.1.1859

Vor dem Gemeinderat

Bürgermeister	Johann Minzer
Gemeinderäte	Kaspar Huber Johann Schorp Mathias Laule
Ratschreiber	Johann Wehinger

erschienen heute die Mitglieder der Gesellschaft Johann Merk et Comp von hier als:

Josef Burger und Konrad Höld in Döggingen und Josef Müller von Allmendshofen einerseits und andererseits Martin Höld, ledig und volljährig von hier, beide Teile rechtsfähig,

bitten folgenden Kaufsvertrag einzutragen und zu gewähren.

Es hat den 15.1.1859 die Gesellschaft Johan Merk et Comp hier an Martin Höld, ledig, von hier ausser Steigerung freiwillig nachbeschriebene Liegenschaften verkauft, die die Gesellschaft durch Kauf eigentümlich erworben, welches im Gewährbuch eingetragen ist.

(Grundbuchverweis: I - 33 Bd. VIII Nr.67, Seite 177, 34 Bd IX Nr.14, Seite 37)

Kaufpreis: 15.260 Gulden

zu bezahlen an:

- | | |
|--|------|
| a) Peter Löffler in Urach unter Pflugschaft
des Bonifaz Winterhalter in Schollach
Zinsen 19.46 | 4000 |
| b) an Josef Anton Thoma in Lenzkirch | 800 |
| c) an Johann Hippach in Furtwangen | 3000 |

Die weiteren 7440 fl 14 xr sind in 8 gleichen aufeinanderfolgenden vom 1. April 1859 bis 1866 abführbaren zu 4 1/2 % verzinslichen Jahrestermen an nachstehende Personen zu zahlen:....(es folgen 15 Parteien mit Beträgen zwischen 40 fl und 1600 fl max im ganzen Schwarzwald beheimatet).

1) Auf der Mühle lastet eine jährliche, erstmals mit Martini 1858 zu entrichtende Abgabe mit 4 fl an Eulenmüller Straub wegen der Wasserleitung durch dessen Güter welche der Käufer zu bezahlen hat.

2) Ferner ruht auf den Liegenschaften noch ein Zehentablösungskapital mit ca 633 fl welches Käufer verzinslich vom 1.1.1858 an den schon beschriebenen Jahrestermin abzutragen hat.

3) Die Staatssteuer und Gemeindeumlagen sowie all öffentlichen Lasten vom 1.1.1858 an hat Käufer zu übernehmen.

4) Accist und Kaufkosten hat Käufer zu zahlen.

5) Die Gebäulichkeiten werden einschliesslich aller Gewerbeeinrichtungen verkauft, welche ihrer Natur nach nicht als transportable Fahrnißgegenstände betrachtet werden können. Alles was als ein Zugehörde des Hauses zu betrachten ist, z.B. Vorfenster, Doppelthüren, nicht festgenägelte Böden u.dgl. ebenso die Platten im Kochherd sind dem Käufer zu überlassen.

6) Das Vorzugs- und Nutzungspfandrecht zu den Verkaufsobjekten wird nach den älteren Pfandrechten bis zur gänzlichen Zahlung des Kaufschillings samt Zinsen für die Verkäufer resp. für die vorbezeichneten Gläubiger derselben vorbehalten, welches auf Kosten des Käufers im Pfandbuch eingetragen wird.

Akzisfreiheit:

Die Verkaufsobjekte waren gemeinschaftlich eingangs genannten 3 Verkäufern, folglich hätte Konrad Höld 1/3teil Anteil, welches nun auf seinen Sohn Martin Höld übergeht, daher von einem Drittel der Kaufsumme Accisfreiheit in Anspruch genommen wird.

Auf vorbeschriebenen Liegenschaften haften folgende Pfandlasten:

- | | |
|---|---------|
| a) nach Pfandbuch Band VII Nr.139 S 247 dem Peter Löffler in Urach unter Pflugschaft des Bonifaz Winterhalter in Schollach Kapital auf Obligation | 4000 fl |
| b) Josef Anton Thoma in Lenzkirch | 800 |
| c) Johann Hippach in Furtwangen | 3000 |
| d) Heinrich Kistler Unterlenzkirch | 1200 |

Oben erwähnte Gläubiger sind wie ersichtlich an den Erwerber der Pfandobjekte verwiesen worden.

Ferner sind auf richterlichen Antrag Pfand auf sämtliche Liegenschaften des Konrad Höld eingetragen:

..... 6260 fl auf verschiedene Schuldner

auf sämtliche Liegenschaften des Josef Burger .. 5000 fl

Die allgemeinen Pfandlasten der Gesellschaftsmitglieder wurden hier vorgemerkt indem die Schuldner Anteil an den Verkaufsobjekten hatten, jedoch konnte diesen Gläubigern der Erlös nicht zugewiesen werden.

Beide Teile versprechen diesen Kaufvertrag unverbrüchlich zu halten, der Gemeinderat bezeugt, daß die verkauften Liegenschaften den Verkäufern wahres Eigentum, mit anderen als den genannten Pfandlasten nicht beschwert sei und erteilt die erforderliche Gewährung.

Anlage 2

Kaufvertrag zwischen Emilie Held und Adolf Held - 1900

Auszug

Fahrnisliste

	<u>Schätzwert</u>
	DM
2 Pferde	400
1 Kuh	350
„	350
„	150
1 Kalbin	200
1 Kalb	100
(2 Schweine und 1 Kalb - durchgestrichen)	
1 Wagen	150
1 „	50
1 kl.Wagen	20
1 Pflug	20
1 Putzmühle	10
1 Dreschmaschine	80
1 Futterschneidmaschine	20
1 Güllenfaß	5
2 Pferdegeschirr	30

2 Kuhgeschirr	6
2 Hauen	
2 Kärsh ¹ , 1 Bükel ² , 1 Schaufel	5
(80 Ztr.Heu)	
(200 Korngarben)	
(60 Habergarben)	
(70 Weizengarben)	
2 Flegel	2
1 Milchapparat	42
1 Butterfaß	5
1 Kanazer ³	12
1 Spiegel, 5 Bildertafeln	5
1 Lampe, 1 Latern	5
1 Bettlade	10
2 Kasten, 1 Komode	10
2 Stühle	3
2 Tische	5
1 Stande ⁴	3
2 Geschelle	8
1 Brückenwaage mit Gewicht	25
Ketten und Speerstricke	5
4 Säcke	4
1 Dunkhaufen	30
Küchengeschirr	15
4 Ster Brennholz	15
4000 Torf	
1 Schlitten	10
Butten	8
2 Sensen, 2 Reff ⁵	5
Rechen und Gabeln	3
(8 Enten)	
(5 Gänse)	
(18 Hühner)	
Bettanzüge	30

	2.206 Mark

Anlage 3

Auszug aus dem Dögginger Urbarium von 1785

B

Anton Frey Guggenmüller
besitzt in dem dahiesigen Bann nachstehende
eigenthümliche Stück und Güter, als

an Gärten

ein Garten ob der Mühle, an der Halden

an Emd Wiesen

eine Emd Wies unter der Scheür⁶

Nota: Ist eine alte Emd Wies, und bis an das Steinere Brückle von dem allgemeinen Fratz bis Galli-Tag bisher befryt gewesen.

an Brachwiesen

Eine Brachwies im Feinthal, worüber ein Fuss, Heü und Emdweg gehet, liegt beiderseits an dem Döginger Reüthenen.

Dsb. ist eine Brachwies und giebt hievon der Gemeinde, um solche alle Jahre nutzen zu können jährlich 30 xr.

Nota: Durch einen unterm 6. Juli 1781 bey dem Hüfingischen Oberamt ertheilten Bescheid ist denen Tagelöhnern dahin gestattet worden, ihre auf denen Stock Reüthenen gemachte Garben über die vorstehende Wies nach Haus zu führen. wohingegen diejenige, welche ihre Reüthenen unter der Kayensteig haben, ihre Früchten und Futter nicht über diese Wies im Feinthal, sondern über den alten Postweg zu führen verbunden seynd.

Ackerfeld im Brand Lesch

Ein Acker der rein ob der Mühle liegt

Ackerfeld im Gipfen Lesch

Ein Acker ob der Halden

Ackerfeld im Gipfen Lesch

Ein Acker auf der Wüeste

Ein Acker an der Mühlenhalde

Ackerfeld im Hüfing Lesch

Ein Acker der Scheiben Acker auf der Wüeste

Summarium
über dessen eigenthümliche Güter

-1/4	an Gärten
4/1/59-1/2	an Emdwiesen
5/2/48-1/2	an Brachwiesen
3/-/62	Ackerfeld im Brand Lesch
16/-/37	Acker im Gipfen Lesch
3/2/29	Acker im Hüfing Lesch

33/1/52-1/2⁷

sign. Anton Frey Guggenmüller

B

Anton Frey Guggenmüller besitzt in dem dahiesigen Bann ein Herrschaftliches besonders von der Landgrafschaft Fürstenberg herrührendes Erblehen, welches aus nachstehenden Gütern und Grundstücken besteht als

an Gebäuden

Ein Haus an der Gauchen worinn eine Mühle mit zwey Mahl- und einem GerbGang, auch in der Brandversicherungs Gesellschaft mit Nr.1 bemercket ist, samt einer besonders stehenden Scheür Schopf vor dem Haus, Schweinestall hinten daran. Krautgarten hinter der Scheuer, Hofreite samt einer Beymühle alles an und Byeinander, liegt einerseits an B Inhabers eigener Halden anderseits

an der Gauchen. stosst unten auf B Inhabers nachbeschriebener Erblehen Wies, oben auf F 6 Anton Bauschen von Unadingen Wies.

Nota: Von der Hofreite wird unter der Mühle etwas als Wies benutzt.

an Emdwiesen

Eine Emd Wies hinter der Scheür

Nota: Ist eine alte Emdwies und bleibet bis S.Galli Tag von dem allgemeinen Fraz befreyt.

an Emdwiesen

An einer Emdwies in Kayen

Nota: Von obiger Wies liegt im Unadinger Bann = 1 Viertel 33 Ruthe. Es gehet der alte Postweg dardurch.

an Emdwiesen

Ein Emd Wies im Burgthal samt Stauden oben daran der Schloßspitz genannt und Wies welche um den Schloßspitz liegt.

Ist eine alte Emd-Wies.

Nota: Durch vorstehende Wies zieht sich ein Fussweg und ist solche bis Gallitag von dem Allgemeinen Fraz befreyet: Vermög Oberamt Hüfingischen Prothocoll Extract vom 23ten July 1783 sind die Tagelöhner dahier nicht berechtigt, ihre Garben ab denen Reüthenen im Burgthal über die vorbeschriebene Herrschaftl. Erblehen Wies daselbst wegzuführen; jedoch ist denen selben die diesfällige Bewilligung wenn es ohne des Erblehenmüllers Schaden geschehen kann zu ertheilen.

an Emdwiesen

Eine Emd Wies auf der Wueste

Nota: Der Wieswachs an dieser Emd Wies betragt nur noch 21/2 Jcht. 12 Ruthen, das übrige zu 6 Jauchert, 1 Vierling, 271/2 Ruthen wird als Acker benützt.

im Unadinger Bann

1 Jauchert 131/2 Ruthen 1 Emd Wies in Kayen, so auf der Unadingischen Mappa und hierüber verfertigten Urbarial Beschrieb mit Nr. 609 bemerkt worden, ligt einerseits an einer Kirchen, anderseits . . . wird auch Heyh Wiesle genannt.

Ackerfeld im Gipfen Lesch

Ein Acker hinter der Scheüer

Ackerfeld im Gipfen Lesch

Ein Acker im Kayen

Nota: hievon werden dermalen 3 Vlg als Wiesfeld benutzt. Der Beymühle Graben ziehet sich dardurch, ist aber von obigen Mass abgezogen.

Im Brand Lesch

Ein Acker an der Halden ob der Mühle

Summarium
über des Anton Freyen Guggenmüllers Herrschaftl.
Erblehen als

1/1/10⁶/4 an Haus, Scheür, Gärten und Hofreithe

29/1/11 an Emd Wiesen

4/-/27 Ackerfeld im Gipfen Lesch

17/-/21⁶/2 „ „ Brand Lesch

51/3/7⁶/4 Jht. in toto

Nota

Aus vorbeschriebenen Erblehen Güthenen hat der Erblehenmann Hochfürstl.gnädigster Herrschaft alle Jahre auf Martini auf seine eigenen Kösten auf den Herrschaftlichen Kasten Nacher Hüfingen an wohlaufgemachten Früchten in Fürstenberger Mass, und guter Landeswehrung respective zu liefern und zu bezahlen.

An Körnern	3 Malter
In das hüfingische Rentamt an Geld	3 Gulden (fl)
Steuer 12 Schilling Haeller oder	36 xr
Hünner 2 Stuck oder 12 xr für das Stück,	
somit für beide	<u>24 xr</u>
an Geld	4 fl

Vermög Erblehen Briefs vom 26ten März 1770 nach welchem die Vorbeschriebene Mühle, die Guggenmühle an der Gauchen bey Unadingen samt Zugehörde dem Anton Schmutz seel. zu einen rechten steten Erblehen verliehen worden ist, steht gnädigster Herrschaft fry im Fall ein Jahreszins nicht bezahlte werden sollte, wiederum an sich zu ziehen, auch ist des weiteren darin ausdrücklich zu ersehen, das sich der Müller und seine Erben des Fischens in der Gauchen gänzlich enthalten solle.

Eben diese Herrschaftliche Erblehen Mühle ist vermög Kaufbriefes vom 17.Sept.1785 nach eingeholtem Abriss Lehenherrlichem Consens von des genanten Anton Schmutzen Sohn Martin Schmutz an den dermahligen Besitzer Anton Frey in der nemlichen Qualität als ein besonderes von der Landgrafschaft Fürstenberg herrührendes Erblehen verkauft worden.

Das die vorbeschriebene Lehenfelder und besonders die Emd Wies im Burghthal sub Nr. 1936 welche nach den ältern Lehenbriefen dd. Donaueschingen den 24ten Juny 1691 und 26ten März 1770 nur 3-1/2 Mansmath im Mess halten solle, weil das ältere und neuere Mass voneinander merklich unterschieden, somit dieses gegen jenem sehr ungleich ist, massen das erstere aus 276 Ruthen die Ruthe zu 12 Schuhe, das jetzige aber nur aus 250 Ruthen und die Ruthe nur zu 10 Schuhen gerechnet, dermehlen bestehet, mithin das vormalis das Schellenberger Mass üblich gewesen ist, dieses von dem jetzigen um 1/2 Jauchert 12-1/2 Ruthen pro Jauchert differiret.

Das der Acker hinter der Scheür oder dermahlen in Kayen Sub Nro. 1823 Statt eines zu dem vorstehenden Herrschaftl. Erblehen gehörigen Ackers mit Lehenherrlichen Consens unterm 13ten February 1721 eingetauscht und diesem Lehen einverleibet worden seye ist nicht nur allein in dem letzten Lehenbrief vom 26ten März 1770 sondern auch in denen gerichtlichen Inventariis de Anno 1776 und 9ten August 1785 bereits des mehreren angemerket.

Dergleichen ist das Heyl Wiesle in Kayen unadinger Bans für die in dem schon oft erwenten Letzteren Lehenbrief enthaltene zwey Wiesle unter der Geisshalden schon vor vielen Jahren eingetauscht, und in dieses Erblehen ebenfalls eingeschrieben worden, weilen jenes nemlichen das Heyl Wiesle von einer besseren Qualität als diese beiden Wiesplätze waren.

Ein weiterer bey dieser Herrschaftl. Erblehenmühle vorhandener und während der Renovations Liquidation erhobenen Rechten und Gerechtigkeiten und anderweite Beschwerden sind folgende und zwar

I^{mo} ist der Erblehenmüller schuldig und gehalten die Woche zwey bis drey mahl in dem Herbst aber wohl 4 - 5 mahl mit dem Mühlwagen in das Dorf Döggingen zu fahren, den in der Mühle abzugebenden Vresen und anderer Früchten zum Mahlen dahier abzuholen, das Mehl überhaupt = nicht aber den Körnen von denen Lästen aus der Mühle wiederum anher zu bringen, by Abergung eines Lastes auch ein Essen = der andere Theil aber zwey mass Wein nach den bisherigen und von unfürdenklichen Jahren hergebrachten Herkommen anzuschaffen, wogegen der Müller bisher von der hiesigen Gemeinde im Notfall und besonders bey allenfällig übler Witterung die nöthigen Vorspann Pferde bisher erhalten, sonst aber weder die Herrschaftl. noch Gemeinde Frohnen zu verrichten und by Transportirung der Soldaten oder Durchmarsch seine Pferdte herzugeben hat, wie nemlichen die Tour auch anderer Bauren dahier betrifft. Gleichwie also der Müller vorstehender-

massen die Gemeinde dahier mit dem Mühlfuhrwerk zu bedienen hat, so ist es auch derselben gegenseitige Schuldigkeit daß die dahiesige Gemeindts angehörigen ihre Früchten dem Müller jeweils aufladen, somit wegen dem Gärben und mahlen in diese Herrschaftliche Erblehenmühle gebannt seyn sollen, wohingegen die Gemeindte dahier mit dem Reüben des Vräsens in eint = oder andrer Herrschaftl. Mühle zu Hüfingen angewiesen ist.

Was hingegen

2^{do} den Malzerlohn betrifft, hat der Erblehenmüller nach dem bis-herigen Herkommen von den Abzugaerbenden Fresen und zwar von jeden Viertel Kernen $\frac{1}{2}$ Messle Gaerber- und von jedem Viertel Kernen oder Mühlfrucht ein Messle Mahlerlohn auch von dem s.v. Schweinfuther von jeden Viertel 2 Messle und von jedem viertel Habermehl ebenfalls 2 Messle zum Lohn nochweils zu beziehen.

In Betref des Waydganges hat es

3^{mo} bey deme seyn immerwehrendes Verbleiben, das der Erblehenmüller seine Pferdte auf denen diesen überhaupt angewiesenen Wayddistricten zu wayden, auch für die zukunft berechtiget seyn solle.

Hingegen sind demselben für das s.v. Milch- und Gussvieh (Geissvieh?) besonderer Plätze, und zwar der Schallmen und Kayenwasen - auch das Hirschfeld über der Wüesten-Halden hinüber bis an den Wangener Graben in der Woche vier halbe Täge, die Wüesthalden aber ganz alleinig und mit Ausschluß der Gemeinen Herden angewiesen und überlassen worden, auch wurde dem Müller auf den Notfall, wenn nemlicher auf den Schallmen Waässen kein Wasser vorhanden seyen, und derselben zur Mittagszeit mit seiner besonderen Herde nicht einfahren sollte, das Tränken ob dem Balgen Bächle gestattet, und solches ihm keineswegs verwehret. Nur versteht es sich hiebey von selbst, des wenn der gndt. Erblehen Müller über diejenige Vieh Anzahl welche derselben selbst zu wintern, zu erziehen, oder sonsten für sich zu erkaufen imstande ist, annoch ein- oder anderen Stück von auswärtigen auf seine Wayde annemen würde, derselbe sich diesfalls mit der Gemeinde dahier abzufinden haben solle.

Es hat auch

4^{to} der Erblehenmüller das Recht das Wasser von dem in dem Unadinger Bann entspringenden sogenannten Kaltenbrunn durch die von ihm auf eigene Kösten einzulegende, und jeweils zu unterhaltende Deichel auf seine Herrschaftl. Erblehenmühle dergestalten herzuleiten, das er eben dieses Wasser zur Winterszeit zum Eisen für beständig und alleinig, in den übrigen Zeiten aber nur alsdann, wenn er auf einen Mahl, oder Gerb Gang nicht hinlängliches Wasser haben würde, zu benutzen auch die an diesem Brunnen Quell befindliche Eigenthümer wegen ihrer in dieser Gegend gelegenen Wiesen by einer an den Deicheln allenfalls vorzunehmenden Reparation nach billigmässiger Erkenntnis klaglos zu stellen schuldig sey solle, welches denn auch

5^{to} wegen dem in des Joseph Bschwalden Wies von Unadingen Kaltbrunner Wiesen entstehenden Brunn Quell welches durch des Joseph Becken Wies fällt daselbst zur Herrschaftl. Erblehenmühle durch Deichel in einen röhren Brunnen hergeleitet wird mit den zu verstehen ist, daß mehrgedachter Müller den Joseph Beck im Fall, wenn wegen diesem Röhren Brunnen neue Deichel einzulegen, somit des Becken Wies aufzubrechen wäre schadlos zu halten haben solle.

Zum übrigen haben auch

6^{to} Anton Bausch und Martin Bettlin von Unadingen das Abwasser aus dem Mühlgraben auf ihre hinten und davor gelegenen respective Mühl- und Kayen Wiesen, wenn solches der Müller nicht selbst benöthiget ist, zum wässern zu pritendiren: wobey sich der Müller von selbst dahin erklärt hat, das bey aussäuberung des Mühlgrabens etwa vorhandene Rieß auf die andrer ohnschädliche Seiten zu verlegen und dem gedh. Anton Bausch, wenn an dem Mühl Wühr sich einige Gebrechlichkeit erzeigen, somit über dessen Mühl Wies ein = so anders Fuhrwerk nothwendig sey würde, dem allenfälligen Schaden nach Billigkeit zu ersetzen.

7^{mo} hat Anton Frey vermög gerichtlichen accords Brief dd Löffingen den 23ten Juny 1787 einen neuen Mühlgraben durch des Bauren Joseph Mosers Fridenweyher Lehen Wies im Aigle von gedh. Unadingen mit Bewilligung dasselbstigen Hirschenwirths Andreas Faller, durch dessen Wies den

gedh. Graben ebenfalls ein Stück weit sich hinunter ziehet, aufgeworfen, und ihm Moser den allenfähigen Schaden nach vorläufig obrigkeitlicher Erkenntnis im Fall, wenn nehmlichen des Mosers Wies mit Rieß = oder Stein überschwemmet und Verrissen, oder sonsten in andere Wege beschädiget werden sollte zu vergüthen versprochen.

Auch hat der Müller die obere Schwell Fallen, und das Wühr samt dem Graben jeder Zeit in seinen Kösten herzustellen, und zu unterhalten, dergestalten daß das Wasser jedesmahl auf des Mosers Wies im Aigle gebracht, und von diesem von dem Mühlgraben in dem Monath May alle Wochen auf den Abend 2 Stund von 6 bis 8 Uhr in der Maaß zum Wässeren gebraucht werden kann, daß jedoch der Müller auf einem Gang zu mahlen im Stande sey solle: Es ist auch der Moser berechtigt, noch zwey Schwellfallen in dem Mühlgraben auf seine Kösten, und mit der Einschränkung des Wassers hievon wenigstens auf einen Gang zu kommen solle.

Und da

8^{to} der schon gedh. Guggenmüller in des G 6 Ferdinand Straub Eylenmüllers herrschaftl. Erblehen Wies unter der Eylen Mühle im Ranck sub Nr. 1509 ein Dohlen auf selbstige Kosten in seine Mühle hergestellt hat, so ist dieser auch schuldig dem Inhaber der Eylenmühle wegen dem allenfähigen Schaden bey einer nothwendigen Verbesserung an der quaesth. Dohlen die behörige Genugthuung zu verschaffen.

Endlich und

9^{mo} ist der Guggenmüller befuget die Früchten in seyne Beymühle welche unter der Hauptmühle auf des Inhabers Erblehen Wies in Kayen stehet, über die nächstgelegene Wiesen entweder rückwärts auf den Pferdten, oder mit einem Karren jedoch mit möglichster Menagierung sothaner Wiesfelder zu führen somit auch das Mehl wiederum von daher nach Hause zu bringen.

Was es des übrigen wegen Unterhaltung und Herstellung des Mühlweges mit der hiesigen Gemeinde und dem mehrgedh. Müller für ein Beschaffenheit habe, ist aus dem Urbario bey Beschreibung denen Wegen überhaupt des mehreren zu ersehen.

(gez.) Antoni Frey GugenMüller

Summa Summarum

Allen Güther des Anton Frey Guggenmüllers

33/1/52^{1/2} an Eigenthümlichen Güther
51/3/ 7^{1/4} an Herrschaftlichen Erblehen

85/-/59^{3/4} Jht in toto⁸

Nota

Ab vorbeschriebenen ganzen Gewerbe hat der Inhaber an den Hochfürstl. Gnädigster Herrschaft dahier zustehenden Ban Früchten der Gemeinde jährlich

an Vresen 6 Viertel
Haber 6 Viertel

zu entrichten, die Gemeinde aber solche mit andere Schuldigkeiten auf den Herrschaftl. Kasten nacher Hüfingen einzuliefern.

Abschrift aus dem Unadinger Urbarium von 1791 (Auszug)

.....

Brücken und steeg

bay der Guggenmühle ist ein Steeg über die gauchen von der Unadinger auf die Dögginger Seite gelegt, welcher zur Helfte von der Gemeind Döggingen zur anderen Helfte hingegen von der Unadingischen gemeind in Kösten zu bestreiten ist.

.....

Brunnen-Gerechtigkeit

Kaltenbrunnen

Diesser entspringt in N Jakob Rieplins mit Nro.534 bezeichneten Kaltenbrunner Wiess, dass Wasser wird durch zwey nebeneinander liegende Deucheln in zwey Trögen/: eben-fahls in gedh.wiess ligen :/ geführt.

Das abwasser wird auf die alldort befindlichen Kaltenbrunner wie-sen geleitet wovon demkehr nach gewässert wird.

Nota: Daheren der guckenmüller dass abwasser nöthig haben sollte, so ist solcher berechtigt, dieses auf seine Mühle zu führen: die wiesen inhaber hingegen des wässerns ohngeacht verbunden solches geschehen zu lassen.

Brunnen zur Guggenmühle

In E Joseph Bschwalden sub Nr. 535 beschriebener Kaltenbrunnen wiess ist ein Brunnquel wovon das Wasser gleich in Deucheln durch D Joseph Weltins und 63 Joseph Berschen Wiese hinunter über die gauchen auf H Anton Bauschen in Dögginger Bahn befindliche wiess fort durch ersagte wiess und noch etwas über des guckenmüllers wiessfeld auch über den Mühlegraben zur guckenmühle, in einem Stock, welcher in die Kuchel gerichtet ist, der Mühler neben der Mühle hinunter wieder einen Trog.

Diesen Brunnen hat der Mühler allein zu machen und zu unterhalten.

Auch denen betreffenden Wiesen Inhabern wird durch die Teucheln geleet sind, den bey einer allfähigen Deuchel Einlegung sich ergebenden Schaden zu vergüten.

Wasserungsgerechtigkeit

Im Kaltenbrunnen-Wiesen

Nota: Insofern der Döggingische guckenmüller das wasser von diessen brunnen auf seine Mühle nöthig haben sollte, so ist dieser verbunden, solches dem ortsvorgesetzten in Unadingen anzuzeigen, damit der einseitige wasserverkehr unterbrochen die Interessenten hievon benachrichtigt und ihmr Müller das Nothdürftige wasser ohne weiteres durch die hierzu eingelegte Deuchel abgelaassen werden kann

Anmerkungen

- 1) Chärschli = kleine Hacke (Al.TWB. f. Baden)
- 2) Bükel = Pickel?
- 3) Kanazer = ? Kanaster - aus Rohr oder Binse geflochtener 'Korb' mit Bleifolie gefüttert zum Versenden von Waren. (Meyers Kl.Konvers.Lex. 1908)
- 4) Stande = aufgestelltes Faß (Al.TWB. f. Baden)
- 5) Reff = gebogene Holzleiste mit Tuch überspannt zum Fruchtmähen (Al.TWB. f. Baden)
- 6) Die Beschreibung der einzelnen Liegenschaftsstücke ist hier aus Platzgründen verkürzt wiedergegeben, im Urbarium sieht diese Position so aus: 1819¹/24¹/1¹/59¹/2 Eine Emd Wies unter der Scheür liegt einerseits an B Inhabers Erblehen, und G Peter Rosenstiehlen Erblehen Äcker, andererseits an der Gauchen, stoß hinaus wieder auf B Inhabers Erblehen herein auf die Hofreite
- 7) Jauchert/Vierling/Ruthen
- 8) entspricht in etwa 20 ha

Angeführte Schriften und Quellen

wurden bereits im Teil 1, Band 46 dieser „Schriften der Baar“ S. 38-77 nachgewiesen.

Eingang des Manuskripts: 23.3.2002

Anschrift der Verfasser: Christa und Dr. Hans-Robert Wagner, Guggenmühle, 78199 Bräunlingen

Einzigartige Funde und Einbauten aus Holz in merowingerzeitlichen Gräbern von Trossingen

von Jutta Klug-Trepp

In der Musikstadt Trossingen wurden auf dem ehemaligen Firmengelände der Harmonika-Fabrik Hohner von November 2001 bis Februar 2002 zwölf frühmittelalterliche Gräber von Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, ausgegraben. Anlass der Untersuchung, die unter extremen Witterungsbedingungen stattfand, war eine geplante Baumaßnahme am Westrand des bereits seit 1872 bekannten merowingerzeitlichen (6./7. Jh. n. Chr.) Ortsfriedhofes (Abb. 1). In dem feuchten Bodenmilieu waren unter Luftabschluss Holzeinbauten wie Holzkammern und Baumsärge außerordentlich gut erhalten (Abb. 2), ähnlich wie in dem benachbarten Oberflacht, Kreis Tuttlingen, wo ebenfalls seit dem Ende des 19. Jahrhundert merowingerzeitliche Gräber mit Holzeinbauten und Holzfunde in einzigartiger Vielfalt, leider nur in Rekonstruktionen überliefert sind.

Forschungsgeschichte des merowingerzeitlichen Ortsfriedhofes

Die bisher etwa 70 überlieferten Gräber in Trossingen kamen bei verschiedenen Baumaßnahmen zum Vorschein. Sie sind unterschiedlich dokumentiert. Leider sind inzwischen viele Funde verschollen; die Holzfunde wurden leider aus Unkenntnis unsachgemäß behandelt und sind heute weitgehend zerstört.

In diesem Zusammenhang ist ein Grab zu erwähnen, das 1997 in der Löhrrstraße einem Kanalisationsgraben in 1,5 m Tiefe entdeckt wurde. In einem gut erhaltenen Baumsarg, der in einer Holzkammer ohne Boden stand, lag eine Frauenbestattung, der eine Scheibensichel sowie eine Kette aus zahlreichen bunten Glasperlen mit ins Grab gelegt wurden. Der Baumsarg konnte mit Hilfe der Jahrringdatierung in das Jahr 537+/- 10 Jahre datiert werden.

Die Gräber gehören zu einem Ortsfriedhofes des 6. und 7. Jahrhunderts n. Chr., der auf dem sog. Brühlbühl, einem Nord-Südhang im Zentrum von Trossingen, das heute weitgehend überbaut ist. Eine Vorstellung von der ursprünglichen Gesamtausdehnung des merowingerzeitlichen Friedhofes lässt sich heute kaum noch gewinnen. Vor diesem Hintergrund war jedes weitere Grab von Bedeutung.

Freilegung und Bergung von Grab 58

Das ungestörte, in der Mitte der Baugrube liegende Grab 58 von 2001/2002 fiel durch seine Tiefe und Ausmaße auf (Abb. 3). In der Grabgrube stand in einer aus Brettern gezimmerten Holzkammer ein hölzernes Giebelbett mit gedrechselten runden Eckpfosten, in dem der Verstorbene lag (Abb. 4). Nachdem der wissenschaftliche Stellenwert dieses Grabes sehr schnell erkannt war und die Bergung aus grabungstechnischer und konservatorischer Sicht sich aufwändiger gestaltete als ursprünglich eingeplant, wurde eine Bergung des Grabes im Block ins Auge gefasst.



Abb. 1: Trossingen. Ausgrabung im Winter 2001/2002. (Bildnachweis: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg.)



Abb. 2: Trossingen. Grab von 1958. Baumsarg: halbiertes Baumstamm. In die eine Hälfte wurde der Tote gelegt; die andere diente als Deckel. (Bildnachweis: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg.)

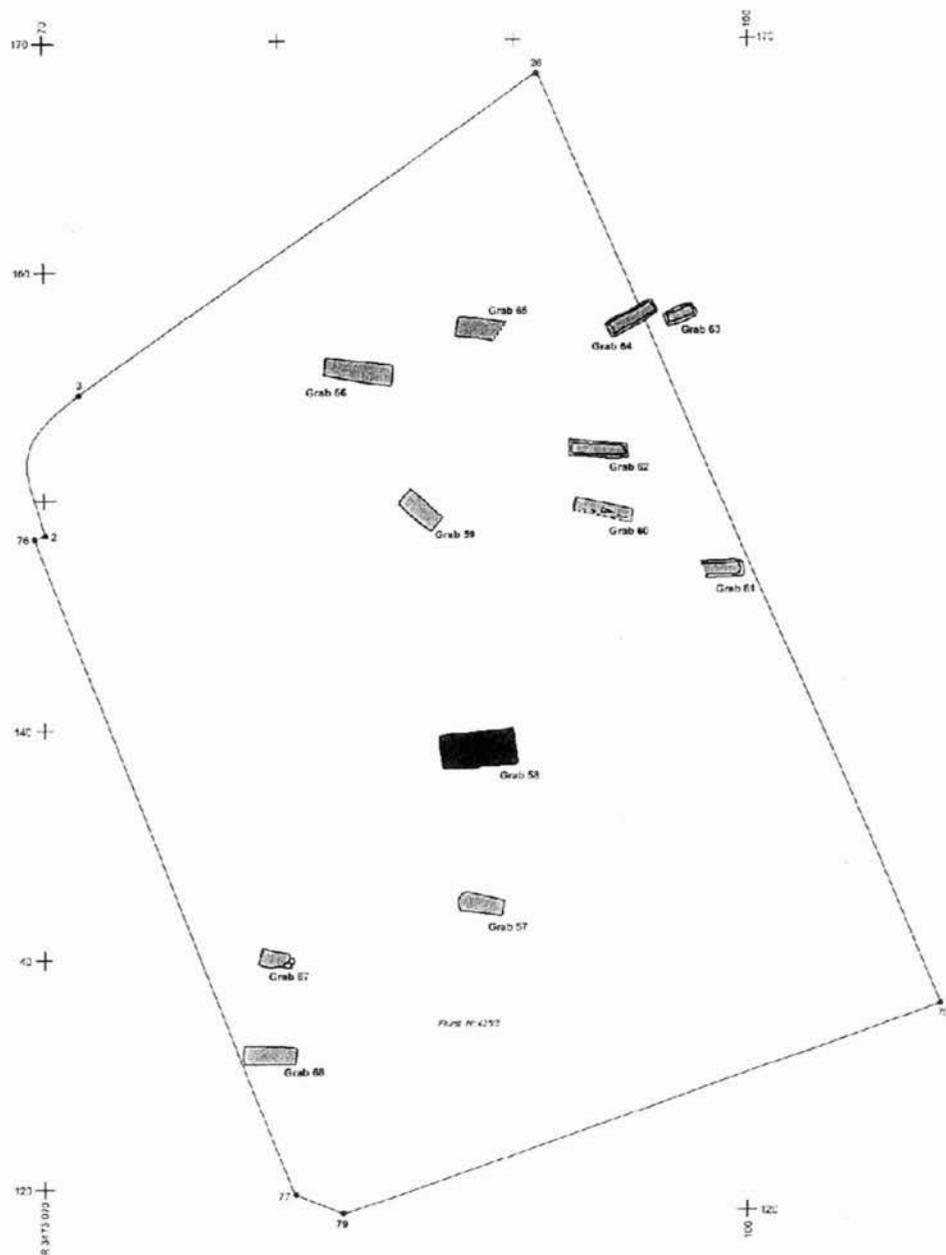


Abb. 3: Trossingen. Gräberfeldplan. Detail. Gräber von 2001/2002. (Bildnachweis: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg. Umzeichnung: Clark Urbans.)



Abb. 5: Trossingen. Bergung von Grab 58 im Block. (Bildnachweis: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg.)



Abb. 4: Trossingen Grab 58. In der Grabgrube zeichnen sich die Umriss der Grabkammer mit dem darin stehenden Bett ab. Zu erkennen sind die Umriss der rechteckigen Grabkammer sowie die Halbbrundstableisten an den Längsseiten des Bettes. (Bildnachweis: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg.)



Abb. 6: Trossingen Grab 58. Eingestürzte Teile des Bettes, in mehreren Lagen übereinander liegend. Im Vordergrund das östliche Giebelbrett des Bettes. (Bildnachweis: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg.)



Abb. 7: Trossingen Grab 58. Feldflasche aus Ahornholz. (Bildnachweis: Konservierungslabor Pott-hast/Riens, Konstanz.)



Abb. 8 : Trossingen Grab 58. Gedrechselter Leuchter aus Eichenholz. (Bildnachweis: Kon-servierungslabor Pottthast/Riens, Konstanz.)



Abb. 9: Trossingen. Blick auf Grab 58. Gra-bungsbefund in situ. Bodenbretter der Kammer, darauf Bodenbretter des Bettes mit der Bestat-tung, die von einzelnen Teilen des eingestürzten Bettes bedeckt wird; Leier an der linken Seite des Toten. (Bildnachweis: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpfle-ge, Außenstelle Freiburg.)

Diese Bergung konnte jedoch nur von einer Spezialfirma geplant und mit technischem Know-How realisiert werden. In einer aufregenden Bergungsaktion wurde der mit einer Holzkiste ummantelte Grabblock mit dem Kran aus der Baugrube gehoben (Abb. 5) und mit dem Tieflader in die Außenstelle Freiburg transportiert, wo die weiteren Freilegungsarbeiten wetterunabhängig fortgesetzt wurden.

Holzeinbauten: Holzkammer und Bett

Die eingebrochene Holzkammer bedeckte die darunter liegenden Bretter des eingestürzten Bettes und die Holzobjekte. Die einzelnen Teile lagen in mehreren Schichten übereinander und mussten systematisch freigelegt und dokumentiert werden (Abb. 6). Die Holzkammer hatte eine Länge von etwa 3 m und eine Breite von 1,2 m und war wohl an Ort und Stelle gezimmert worden. Sie war mit Brettern abgedeckt, die auf den Längsbrettern auflagen und im Laufe der Zeit zerbrochen und in das Innere der Kammer gesunken waren. Die hochkant gestellten Bretter der Längsseite standen neben den Bodenbrettern der Kammer auf dem Grabgrubenboden, die Bretter der Schmalseite unmittelbar auf den drei Bodenbrettern der Kammer, an denen sich jeweils Waldkanten erhalten hatten. Diese ergaben eine dendrochronologische Datierung von 580 n. Chr.

In dieser mit grauem Tonschlick und Grundwasser gefüllten Grabkammer stand auf den Bodenbrettern der Holzkammer als Sarg das zusammengebrochene Bett mit gedrechselten runden Eckpfosten. Die Seitenwände des rechteckigen Bettrahmens haben einen Fries aus gedrechselten eingezapften Docken und schließen mit je einer Halbrundstableiste ab, die jedoch auf den Stirnseiten fehlt. Die unteren Giebelbretter sind mit Kreisornamenten verziert (Abb. 6). Ein Firstbrett mit einer stilisierten doppelköpfigen Schlange bildet den Giebelabschluss. Vermutlich wurde das Kastenbett erst für die Grablege mit einem Giebeldach versehen (Abb. 6). Das Bodenbrett des Bettes lag auf 5 Sprossen, die in den Rahmen eingezapft waren.

Beigaben

Einzigartig sind die vielfältigen Gegenstände aus Holz, die dem Verstorbenen mit in das Grab gegeben wurden: ein zerlegter gedrechselter Tisch, mit einer Tischplatte von 55 cm Durchmesser mit drei gedrechselten, profilierten Beinen wurde zwischen Bett und südlicher Wand der Holzkammer angetroffen; ein zerlegter Stuhl mit gedrechelter Rückenlehne, sowie eine Feldflasche aus Ahorn (Abb. 7), an deren Innenseite sich Harzreste erhalten haben; weiterhin sind verschiedene Holzsteller, ein Sattelbogen und ein Leuchter aus Eichenholz (Abb. 8), dessen rillenverzierter Schaft in einen pyramidenförmigen facettierten Fuß eingezapft ist, zu erwähnen. Eine Splintkante am Fuß ergab ein dendrochronologisches Datum von 576 n. Chr. (Untersuchung des dendrochronologischen Labors der Arbeitsstelle des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Hemmenhofen).

Von der Bewaffnung haben sich die Lanze und die Spatha (zweischneidiges Langschwert aus Eisen) erhalten. An der rechten Seite des Toten zeichnete sich bereits im Röntgenbild die Spatha ab, die in einer Holzscheide steckte. Die Lanze lag parallel zur südlichen Längswand des Bettes, zwischen Bett und Kammerwand. Der vor der Grablege zerbrochene hölzerne Schaft aus Haselholz steckte noch in der eisernen Lanzenspitze mit geschlitzter Tülle. Sie hat eine Länge von 63 cm. Diese liefert einen chronologischen Anhaltspunkt in das letzte Drittel des 6. Jahrhunderts n. Chr.

Der herausragende und sensationelle Fund ist jedoch die vollständig erhaltene beidseitig vollflächig mit Ritzmustern kunstvoll verzierte Leier aus Ahorn an der linken Seite des

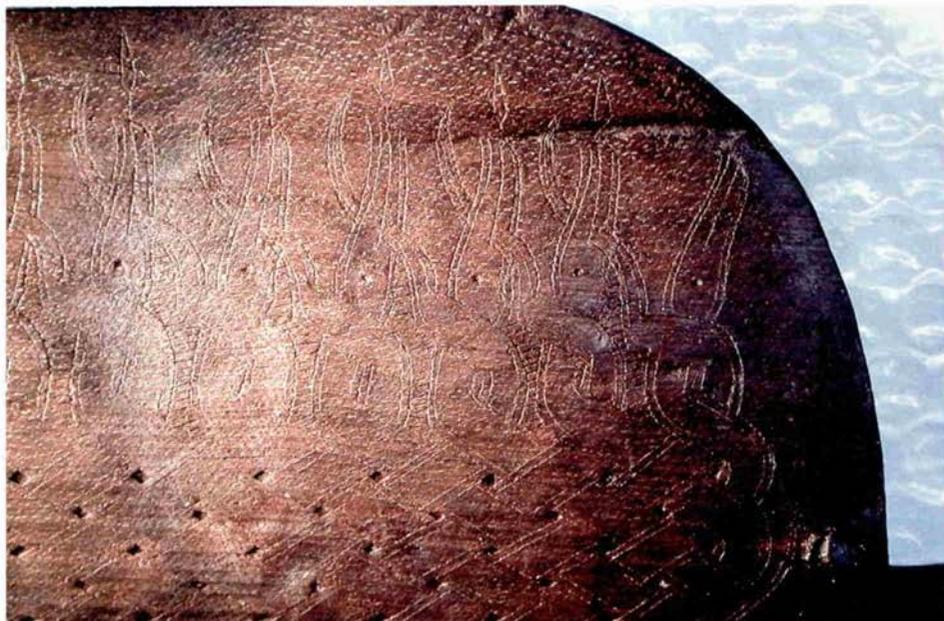


Abb. 10: Trossingen Grab 58. Rückseite der Leier mit eingeritzter Verzierung. Flechtband und Tierstilornamentik. (Bildnachweis: Konservierungslabor Potthast/Riems, Konstanz.)

Toten (Abb. 9); erhalten waren weiterhin der Leiersteg aus Holz sowie sechs Wirbel aus Esche bzw. Hasel. Die Rückseite der 6-saitigen Leier ist mit Flechtband und einem Geflecht aus wurmartigen Tieren, die sich gegenseitig in den Schwanz beißen (Abb. 10), verziert; die Vorderseite zeigt mit Lanze und Schild bewaffnete Krieger (Abb. 11).

Die bildliche Darstellung auf einer ganz erhaltenen Leier ist bisher einzigartig im Verbreitungsgebiet der Alamannen. Diese Ornamentik soll die engen Verbindungen zwischen dem alamannischen und skandinavischen Raum und somit die überregionalen Kontakte einer germanischen Oberschicht andeuten.

Skelett

Das in die Tonsedimente eingebettete Skelett war noch relativ gut erhalten und lag noch weitgehend im anatomischen Verband, sieht man von postmortalen Veränderungen ab, die mit dem Verwesungsprozess in der Grabkammer zusammenhängen. Nach der ersten Einschätzung des Anthropologen (Dr. J. Wahl, Arbeitsstelle Osteologie des Landesdenkmalamtes in Konstanz), handelt es sich um einen stattlichen Mann von etwa 1,76 m Körperlänge, der im Alter zwischen 20 und 40 Jahren verstorben ist. Doch erst die detaillierte anthropologische Auswertung wird uns nähere Auskunft zur Identität des Toten liefern können.

Textile und organische Funde

Unterschiedlich große und mehrschichtige, zum Teil durch das Skelett verlagerte Textilfragmente konnten dokumentiert und bis zu sieben unterschiedliche Textilstrukturen un-



Abb. 11: Trossingen Grab 58. Vorderseite der Leier mit eingeritztem Muster. Detail des Kriegerfrieses (Bildnachweis: Konservierungslabor Potthast/Riens, Konstanz.).

terschieden werden. Im Oberkörperbereich wurde ein grober Wollstoff festgestellt; weiterhin ein rotes Leinengewebe. Vermutlich trug der Tote einen Mantel mit einem Futter aus rot gefärbtem Leinengewebe. Man muss sich wohl mit der Vorstellung vertraut machen, dass die Kleidung wesentlich bunter und farbenfroher war als bisher angenommen. Im Bereich der beiden Handgelenke waren gepunzte und perforierte Lederbändchen mit Einstichen und Fadenresten zu erkennen, die als Zier – oder Saumborten von Ärmelab-

schlüssen gedeutet werden können. An den Fußgelenken wurden mehrfache Umwicklungen aus schmalen Lederbändchen beobachtet, die zunächst als Abschluss einer Hose oder als Reste der Schuhbekleidung gedeutet werden.

Die flächige Dokumentation der nassorganischen textilen Materialien und die sich anschließende Auswertung werden neue Erkenntnisse zu merowingerzeitlichen Stoffarten und deren Verarbeitung, zu Webtechniken sowie zur Kleidung eines Mannes aus der Adelschicht des frühen Mittelalters liefern können. Die im Grab angetroffenen Hasel- und Walnüsse sind Grabbeigaben; pflanzliche Reste wie Zweige, Fruchtkapseln und Samen gehören wohl zum Grabritus.

Holzkonservierung

Holzgegenstände aus der Merowingerzeit sind auch heute bei archäologischen Ausgrabungen in unserer Region sehr selten; sie erhalten sich nur im feuchten Bodenmilieu unter Luftabschluss. Die unter diesen Bedingungen gut konservierten Hölzer waren dennoch butterweich und zerbrechlich. Durch ein aufwändiges Konservierungsverfahren soll die abgebaute Zellstruktur wieder ersetzt und stabilisiert werden; die Hölzer sollen so wieder ihr ursprüngliches Aussehen zurückerhalten.

Kulturhistorische Bedeutung der Grabausstattung von Grab 58

Eine Grabausstattung für das Jenseits mit hölzernem Mobiliar wie Bett, Stuhl, Tisch, mit Ess- und Trinkgeschirr und mit einer Leier erhielten nur Angehörige aus der adligen Oberschicht. Diese Beigaben sind Zeugnisse eines gehobenen Lebensstandards ausgewählter Personen, deren gesellschaftliche Stellung über den Tod hinaus dokumentiert werden sollte. Der in Grab 58 Bestattete gibt somit Anlass für weitere Überlegungen. War er wirklich ein Sänger und die Leier sein persönlicher Besitz? Oder wurde die Leier ihm nur als standesgemäßes Attribut mit in das Grab gelegt.

Die Beigaben aus Holz dürften lokaler Herkunft sein; ob dies jedoch auch auf die Leier zutrifft ist noch nicht zu entscheiden, denn die Verzierungen wie z.B. der Kriegerfries auf der Leier sind bisher im alamannischen Raum ohne Parallelen.

Beigaben aus Metall, die noch zusätzlich den hohen gesellschaftlichen Stand des Verstorbenen bestätigen könnten, fehlen, d.h. sie haben sich möglicherweise in dem aggressiven Boden, der Holzfunde konserviert, Funde aus Eisen jedoch angreift, nicht erhalten.

So rückt dieser Grabbefund nicht nur in den Mittelpunkt der frühmittelalterlichen Archäologie mit ihren vielschichtigen Interessenschwerpunkten; dieser außergewöhnliche Grabbefund wird auch Musikhistoriker interessieren und neue Aspekte zur Sozialgeschichte des Musikers, Spielers und Sängers im frühen Mittelalter aufzeigen. Wie nun diese Leier und welche Töne und Melodien auf ihr gespielt wurden entzieht sich ebenfalls unserer Kenntnis. Ebenso kann nur darüber spekuliert werden, bei welchen Anlässen zur Leier gegriffen wurde. Darüber geben die archäologischen Quellen keine Auskunft.

Im Rahmen der interdisziplinären Zusammenarbeit mit Archäologie, Botanik, Textilrestaurierung, Dendrochronologie und Anthropologie sind noch detaillierte Untersuchungen durchzuführen, deren Ergebnisse mit Spannung erwartet werden.

Vorrangig ist nach wie vor die aufwändige Konservierung der einzelnen Hölzer der Grabinbauten und der gedrechselten Möbel nach modernen Methoden für die spätere museale Präsentation.

Die neu entdeckten Gräbern am Rand des frühmittelalterlichen Bestattungsortes in Trossingen, besonders jedoch Grab 58 mit der Leier und der textilen Ausstattung sind nicht nur von regionaler Bedeutung innerhalb des Regierungsbezirks Freiburg sondern auch von überregionaler Bedeutung für die frühmittelalterliche Forschung.

Literaturhinweise

- DAMM, S. (1993): Das merowingerzeitliche Gräberfeld von Trossingen (Kr. Tuttlingen). Magisterarbeit an der Ludwigs-Universität Freiburg.
- EBHARDT-BEINHORN, Chr., B. NOWAK (2002): Untersuchungen an Textilresten aus Grab 58 von Trossingen, Kreis Tuttlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002: 152 ff.
- BUCHTA-HOHM, S. (1996): Das alamannische Gräberfeld von Donaueschingen. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 56: 121 ff.
- KLUG -TREPPE J. (2002a): Leier in einem Alamannengrab der Musikstadt Trossingen entdeckt. AID 3: 6.
- (2002b): Musik für die Ewigkeit. Alamannengrab in Trossingen birgt sensationellen Fund einer Leier. Antike Welt 33: 455.
 - (2003): Außergewöhnliche Funde und Einbauten aus Holz in Gräbern des merowingerzeitlichen Friedhofes von Trossingen, Kreis Tuttlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002: 146 ff., Stuttgart
- PARET, O. (1938): Das Gräberfeld von Trossingen. Fundberichte Schwaben NF 9: 141 ff.
- THEUNE-GROßKOPF, B. (2003): Herausragende Holzobjekte aus Grab 58 von Trossingen, Kr. Tuttlingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002: 149 ff.
- VEEK, W. (1931): Die Alamannen in Württemberg: 301
- Stichwort: Trossingen. In: Archäologische Nachrichten aus Baden 24, 1980, 34 Abb. 26; 36.

Eingang des Manuskripts: 5.10.2003

Anschrift der Verfasserin: Dr. Jutta Klug-Treppe, Gebietsreferentin; Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Archäologische Denkmalpflege. Außenstelle Freiburg, Marienstr. 10a, 79098 Freiburg

Landschaft und Vegetation der Schwäbischen Alb im Vergleich mit dem Schwarzwald*

von Otti Wilmanns

* Zum Gedenken an Dr. MICHAEL WITSCHEL (1944 - 2003), der unermüdlich für den auf wissenschaftliche Daten gegründeten Schutz der Pflanzendecke der Alb gewirkt hat.

Der folgende Text ist eine etwas veränderte Fassung eines Vortrages gleichen Titels am 13.11.2003, der sich ausdrücklich an den Baarverein richtete. Er stützte sich wesentlich auf rund 30 Diapaare bzw. Folien. Ein Großteil der wissenschaftlichen Dokumentation befindet sich zur Zeit andernorts im Druck; daher soll hier der ursprüngliche Vortragscharakter beibehalten werden und nur einige zur ersten Orientierung geeignete Literatur genannt werden (dafür besonders Lit.7 günstig); im übrigen sei auf das Verzeichnis in den Mitt. Bad.Landesver. f. Naturkd. u. Naturschutz N.F. 18, H.2, 2003 verwiesen.

Einführung

Unser Thema vor Ihnen als Zuhörern aus dem Baarverein zu behandeln, ist nicht einfach. Denn einerseits ist ja Ihr Lebensraum eingeschaltet zwischen den Schwarzwald und unsern heutigen Schwerpunkt, die Schwäbische Alb; daher sind Sie sicherlich in diesen Gebieten „bewandert“, haben erinnernde Vorstellungen. Andererseits pflegt Ihr Verein gerade sehr verschiedene Ansätze von naturwissenschaftlichen bis zu verschiedenen kulturwissenschaftlichen Aspekten, wobei gerade deren Verknüpfung besondere Bedeutung zukommt; folglich sind die Interessen wohl recht verschieden. Beidem sollte also eine landschafts- und vegetationsökologische Betrachtung gerecht werden.

Will man das Bezeichnende einer Landschaft mit ihrer Vegetation, nämlich dem Mosaik der Pflanzengesellschaften, auf den Punkt bringen, so gilt es, diese mit einer anderen, am besten einer vertrauten, zu vergleichen. Dazu müssen sowohl die großräumig bestimmenden Züge als auch jene nicht unbedingt häufigen Elemente erfasst werden, welche nur der einen oder der anderen eigen und gerade für diese typisch sind. Nennen wir solche im folgenden Eigengut (was nicht bedeutet, es gäbe z.B. die betreffende Pflanzenart oder -gesellschaft nirgendwo sonst auf der Welt). Wer allerdings unsere beiden Gebirge kennt, wird skeptisch fragen, ob sie nicht gar zu verschieden seien für eine sinnvolle Gegenüberstellung, wo doch der Schwarzwald bekanntlich ausschließlich aus silikatischen, also zu sauren Böden verwitternden Gesteinen aufgebaut ist, während die Alb gerade durch ihre Kalkfelsen beeindruckt, und dass diese im Regenschatten des um fast 500 m höheren, im Westen vorgelagerten Gebirges liegt, kann niemand besser beobachten als die „Baaremer“. Immerhin gibt es – außer beider Größe von rund 6000 km² – auch Gemeinsamkeiten. So schildert Sebastian MÜNSTER in seiner „Cosmographia“ 1544 den Schwarzwald als ein „*rauh, birgig und winterig land*“; und der Wiener Hofgeschichtsschreiber des Kaisers Maximilian, Ladislaus SUNTHEIM, hielt um 1590 die Alb für ein „*pirgigs, stainigs, rauchs Ländl*“ - beides sehr bezeichnend. Gemeinsam ist den beiden

Gebirgen auch, dass sie keine sog. geschichtsbereinigten Kulturlandschaften sind: sie sind nicht in jüngster Zeit zivilisationsbedingt austauschbar und räumlich monotonisiert worden, haben vielmehr ihre historisch bedingte kulturelle Eigenart weithin bewahrt. Beide sind noch charaktervolle Landschaften.

Schon 1898 hat Robert GRADMANN in seinem „Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“ (Lit.3) einen Vergleich gezogen (Auflage letzter Hand 1950). Seither verfügen wir auf allen relevanten Gebieten über weit mehr Fakten, so dass ein neuer Überblick erlaubt sein mag. Freilich ist Ihnen nach dem Gesagten klar, dass ich mich in die Situation des Schauspielers im „Faust I“ versetzt sehe, der da fragt: „*Wie machen wir's, dass alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei?*“

Im folgenden soll nach knapper Vorstellung wesentlicher Daten zu Klima und Erdgeschichte auf einer gedanklichen Wanderung vom Trauf (dem neckarseitigen Steilabfall) der Schwäbischen Alb (im folgenden nur Alb genannt) über die Hochfläche zum Donautal das charakteristische Zusammenspiel von Landschaftsgestalt und Pflanzengesellschaften veranschaulicht werden. Wir überlegen dabei, welche Faktoren sich als entscheidend erweisen. Ein Blick auf den Schwarzwald legt die Frage nahe: Wie ähnlich oder unähnlich sind denn nun die beiden Gebirge hinsichtlich Artenzahl und Gesellschaften Höherer Pflanzen? Zuletzt wird einiges Eigengut der Alb kurz vorgestellt

Geowissenschaftliche Grundfakten

Beide Gebirge treten als Blöcke auf Klimakarten hervor (Zahlen abgerundet): die Alb mit Höhen von 500-1000 m NN und bis zu 400 m hohem Trauf; dem gegenüber stößt der Schwarzwald bei 300 m NN an das besonders warme Oberrheinische Tiefland und erreicht schon 10 km weiter östlich den Feldberg mit 1493 m NN. Während die jährlichen Mittel der Lufttemperatur bei 5-8°C auf der Alb und 3-10°C im Schwarzwald den Höhenlagen entsprechen, ist die Differenz der jährlichen Niederschlagsmittel mit 700-1000 mm gegen 1000-2000 mm enorm. Die Alb ist kontinental getönt: Die mittleren Jahreschwankungen der Lufttemperatur betragen 17,5-18,5 K gegenüber 15-17,5K im Schwarzwald; ihre Niederschlagsverteilung weist einen Sommergipfel und eine Verringerung im Winter auf gegenüber recht gleichmäßiger Verteilung im Westen. Dieser großklimatische Unterschied spiegelt sich – das sei nur eingeflochten – auch deutlich in der Arealstatistik der Gefäßpflanzen wider: Teilt man den Arten auf Grund weltweiter Untersuchungen Kontinentalitätszahlen von 1 (euozänisch) bis 9 (eukontinental, in Deutschland nicht vorkommend) zu, so ergibt sich für das Eigengut der Alb ein Durchschnitt von 4,5, für das des Schwarzwaldes von 3,3 und für die beiden Gebirgen gemeinsamen Arten 3,7.

Die geologischen Situationen könnten kaum verschiedenartiger sein – schon der Überblick, den die Geologische Schulkarte 1:1 Million mit ihren hervorragenden Erläuterungen bietet (Lit.2), zeigt es. Dabei sind es nicht nur die vorherrschenden Gesteine als solche, also Kalke und Mergel des Weißjura gegen vielfältiges Schwarzwälder Kristallin und Buntsandstein (von Sonderfällen sei hier abgesehen); sondern bei größerem Maßstab erkennt man auch die Regelmäßigkeit der Anordnung der Juraschichten und - im Profil – deren Einfallen um 2-3° nach Südosten gegenüber der kaum durchschaubaren „Fleckung“ im Schwarzwald. Bei letzterem sind auch eine Vielzahl von Störungen, welche auf die (mindestens) zweimalige Gebirgsbildung zurückgehen und Ansatzlinien für die Verwitterung bieten, festgestellt worden. Diesen räumlichen Kontrast finden wir wieder auf der Karte der potentiellen natürlichen Vegetation des Landes, auf welcher diejenigen Pflanzengesellschaften konstruiert sind, die ohne aktuellen menschlichen Einfluss an

den entsprechenden Standorten vorkämen. Das sind in beiden Gebieten selbstverständlich ganz überwiegend einzelne oder Gruppen von Waldgesellschaften, wobei die vorherrschenden fast alle verschiedenen Assoziationen zuzuordnen sind.

Als wichtige landschafts- und vegetationswirksame Prozesse bei Entstehung und Entwicklung der Alb sind folgende zu bedenken:

a) Am Grunde des Weißjurameeres bildeten sich über 12 Mill. Jahre hin im Wechsel Sedimente, die aus Kalk (Calciumcarbonat) und mehr oder weniger Tonpartikeln bestanden und aus denen unter Druck- und Temperatur-Erhöhung Gesteine wurden (deren Stufen traditionellerweise mit den Buchstaben alpha bis zeta bezeichnet werden): Mergel (α , γ , ϵ p.p.) als Kalk-Ton-Mischung mit 10 - 70% Kalkanteil oder als Kalk(stein). Erstere verwittern sehr viel leichter; sie hinterlassen reichlich tonige Rückstände, die zu Wasserstau und zur Bodenbildung führen können. Mergelbänder zwischen Kalken führen zu mehr oder weniger groben Bänken (β , δ p.p., ζ p.p.). Sehr reine, massige Kalke bildeten sich aus Schwamm-Algen-Hügeln (den *mud mounds*, nicht eigentlichen Riffen), die flachgebösch bis zu 30 m über den Meeresboden in die Höhe wachsen konnten (erste in β , reichlich in δ , überwiegend in ϵ , noch in ζ). Als besonders verwitterungsresistent wurden sie im Laufe der Jahrtausende herauspräpariert und bilden heute die Kuppen und die mächtigen Felsmassive (Abb.1,8).

b) Seit 145 Mill. Jahren ist das Gebiet der heutigen Alb landfest (abgesehen von einem Streifen am Südostrand mit Tertiär). Es stand also eine enorm lange Zeit für die Verwitterung und die Ausbildung von Oberflächenformen zur Verfügung.

c) Vor 10 bis 5 Mill. Jahren gab es eine Periode besonders starker Hebung mit Schrägstellung der ungleich stark zerstörbaren Schichten, der wir die Entstehung der südwestdeutschen Schichtstufenlandschaft verdanken. Die Kippung war nicht derart stark, dass die Alb eiszeitlich vergletschert gewesen wäre, wohl aber war sie baumfrei, mit tundrenartigem Bewuchs.

d) Allermindestens seit dem Tertiär muss Verkarstung stattgefunden haben. (Das bedeutet Lösung des an sich schwer löslichen Calciumcarbonats durch kohlenstoffhaltiges Wasser unter Bildung von leicht löslichem Calciumbicarbonat und Abtransport in einem allmählich entstandenen unterirdischen Hohlraum-System; bei Entweichen von Kohlendioxid z.B. infolge von Erwärmung fällt Calciumcarbonat in lockerer Form erneut aus: es entsteht Kalktuff) (Abb.2,3).

e) Die ursprünglich durch fließendes Wasser gestaltete Landschaft bleibt infolge der Verkarstung in ihrer Grundform erhalten, sie wird gleichsam fossilisiert. Die Taldichte bleibt ziemlich hoch, die Flussschicht wird jedoch sehr gering.

f) Bei rückstandsarmem Kalkgestein verläuft die Bodenbildung extrem langsam. Da dies ein wesentlicher Grund für die Eigenart der Alb ist, sei der Zusammenhang dargestellt. Überwiegend sind die Böden hier sehr bis ziemlich arm an wasserspeichernder Feinerde; oft beobachtet man nicht nur anstehendes Gestein, sondern auch bis an die Oberfläche hin steinbedeckte Ackerböden. „*Daß die Steine wachsen, wird wohl niemand in einigen Zweifel ziehen, wer nur halbweg darauf Achtung geben will.*“ So liest man beim Weiland Pfarrer Jeremias HÖSLIN in seiner „Beschreibung der Wirtembergischen Alp“ von 1798, als Bodenerosion noch kein Wort war. Der Wasserhaushalt nicht besonders trockenresistenter Pflanzen muss also rasch und häufig angespannt sein. Dabei spielt die Tatsache der Verkarstung allenfalls eine untergeordnete Rolle; den Schlüssel lieferte vielmehr



Abb. 1: Der Schalksburg-Felsen (910 m NN) am Trauf bei Burgfelden; randlich Steppenheide. An den exponiertesten Strukturen hat sich Rauhrefil gebildet. 31.12.1991



Abb. 2: Der Steinbruch bei Böttingen (Heuberg) erlaubt einen Blick in den Untergrund: Unter flachgründigen Kalkverwitterungslehm liegen „plumpe“ WJdelta-Kalke mit dünnen Mergellagen, durchzogen von Lehm erfüllten Karstspalten. Grobkristalliner sog. Zuckerkornkalk (Mitte oben) verkarstet besonders leicht. 25.6.2001

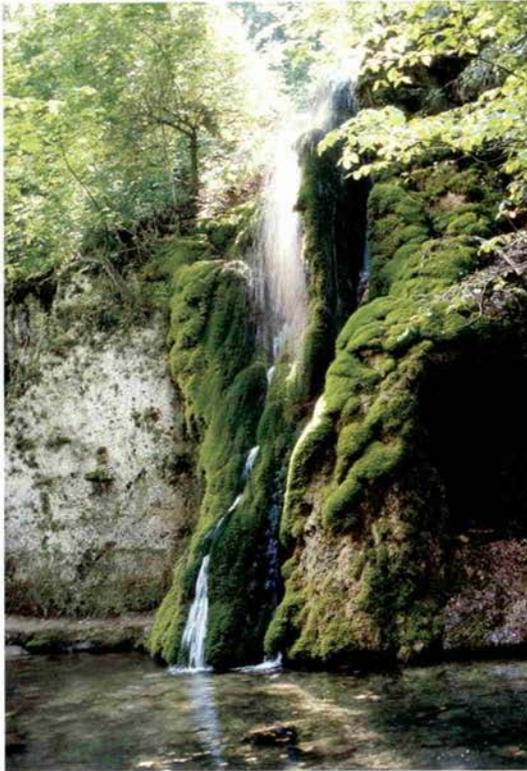


Abb. 3: Der Gütersteiner Wasserfall stürzt über zuvor gebildeten Kalktuff hinab. Zu dessen Entstehung pflegen Spezialisten unter den Moosen durch CO_2 -Entzug beizutragen. 14.8.2000



Abb. 4: Blick vom Rötelstein oberhalb Honau über den Echazdobel, der dank seiner Krümmung Hänge und damit Waldstandorte aller Expositionen bietet. 11.10.2001

die klassische Arbeit von J. WERNER (Lit.8), der durch Experimente, Messungen und Extrapolationen die Geschwindigkeit oder besser: Langsamkeit der Bodenbildung bei den Alb-typischen Kalkverwitterungslehmen zu bestimmen suchte. Er fand (wie spätere Autoren) für sehr reines Kalkgestein (1% Ton) auf 0,003 mm/Jahr, in 3000 Jahren wäre das also 1 cm! Selbst wenn man von 5% ausgeht und die Geschwindigkeit verdoppelt, ist das extrem wenig. Und Silikatgesteine? Sie sind viel zu verschiedenartig, als dass man pauschale Angaben wagen könnte; obwohl bei der Verwitterung von Kristallin kaum Substanz weggeführt wird, liegen die Werte offenbar noch tiefer, falls das Gestein nicht physikalisch vorverwittert ist – so die freundlichen Auskünfte meiner Kollegen aus der Bodenkunde. Aber eben dies ist häufig, auch im Schwarzwald ganz ausgeprägt, der Fall. Und dann kommt man auf die 10- bis 30-fache Rate neu entstehenden Feinbodens im Vergleich zu Kalkgestein. Einen Einblick in die verschiedenen Bodentypen der Alb kann man durch S. MÜLLER (Lit.5) gewinnen.

Beobachtungen bei einer virtuellen Wanderung über die Alb

Der Trauf (Abb.1,4) ist zusammen mit dem Donaudurchbruch das botanisch abwechslungsreichste Gebiet. Zum einen ist er durch steilwandige Täler derart zerschnitten, dass er alle Expositionen, damit eine große Spanne an Lokalklimaten und damit an Waldgesellschaften bietet. Zum andern gibt es von Natur aus waldfreie Standorte an und auf Felsen und auf zeitweilig oder seit Jahrtausenden nachbrechenden Halden von rutschendem Gesteinsschutt als Reliktstandorte für Pflanzen, die eiszeitlich oder während anschließender waldarmer Epochen hatten einwandern können. Die Waldgesellschaften selbst pflegen nahezu vorhersehbar angeordnet zu sein, wenn man das „Modell“ kennt. Wo sich lockere Kiefernrupps auf flachgründigen Felsnasen festgekrallt haben, mag man zweifeln, ob das denn überhaupt noch Wald sei (zu diesem Coronillo-Pinetum s. u., Abb.8). Der trockene Flügel der Laubwälder beginnt mit locker-lichtem Steppenheidewald (*Quercetum pubescenti-petraeae*) mit vorherrschender Trauben-Eiche, auf der Mittleren Alb aber auch der submediterranen Flaum-Eiche, diese allerdings in einer nur schwach flaumigen Form, die sich so deutlich von der „guten“ unterscheidet, dass man einen genetisch abweichenden, seit Jahrtausenden an die lokal-regionalen Standortbedingungen des Albtraufs angepassten, eben einen eigenen Ökotyp vermuten darf. Wenn uns die Erhaltung der Biodiversität wichtig ist, sind hier – wie auch bei obigen Kiefern- und bestimmten Fichten-Vorkommen – molekulargenetische Untersuchungen geboten. Bei „mittleren“ Verhältnissen setzen sich Buchenwaldtypen durch: zunächst ein noch ziemlich lichter, an Kleinseggen reicher Strauch-Buchenwald (*Carici-Fagetum*), dann der Haargersten-Buchenwald (*Hordelymo-Fagetum*), den man auch als die großflächige potentielle natürliche Vegetation der Hochfläche ansehen muss. Die Buche tritt jedoch dort zurück, wo der steinreiche Boden immer wieder in Bewegung gerät; sog. Edellaubebäume sind ihr dann überlegen; z.B. auf sehr humusreichen, lockeren, nährstoffreichen Böden am Hangfuß der durch seine Frühlingsblüher, z.B. Märzenbecher und Lerchensporn, fesselnde, oft als Kleebwald (abgeleitet von Kliff) bezeichnete Linden-Ulmen-Bergahornwald (*Fraxino-Aceretum pseudoplatani*, Subass. von *Corydalis*); in kühler und sehr luftfeuchter Nordlage auf schuttreichen oder felsigen Böden durchsteigt man Wälder mit gleichartiger Baumschicht, aber mit Silberblatt oder Hirschzunge (*Fr.-Ac.* in verschiedenen Subassoziationen).

Viele Gesellschaften des Traufs findet man an den Felsen der kleinen Täler und dann am Donaudurchbruch wieder, so die ganz kleinflächigen, von der Menge an Wurzelboden abhängigen Komplexe von trockenresistenten Bewohnern der Felsspalten, von Rasen-

bildnern, Hochstauden, Felssträuchern, die zusammen die berühmte Steppenheide bilden (s.u., Abb. 9, 10, 11).

Die Hochfläche. speziell des Heubergs und der Ostalb. Es ist charakteristisch und für den Wanderer fesselnd, dass man immer wieder die landschaftsgeschichtlichen Vorgänge ablesen oder wenigstens vermuten und darüber grübeln kann, zumal, wenn man auf einem unbewaldeten Buckel (einem Bühl) steht, wie Abb. 5 zeigt, wo eine Kalkgesteinskappe den weiteren Abtrag weicherer Schichten gebremst hat. Der Abtrag ist durch ein Fluss-System erfolgt, das seit langem durch Verkarstung trockengefallen ist. Spontan aufgekommene, artenreiche Hecken gliedern die Landschaft und bezeugen alte Steinriegel, diese wiederum die Flachgründigkeit der Böden und auch den Fleiß der Bauernleute, die die „wachsenden“ Steine abgelesen haben. Die Dörfer hat man bevorzugt in Senken angelegt, wo sich zwar Kaltluft sammelt, wo es aber gewissen Windschutz gab, wo man leichter bauen und Lösch- und Tränk-Teiche, die Hülben, anlegen konnte. Heute ziehen sich Neubaugebiete auf die Höhen hinauf. Auch das Bild der alten Dorfkerne um die Kirche herum hat sich geändert, denn so manche „Miste“ hat sich zum Blumen-gärtchen gewandelt, und Stall oder Scheuer dienen als Garage.

Die Bewaldungsdichte ist mit heute rd. 43% erheblich geringer als im Schwarzwald (rd. 65%). Sie ist seit langem, in jüngerer Zeit auch durch die Aufgabe von Grenzertragsböden, gestiegen. Dabei hat die Fichte auf Kosten der Buche, eigentlich der „Königin der Alb“, wie GRADMANN sie rühmte, enorm gewonnen, besonders im Südwesten und auf der Ostalb (Abb. 6). Die im Schwarzwald so starke „Vergrünlandung“ der landwirtschaftlichen Nutzfläche ist überall durch Vergleich mit (auch neu herausgegebenen) Karten nachweisbar; aber der Ackerbau ist doch noch weithin prägend. Die „klassischen“, an Orchideen reichen „Mähder“ (allenfalls schwach gedüngte Einschnittwiesen) sind fast verschwunden. Der Naturschutz bemüht sich derzeit intensiv mit Hilfe von Bewirtschaftungsverträgen um die Erhaltung der im Frühling überwältigend blumenbunten Gold- und Glatthaferwiesen auf dem Heuberg, dessen „Aroma-Heu“ seit einigen Jahren guten Absatz findet. Erfreulich ist auch, dass es im Verlauf von Jahrzehnten doch gelungen ist, die Nutzung eines großen Teils der Alb-typischen Schafweiden jedenfalls bisher zu sichern.

Die Ostalb (Abb.6) nimmt ökologisch eine Sonderstellung ein: Sie ist weniger stark gehoben worden und daher weniger stark abgetragen und reliefiert; mehrere Meter mächtige, entkalkte, leicht wasserstauende, Kieselknollen führende sog. Feuersteinlehme haben über weite Flächen hin Pflanzengesellschaften saurer Böden entstehen lassen, z.B. Hainsimsen-Buchenwälder (Luzulo-Fagetum) mit Seegrasdecken. Der südöstlichste Teil der Alb ist der wärmste und niederschlagsreichste. Aus dem Bereich des Lone- und des Achtaus bei Blaubeuren stammen denn auch fast alle archäologischen Funde, die Zeugnis von den alt- und mittelsteinzeitlichen Jägern und Sammlern ablegen, darunter das älteste bekannte Musikinstrument der Erde, eine aus einem Schwanenknochen gefertigte Flöte (aus dem Geißenklösterle). Auch mag die Nähe von Feuerstein-Fundstätten für diese frühen *Homines sapientes* überlebenswichtig gewesen sein. Damit sind wir angelangt beim

Talsystem der Donau. Es ist einsichtig, dass ein derart breites und in mächtigen Mäandern dahin ziehendes Tal nicht von einem Flösschen wie der heutigen Donau, die dazu noch länger als ein halbes Jahr (bei Möhringen) versickert, geschaffen worden sein kann; und auch die Täler der Nebenflösschen sind viel „zu breit“. Häufige Fluss-Schotter auf den begleitenden Höhen nördlich und südlich des heutigen Donautals beweisen, dass



Abb. 5: Blick vom Kornbühl (887 m NN) über die Mittlere Kuuppenalb. Das Trockental führt auf das in einer Senke gegründete Dorf Salmendingen zu. 9.10.2001



Abb.6: Auf der Ostalb bei Zang. Feldgehölz-Inseln umgeben eine Hülbe (Mitte) bzw. Doline (rechts). Dunkelbraune Dinkelfelder haben in den letzten Jahren zugenommen. 30.07.2001



Abb. 7: Rispenseggenried im NSG „Dürbheimer Moos“. Das Ried liegt auf der europäischen Hauptwasserscheide und bildet im Karstgebiet einen „Trittstein“ für Vögel. 4.3.1985



Abb. 8: Am Donaudurchbruch beim Stiegelesfels (778 m NN) mit Steppenheide, Trockenwäldern und Gesteinsschutthalden. Rechts das „Schänzle“ mit natürlichen Kiefern-Vorkommen. 21.5.1993

eine mächtige Ur-Donau vor dem Einschneiden in die Kalktafel ein riesiges Einzugsgebiet in den Alpen sowie im heutigen Süd- und Mittelschwarzwald gehabt haben muss. Die traufnahen, dort ebenfalls zu breiten Täler sind von heutigen Neckar Nebenflüssen „geköpft“ und müssen Wasser weit aus dem Nordwesten, aus dem damals noch von Jura-gestein bedeckten, heute über das Neckarsystem zum Rhein entwässernden Gebiet erhalten haben. Diese Flussgeschichte hat mehrere in unserm Zusammenhang bedeutende Folgen gehabt. Zum einen: Die alten Nebentäler haben mehrfach flache Talwasserscheiden, die gute Durchgängigkeit und entsprechende Verkehrsgunst geführt haben; sie neigen, wie auch die heutigen Quellbereiche, zu Vernässung. Das schönste Beispiel ist die Prim/Faulenbach-Furche zwischen Spaichingen und Tuttlingen, heute mit der B14 und der Bahnlinie von Stuttgart in die Schweiz und dem unter Naturschutz stehenden Dürbheimer Ried auf der europäischen Hauptwasserscheide (Abb.7). Zum andern: Wo die Donau sich in die Massenkalkfelsen eingeschnitten hat, sind die großen zusammenhängenden Massive, von den Mühlheimer Felsen über Stiegelesfels (Abb.8), Hausener Wand, Schaufelsen bis hin nach Gebrochen Gutenstein entstanden. Dazu aber gibt es eine Fülle an Wasser- und Nass-Standorten und eine breite Palette von Waldtypen und von kulturbedingten Ersatzgesellschaften. Hierdurch ist auch beispielhaft verständlich, dass im NSG „Buchhalde - Oberes Donautal“ (oberhalb Fridingens) nicht weniger als 9 Greifvogelarten leben, jede „eingemischt“, also mit verschiedenen Ansprüchen an Nahrung und Brutplatz, jede die Umwelt auf ihre eigene Art nutzend.

Zusammenfassender Vergleich

Zunächst sollen vorweg noch einige Kernpunkte zu den Rahmenbedingungen im Schwarzwald ganz knapp zusammengestellt werden, indem Bilder aus bekannten Landschaftsausschnitten aus dem Gedächtnis aufgerufen werden: das Feldsee-Kar mit seinen beiden Endmoränenwällen, zwischen denen sich das Feldsee-Moor entwickelt hat; viele Karseen, früher als Floßweiher genutzt, im Nordschwarzwald; das breite Trogtal von Menzenschwand, auch dies mit einer Staffel von Endmoränen, von Grundmoräne ausgekleidet, mit etlichen Härtlingen auf dem Talgrund; die großen Seen (Titisee, Schluchsee) in ausgehobelten Zungenbecken des Feldberggletschers; das Hinterzartener und viele andere Moore, die in Zungenbecken oder anderen von wasserstauer Grundmoräne abgedichteten Senken entstanden sind; die Lawinenbahnen an den höchsten Bergen; Einzelfelsen, auch in Gruppen, aber selten ausgedehnte Felspartien von Silikatgestein, wobei Spaltenwässer gelegentlich Calcium-Ionen mitbringen können. Während auf der Alb saure Bodenreaktion nicht selten ist, finden sich im Schwarzwald von Natur aus keine basischen Böden, jedoch macht sich Kalkschotter an Forstwegen bemerkbar. Verkarstungsfolgen fehlen selbstverständlich. Das Wesentliche beruht auf den Gesteinen und auf den hohen Niederschlägen, die infolge der Meereshöhe großteils als Schnee fallen, und der daraus resultierenden Vergletscherung und glazialen Überformung.

Ein wenig Statistik

Die eingangs gestellte Frage nach der Zahl Höherer Pflanzen in den beiden Gebirgen überhaupt und der Anteil an jeweiligem Eigengut lässt sich kaum einfach abschätzen; es bedarf systematischer Zählungen. Antwort gibt die Tabelle 1. Dass die Alb eine deutlich höhere Artenzahl aufweist (bei der gewählten Methode 1290 gegenüber 1151), entspricht dem wohl allgemeinen Eindruck. Dass die Zahl an Säurezeigern auf der Alb doch erheblich ist, steigert die Zahl der Gemeinsamen und senkt die des Eigengutes des Schwarzwaldes. Hier verhalten sich Alb zu Schwarzwald etwa wie 3:2. Bei all diesen Zahlen ist

Tab. 1: Inventar an Gefäßpflanzenarten und an Gesellschaften (Assoziationen)

	Eigengut Alb	Eigengut Schwarzw.	Gemeinsame	Summe
Artenzahl	359	220	931	1510
in %	23,8	14,6	61,7	100
Assoziationszahl	84	76	88	248
in %	33,9	30,6	35,5	100

Anmerkungen: Die Artenzahlen wurden nach BREUNIG & DEMUTH (1999) zusammengestellt; dort findet man die Sippen nach Naturräumen aufgeschlüsselt. Nicht einbezogen wurden Unbeständige sowie die Kleinarten von *Alchemilla*, *Rubus* u.ä.- Für ihre Hilfe bei der Gesamtauflistung der Assoziationen danke ich den Herren Prof. Dr. T. MÜLLER, Steinheim, und Prof. Dr. G. PHILIPPI, Karlsruhe.

freilich deren Häufigkeit ganz außer Acht gelassen, auch die Zahl an Rote-Liste-Arten; eine naturschutzfachliche Wertung darf man damit also nicht verbinden. Man kann weiter fragen, ob die Artenzahlen proportional der Zahl der verschiedenen Lebensräume seien, also eine standortsökologische Diversität widerspiegeln. Ein genaues und zugleich hieb- und stichfestes Maß dafür zu finden, ist extrem schwierig und wenn man etwa Lebensräume für jede Tierart umschreiben wollte, unmöglich. Als Hilfskonstruktion habe ich die Anzahl von Pflanzengesellschaften, die ja als wichtige und vielseitige Indikatoren von Lebensräumen gelten können, gewählt; praktikabel, weil etwa gleich gut für beide Gebiete beschrieben, sind freilich nur recht grobe Einheiten, nämlich Assoziationen. Deren Anzahlen, wiederum ohne Häufigkeit und Zahl der Untereinheiten, also ihre ökologische Differenziertheit zu berücksichtigen, sind laut Tabelle 1 nicht grundlegend verschieden in den beiden Gebieten. Das wird viele überraschen - wie mich auch; das Bild von der außerordentlich „feinkörnigen“, kleinräumlichen Differenzierung etwa der Felsvegetation mag da eine Rolle spielen. Würde man übrigens die Kryptogamenflora und -vegetation mit berücksichtigen, dürfte wohl der Schwarzwald in die Spitzenposition rücken.

Die Schwerpunkte des jeweiligen Eigengutes

Damit sind wir bei der wesentlichen Antwort angelangt; sie steckt in Tabelle 2. Hierzu wurden alle vertretenen Assoziationen in einer Gesamttabelle (s. Lit. 9) ihren höchsten verbindlichen pflanzensoziologischen Einheiten, den Klassen, zugeordnet; dies sind weit gefasste Vegetationstypen, die floristisch verwandt sind (d.h. noch gemeinsame Kenn- oder Charakterarten besitzen) und damit als Ganzes damit ein großes, aber deutlich definierbares ökologisches Feld abdecken. Manche Klassen weisen viele Assoziationen auf, die Alb und Schwarzwald gemeinsam sind, z.B. diejenige, deren Bestände dem scharf auslesenden Faktor Tritt unterworfen sind oder diejenigen, bei denen anhaltend kräftige Düngung die Böden einander angeglichen worden sind. Die (so gut wie) ausschließlich Eigengut aufweisenden Klassen lassen sich dagegen „übersetzen“ in landschaftsspezifische Großlebensräume einschließlich ihrer Vegetation.

In beiden Gebieten sind bestimmte Waldklassen und bestimmte Hochstaudenfluren Eigengut, ferner Ausklänge von Gesellschaften der subalpin-alpinen Stufen. Dazu kommen



Abb. 9: Steppenheide mit Reckhöldele und Felsenbirne, offensichtlich beliebte Gamsnahrung. 21.5.1993



Abb. 10: Auf den Felsen wachsen Arten mit verschiedenen ökologischen Ansprüchen auf engstem Raum beisammen; hier Trauben-Steinbrech, Weißer Mauerpfeffer und Flügel-Ginster. Breiter Fels bei Kolbingen. 22.6.1984

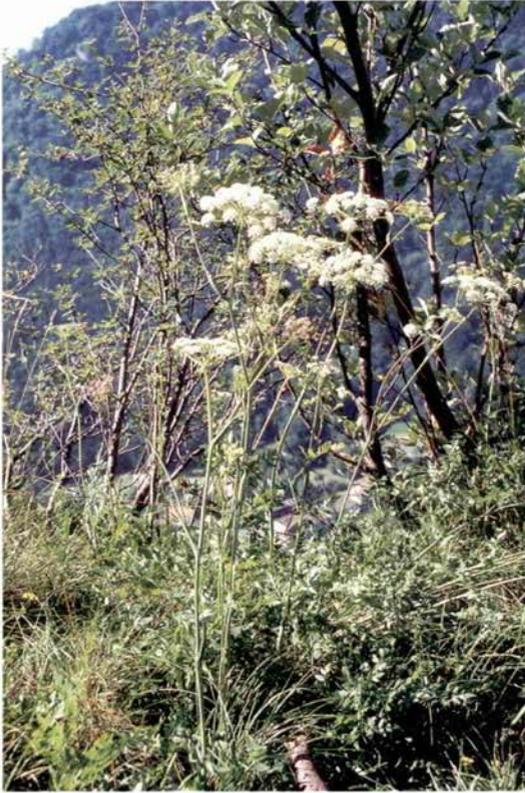


Abb. 11: Den Kern der Steppenheide bilden hohe Staudenfluren, z.B. mit Hirsch-Haarstrang und andern Doldenblütlern. Traifelbergfelsen bei Lichtenstein. 1.8.1988



Abb. 12: Heuberg-Schafweide im Schäfertal bei Böttingen; gut beweidet, mit struktureichem Rand um den Fels und eine alte Weidbuche. 12.10.1996

Tab. 2: Eigengut der beiden Gebirge, d.i. (fast) ausschließliches Vorkommen von pflanzensoziologischen Klassen:

Schwäbische Alb

Schneeheide-Kiefernwälder (Erico-Pinetea)
Saumgesellschaften und Staudenhalden trockener Standorte (Trifolio-Geranietea)
Schwingel-Trespenrasen (Festuco-Brometea)
Quecken-Ödland (Agropyretea intermedio-repentis) (fast ausschließlich)
Blaugras-Kalk-Steinrasen (Seslerietealbicantis) (Ausklang von Alpenvegetation)

Schwarzwald

Boreale Nadelwälder (Vaccinio-Piceetea) (fast ausschließlich)
Subalpine Hochstaudenfluren und -gebüsche (Betulo-Adenostyletea)
Hochmorbtulgengesellschaften u. Heidemoore (Oxycocco-Sphagnetea)
Alpine Gratgesellschaften (Cetrario-Loiseleurieteal) (Ausklang von Alpenveget.)
Schneebodengesellschaften (Salicetea herbaceae) (Ausklang von Alpenvegetation)

Dazu kontrastieren mit vielen Gemeinsamkeiten: die Trittgengesellschaften (Polygono-Poetea annuae), die Beifuß-Gesellschaften (Artemisieteal), die Wirtschaftswiesen (Arrhenatheretalia), die Ackerbegleitgesellschaften (Stellarieteal mediae), also deutlich direkt oder indirekt vom Menschen beeinflusste Vegetation, aber auch die Schlaggesellschaften (Epilobietea).

auf der Alb die submediterrän-kontinental geprägten Kalktrockenrasen, im Schwarzwald die Hochmoore und ihnen verwandte Gesellschaften. Die 3 eigentlich Alb-typischen Klassen sollen zum Abschluss kurz veranschaulicht werden, so dass sie im Gelände auch von denen bewusst wahrgenommen werden, die ihnen bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Die Klasse der **Schneeheide-Kiefernwälder** hat ihren Verbreitungszentrum in der montanen und der subalpinen Stufe der Alpen; auf der Alb siedeln diese kleinen, lockeren Waldkiefer-Bestände an Sonderstandorten, am eindrucksvollsten der Scheidenkronwicken-Kiefernwald auf offenen Felsköpfen (Abb. 8, 9), im Unterwuchs Blaugras und manche bezeichnenden, aber seltenen, ebenfalls von den Alpen her ausklingende (dealpine) Arten wie das Reckhölzle. Diese und ökologisch ähnliche Pflanzen müssen wohl – wie die Wald-Kiefer – spät- und frühnacheiszeitlich aus ihren etwas wärmeren Überdauerungsgebieten auf die Alb eingewandert sein und sich zunächst ziemlich großflächig angesiedelt haben. Heutzutage existieren sie eben nur noch reliktsch, mit zerstückeltem Areal, und sehr gefährdet vor allem dort, wo sie in nahe gelegene Kalkmagerrasen ein wenig vordringen können. Die auffallend grob-breitplattige Borke der Felskiefern lässt einen genetisch eigenständigen Typ vermuten. Dies zu prüfen und gegebenenfalls zu vermehren, ist umso dringlicher, als sie bei ihrer freien Lage Luftschadstoffen besonders ausgesetzt sind.

Ein oder gar der Glanzpunkt der Albvegetation ist die **Steppenheide**, nicht nur um ihrer Eigenart und Schönheit willen, sondern auch dank ihrer Einbettung in die gesamte Landschaft am Trauf und am Donaudurchbruch. Berühmt ist sie aber auch aus wissenschaftlichen Gründen. Der Begriff wurde zunächst bekannt, wenn auch nicht immer richtig

aufgefasst, durch die gedankenreichen Arbeiten Robert GRADMANNS. Er entdeckte schon 1898 an ihr die landschaftliche Koinzidenz von vormittelalterlich erschlossenen Gebieten und Vegetation. Er leitete aus diesem sog. Steppenheide-Phänomen (zu einer Zeit, als es noch keine strenge Pollenanalytik gab!) kausale Erklärungen ab, die wissenschaftlich gerade dank der Verknüpfung von Pflanzendecke und Siedlungsgeschichte als „Steppenheide-Theorie“ ungemein anregend wirkten, wenn auch diese – nicht der Befund als solcher – über die Jahrzehnte hin revidiert werden musste.

Steppenheide ist ein Mosaik von Pflanzengesellschaften, das nicht einfach zu durchschauen ist und manchmal eher als „Durcheinander“ von Pflanzen unterschiedlicher Ansprüche erscheint (Abb. 10). Der Grund liegt nicht in regellosem, ja regelwidrigem Verhalten der Arten, sondern in dem häufig kleinflächigen Wechsel der Bodenverhältnisse. Da gibt es Flechten als Pioniere auf bloßem Gestein; Spuren von Feinerde lassen Moose aufkommen, die bei weiterer Anreicherung in Konkurrenz zu Mauerpfeffer-Arten mit Wasserspeichern stehen. In engen Spalten können sich lichtbedürftige, kleinwüchsige Eiszeitrelikte wie Felsen-Hungerblümchen und Kugelschötchen behaupten; tiefwurzelnde Gehölze, z.B. die Felsenmispel, nutzen die Feinerde gröberer und tieferer Spalten und scheinen dann zuweilen aus der Wand hervorzubrechen. Schließlich entscheidet die Gründigkeit, ob niederwüchsige Trockenrasen verschiedenen Typs oder schließlich der eigentliche Kern der Steppenheide, nämlich Gesellschaften der Trifolio-Geranietae, sich entwickeln kann. Charakteristisch sind viele hoch- oder wenigstens mittelwüchsige Stauden mit etwas höheren Ansprüchen an den Bodenwasserspeicher (Abb. 11). Das Inventar ist reich: Laserkraut und mehrere weitere Doldenblütler, Blut-Storchschnabel, Purpur-Klee u.v.a.. Die meisten dieser typischen Steppenheide-Pflanzen blühen erst im Sommer zu einer Zeit, wo für Insekten sonst wenig Blummahrung zu finden ist. Wo sich diese gleichsam nutzungsfeindlichen Arten dennoch in die bäuerliche Kulturlandschaft hinein ausbreiten konnten, bilden sie ökologisch erwünschte Säume zwischen Wald mit Strauchmantel und Wegen, Äckern und Wiesen.

Die an Schwingel reichen **Schafweiden** (*Gentiano-Koelerietum*) sind auch heutzutage noch gebietsweise landschaftsprägend (Abb. 12). Gute Weiden können und müssen mehrmals im Jahr befahren werden. Es wäre ein Irrtum anzunehmen, sie würden dadurch an Arten verarmen; es finden sich durchaus 40 - 50 Gefäßpflanzen auf Probeflächen von 20 m², dazu etliche Kryptogamen. Es sind eben Individuen von genetisch kleinwüchsigen Arten wie Frühlings-Enzian und solche von potentiell höheren, die durch den Verbiss in Schach gehalten werden, aber dennoch zur Fortpflanzung gelangen. Dazu kommen Kleinstlebensräume, etwa von Thymian überzogene Ameisenhügel, an denen wiederum Erdspechte picken können, so dass sich eine Fülle von Nischen auftun. Dies wird gesteigert durch die Neigung zur Sukzession in Richtung Gesträuch und Gehölz: der weidfeste Wacholder, früher vom Schäfer mit der Schippe entfernt, pflegt heutzutage – freilich sehr langsam – zuzunehmen; in seinem Schutz kommen durch Vögel, Mäuse oder Wind eingetragene Gehölze hoch. Es entstehen in doppeltem Sinne bunte Stadien, welche auf lange Sicht allerdings zu dicht werden, die Schafe meiden sie; besonnene Pflegeeingriffe werden nötig. Bei früherer Unterbeweidung konnten tief beastete Weidbuchen hochkommen - auf der Alb wie im Schwarzwald, dort aber in Borstgrasrasen bei Besatz mit Wäldervieh. So entstanden strukturell ähnliche Landstriche, die noch ihre Kulturgeschichte bezeugen und uns heute von mäßigem materiellem, aber hohem ideellem Wert sind.

Literaturhinweise

- 1) BREUNIG, TH. & DEMUTH, S. (1999): Rote Liste der Farn- und Samenpflanzen Baden-Württembergs. - Reihe Naturschutzpraxis, 160 S. Hg.: Landesanstalt f. Umweltschutz Baden-Württemberg, Karlsruhe.
- 2) Geologische Schulkarte von Baden-Württemberg 1:1000000.- Hg.: Landesamt f. Geologie, Rohstoffe u. Bergbau Baden-Württemberg, Freiburg i.Br. 12. Aufl. 1998. Erläuterungen 142 S.
- 3) GRADMANN, R. (1898, 1950): Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb.- 2 Bd.; 1. Aufl. Bd. 1, 376 S. u. Tafeln; 4. Aufl. Bd. 1, 449 S. + 74 Tafelseiten. Stuttgart.
- 4) HERTER, W. (1996): Die Xerothermvegetation des Oberen Donautals.- Projekt „Angewandte Ökologie“ Bd. 10, 274 S. Hg.: Landesanstalt f. Umweltschutz Baden-Württemberg, Karlsruhe.
- 5) MÜLLER, S. et al. (1967): Südwestdeutsche Waldböden im Farbbild.- Schriftenreihe Landesforstverwaltung Baden-Württemberg 23, 71 S. u. 120 Taf. mit erläuterndem Text. Stuttgart.
- 6) OBERDORFER, E. (2001): Pflanzensoziologische Exkursionsflora.- 8. Aufl. (unter Mitarbeit von A. SCHWABE & T. MÜLLER), 1051 S. Stuttgart.
- 7) PFÜNDEL, T., WALTER, E. & MÜLLER, T. (2000): Die Pflanzenwelt der Schwäbischen Alb.- 2. Aufl., 239 S., 322 Farbbilder. Stuttgart.
- 8) WERNER, J. (1959): Zur Entstehung der Terra fusca (= Brauner Karbonatboden) auf der Schwäbischen Alb.- Mitt. Verein forstl. Standortskd. u. Forstpflanzenzüchtg. 8, 43-45. (Auszug aus Diss. Stuttgart)
- 9) WILMANN, O. (1998): Ökologische Pflanzensoziologie.- 6. Aufl., 405 S. Wiesbaden.
- 10) Es sei auch auf die 4 reich bebilderten Bände über die Naturschutzgebiete in den baden-württembergischen Regierungsbezirken aufmerksam gemacht (erschieden im Verlag Thorbecke, 1995 bis 2002).

Alle Farbaufnahmen: O. Wilmanns

Eingang des Manuskripts: 30.11.03

Anschrift der Verfasserin: Prof. Dr. Otti Wilmanns, Mattenweg 9, 79856 Hinterzarten

Der Silberreiher (*Egretta alba*) – neuerdings regelmäßiger Gastvogel auf der Baar mit Überwinterungsnachweis für den Winter 2002/2003

von Helmut Gehring

1. Einleitung

In den Ornithologischen Schnellmitteilungen für Baden-Württemberg (Oktober 2002) sind für das Jahr 2002 über 40 Feststellungen von Silbereihern in Baden-Württemberg dokumentiert. Dies führte zum Hinweis, dass künftig nur noch Beobachtungen von 3 und mehr Individuen veröffentlicht werden. In den 1990er Jahren wurden in diesen Mitteilungen Silberreiher noch als absolute Besonderheit dargestellt. Was ist geschehen?

2. Zur Verbreitung des Silberreihers

Der Silberreiher ist außerhalb Europas eine weit verbreitete Reiherart. Er brütet in weiten Bereichen Asiens, Afrikas und Amerikas. Die Brutvorkommen in Europa befinden sich überwiegend im Südosten. Dort brütet er in ausgedehnten Schilfgebieten. Uns am nächsten sind die Brutvorkommen in Österreich am Neusiedler See und in Ungarn.

Dem Zugverhalten nach sind die europäischen Silberreiher als Kurzstreckenzieher oder gar Standvögel zu bezeichnen. D.h. sie legen auf dem Weg in ihre Überwinterungsgebiete nur relativ kurze Strecken zurück oder sie versuchen, in ihrer Brutheimat zu überwintern. Ihre Hauptüberwinterungsgebiete liegen im nördlichen Mittelmeerbereich und an der Schwarzmeerküste (BAUER & BERTHOLD 1996).

3. Bestandsentwicklung und Ausbreitungstendenz

Um 1900 war der Silberreiher in seinen südosteuropäischen Brutgebieten fast ausgerottet. Wegen der schmackhaften Reiherfedern wurde die Art stark verfolgt. Nach wechselhaften Bestandsentwicklungen setzte in den 1970er Jahren eine deutliche Bestandserholung in Ungarn ein. Auch in Österreich nahm der Brutbestand des Silberreihers nach 1990 deutlich zu. Die Zahl der brütenden Silberreiher in Ungarn und Österreich wird derzeit zusammen auf etwa 1000 Brutpaare geschätzt. Neuansiedlungen in der Slowakei deuten auf eine Ausdehnung des Brutareals nach Westen hin (BAUER & BERTHOLD 1996).

Ab Mitte der 1980er Jahre wurde am Bodensee und in anderen Teilen Deutschlands eine Zunahme der Silberreiherbeobachtungen außerhalb der Brutzeit registriert. Mittlerweile liegen aus nahezu allen Teilen Baden-Württembergs Herbst- und Winterfeststellungen vor. Seit 1993 gibt es regelmäßige Überwinterungsnachweise für das Bodenseegebiet (MITREITER 1999). Auch auf der Baar tritt der Silberreiher seit einiger Zeit regelmäßig als Rastvogel auf.



Abb. 1: Silberreiher in den „Faulen Wiesen“ bei Donaueschingen im Mai 2001 (Foto: Gehring)



Abb. 2: Silberreiher in der Riedbaar bei Neudingen, November 2002 (Foto: Gehring)



Abb. 3: Silberreiher in der Riedbaar, Februar 2002 (Foto: Gehring)



Abb. 4: Riedbaar bei Neudingen, Februar 2003 (Foto: Gehring)

4. Chronologie des Auftretens auf der Baar

- Erstbeobachtung eines Silberreiher im Winter 1984/85 an der Donau bei Gutmadingen
- Danach nur sehr vereinzelte Beobachtungen
- Ende der 1990er Jahre regelmäßiger Feststellungen von Silberreihern zwischen September und April im Bereich der Riedbaar. Die Vögel hielten sich jeweils nur einige Tage hier auf.
- Für das Jahr 2002 liegt ein durchgehender Beobachtungsnachweis eines Silberreihers für die Monate Februar und März vor. Der Vogel hielt sich vor allem an der Donau bei Neudingen auf.
- Im September 2002 rasteten erstmals mehrere Silberreiher auf der Baar für längere Zeit. Die Entwicklung der Zahl anwesender Vögel danach zeigt Abbildung 5. Das Diagramm belegt eine durchgehende Überwinterung.

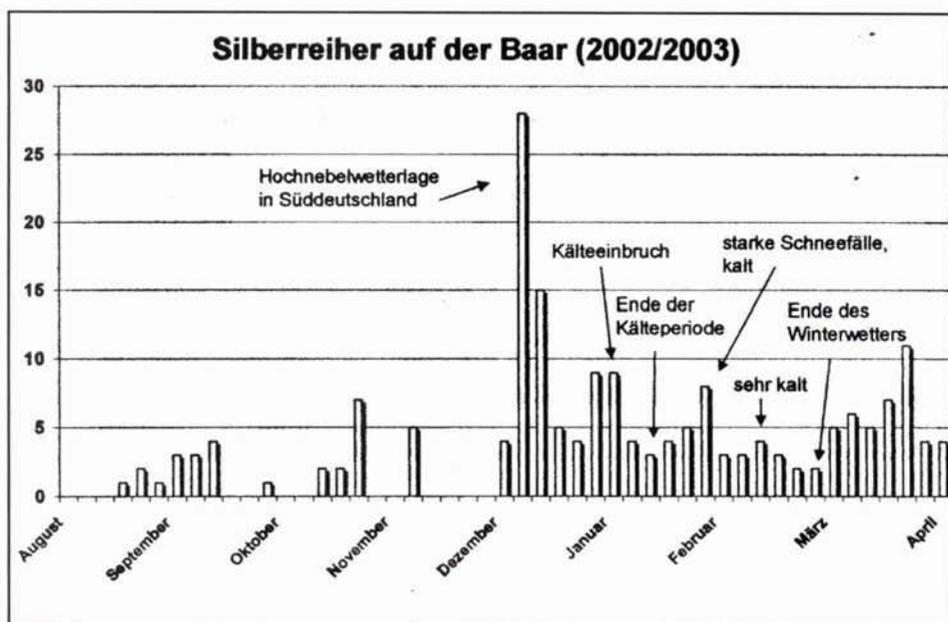


Abb.5: Dargestellt sind die Pentadenmaxima des Silberreihers auf der Baar. Die Daten bis Anfang Dezember basieren auf Zufallsbeobachtungen. Danach wurden die Silberreiher systematisch erfasst. (Beobachter: R.u.H. Dannert, G.u.H. Ebenhöf, H. Gehring, H. Kaiser, C.u.H. Pelchen, F. Zinke)

5. Angaben zu den Beobachtungen 2002/03

- Am 9.12.02 herrschte in Süddeutschland eine Hochnebelwetterlage vor, die zu einem Zugstau bei Zugvögeln führte. Es ist anzunehmen, dass dies die Erklärung für die hohe Zahl an Silberreihern in der 2. Dezemberpentade ist. 25 Silberreiher rasteten am 9.12. im Bereich des Hüfingers und des Mittleren Riedsees.

- Der Winter 2002/03 war zunächst ein „milder Winter“. Bis Anfang Januar gab es kaum Tage mit Frost und die Temperaturen lagen bis Ende Januar etwa 6°C über dem langjährigen Mittelwert, obwohl Mitte Januar für einige Tage Dauerfrost mit Tiefsttemperaturen um minus 18°C herrschte. Bis Ende Januar gab es kaum Schnee. Dann setzten starke Schneefälle ein und führten zu einer geschlossenen Schneedecke von ca. 20 cm. Mitte Februar kam starker Frost hinzu, so dass nahezu alle Gräben auf der Riedbaar zufroren. Nur die Stille Musel und der Quellgraben bei Donaueschingen waren danach noch eisfrei. Auch die Donau war teilweise zugefroren. Ende Februar endete das winterliche Wetter. Es setzte Schneeschmelze ein. Die Angaben zum Wetter in Abb. 5 könnten eine Erklärung für die schwankenden Zahlen der rastenden Silberreiher sein.
- Bis Mitte Oktober suchten die Silberreiher fast ausschließlich Wiesen zur Nahrungsaufnahme auf. Aufgrund einer hohen Dichte der Feldmaus fanden sie hier reichlich Nahrung. Ein genauer beobachteter Silberreiher hat im Bereich des Ankenbucks innerhalb von 15 Minuten drei Mäuse erbeutet. Derartige Beobachtungen wiederholten sich in den darauffolgenden Tagen.
- Ab Anfang Dezember nutzten die anwesenden Vögel vor allem die nicht zugefrorenen Gräben der Riedbaar als Nahrungshabitat. Am 12.1.03 erbeutete ein Silberreiher in einem Graben beim Öschberghof bei -16°C innerhalb von 20 Minuten 7 kleinere Beutetiere. Darunter waren mit Sicherheit kleine Fische. Es kommen aber auch Larven von Wasserinsekten als Nahrung in Frage. Der Silberreiher konnte bis zum 25.1. regelmäßig an diesem Graben beobachtet werden. Dabei teilte er sich das Nahrungsangebot mit einem Eisvogel, der hier zur gleichen Zeit wiederholt bei der erfolgreichen Jagd auf Fische beobachtet werden konnte.
- Nachdem Mitte März der Unterhölzer Weiher auftaute, hielten sich die Silberreiher nahezu ausschließlich hier auf. Abbildung 10 zeigt die Nutzung verschiedener Nahrungshabitate durch die überwinterten Silberreiher.
- Die anwesenden Silberreiher verhielten sich sehr ortstreu. Sie hielten sich über mehrere Tage oder gar Wochen hinweg als „Einzelgänger“ im gleichen Gebiet, man könnte von „Rastrevieren“ sprechen, auf. Die Verbreitung der Silberreiher auf der Baar Ende Januar 2003 zeigt Abbildung 11.

6. Erklärungsversuche

Es ist denkbar, dass die Zunahme der Silberreiherbeobachtungen in Mitteleuropa die Folge der deutlichen Erhöhung der Brutbestände im östlichen Mitteleuropa (Österreich und Ungarn) ist. Einiges deutet auf eine Arealausdehnung der Art in westlicher Richtung (BAUER & BERTHOLD 1996) hin.

Allerdings könnte auch die Abfolge mehrerer „milder Winter“ in Mitteleuropa während der letzten Jahre das Zug- und Rastverhalten der Silberreiher verändert und zu einer Begünstigung des nach Westen gerichteten Zugverhaltens geführt haben.

Wahrscheinlich ist die positive Entwicklung der Brutbestände und die Aufeinanderfolge mehrerer „milder Winter“ Ursache für das verstärkte Auftreten von Silberreihern in Mitteleuropa und auch auf der Baar.

Die Untersuchungen zur Nutzung verschiedener Nahrungshabitate zeigen erneut die ökologische Bedeutung der Wiesen der Riedbaar. Bis Mitte Oktober suchten die Silberreiher

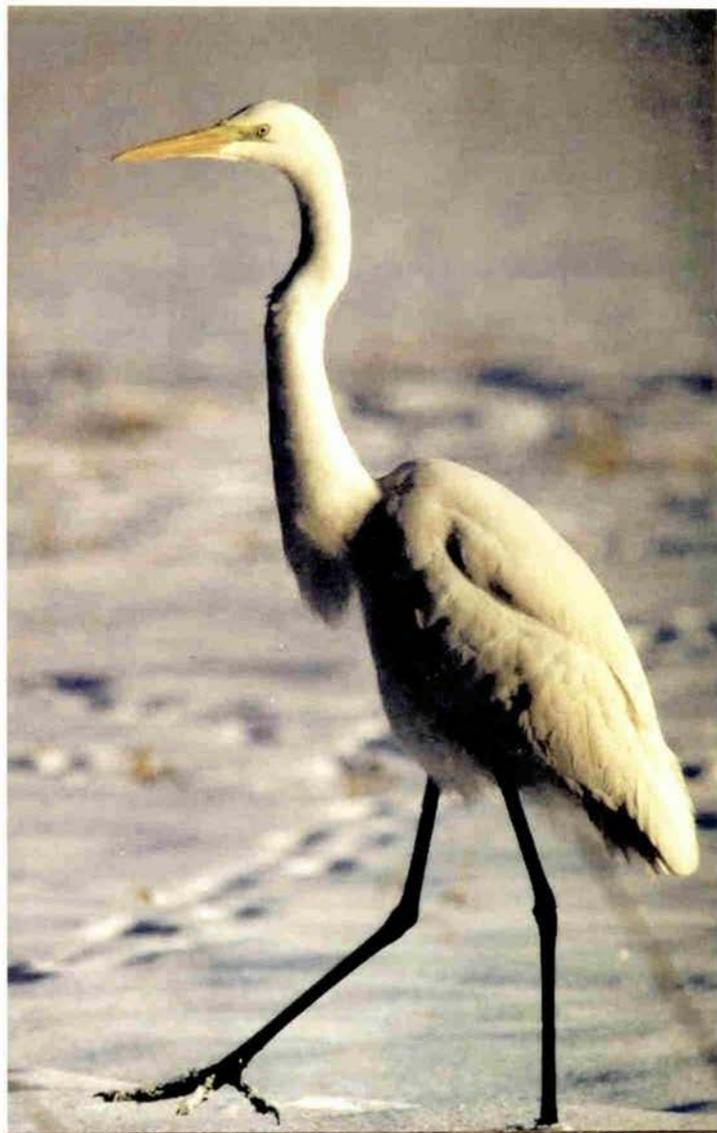


Abb. 6: Silberreiher im Großen Ried bei Donaueschingen, Februar 2003
(Foto: Gehring)

nahezu ausschließlich auf Wiesen nach Nahrung. Etwas überraschend spielten Entwässerungsgräben eine entscheidende Rolle für die Ernährung im Mitwinter.

Es zeigte sich ferner, dass Silberreiher sehr flexibel bei der Nutzung günstiger Nahrungshabitate sind. Dies ist sicher auch ein Grund für die Ausbreitungs- und Überwinterungstendenz der Art in Mitteleuropa.



Abb. 7: Silberreiher beim Ankenbuck, Januar 2003 (Foto: Gehring)



Abb. 8: Silberreiher in einem Graben beim Öschberghof, Januar 2003 (Foto: Gehring)



Abb. 9: Silberreiher im Großen Ried bei Donauschlingen, Februar 2003 (Foto: Gehring)

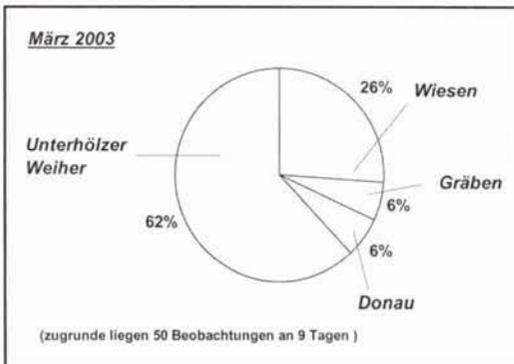
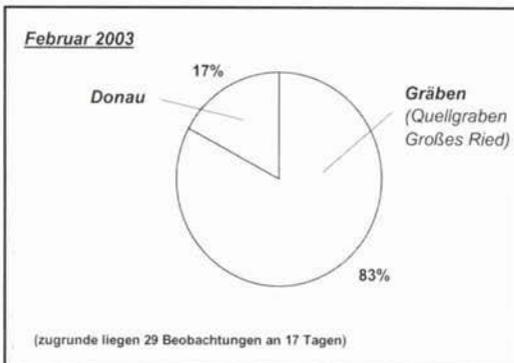
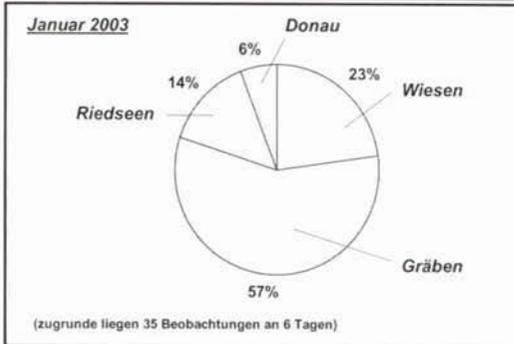
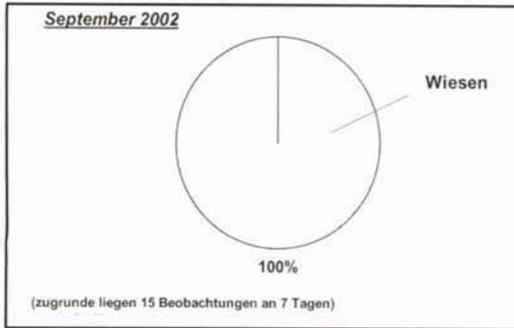


Abb.10: Nutzung verschiedener Nahrungshabitate durch den Silberreiher

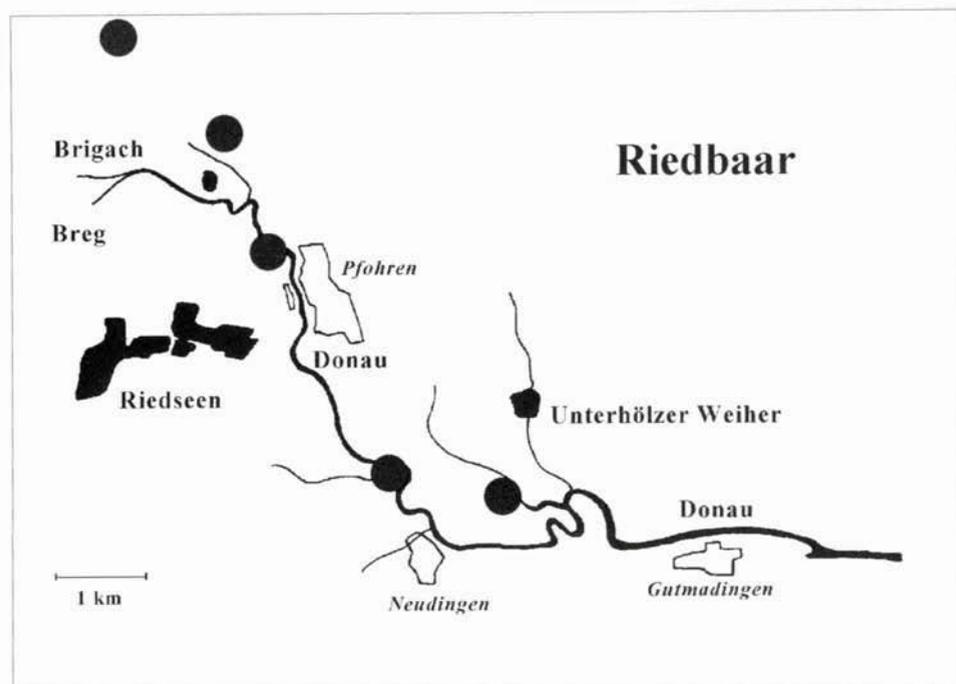


Abb. 11: Vorkommen des Silberreiher auf der Baar Ende Januar 2003

Schrifttum

- BAUER, H.-G. & P. BERTHOLD (1996): Die Brutvögel Mitteleuropas – Bestand und Gefährdung, Aula-Verlag Wiesbaden: Seite 38.
- HÖLZINGER, J. & U. MAHLER (2002): Aktuelle Beobachtungen im Jahr 2002 - Ornithologische Schnellmitteilungen für Baden-Württemberg Neue Folge 70 (Oktober 2002): Seiten 4-5.
- MITREITER, R. (1999): Silberreiher - *Egretta alba*. In: HEINE, G., JAKOBY, H.
- LEUTZINGER, H. & STARK, H.: Die Vögel des Bodenseegebietes. Orn. Jh. Bad.-Württ. 14/15: Seiten 216-218.

Eingang des Manuskripts: 10.5.2003

Anschrift des Verfassers: Dr. Helmut Gehring, Königsberger Str. 30, 78052 VS-Villingen

Das Grundgebirge der Baar I: Der Steinbruch im GropPERTal

von Wolfhard Wimmenauer

Das Schwarzwälder *Grundgebirge* tritt in der Baar nur an wenigen Stellen zutage. Brigach, Breg und Wutach haben jeweils ihre Täler oder Schluchten in die Schichten des *Deckgebirges* eingetieft und dessen

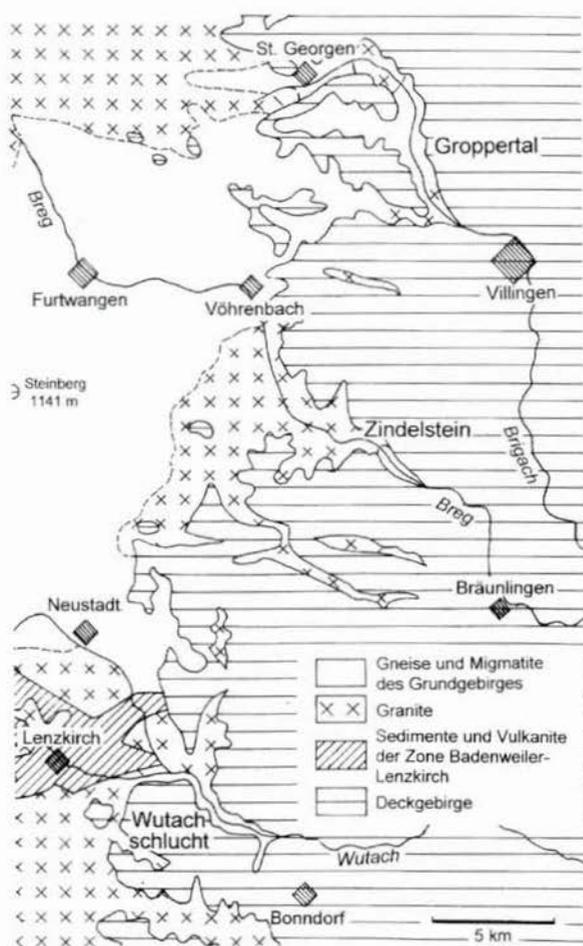


Abb. 1: Lageskizze der in diesem und den folgenden Aufsätzen behandelten Grundgebirgsaufschlüssen der Baar (GropPERTal, Zindelstein, Wutachschlucht). Entwurf: W. Wimmenauer

Unterlage freigelegt (Abb. 1). In dem vorliegenden und zwei folgenden Aufsätzen werden am Beispiel dreier solcher Aufschlüsse die wichtigsten Gesteine, ihre Entstehung und gegenseitigen Verhältnisse behandelt. Der abschließende Vergleich wird zeigen, dass jeweils ein besonderer, von den anderen Gebieten verschiedener Anschnitt des Grundgebirges vorliegt.

Der Steinbruch im GropPERTal (zwischen Villingen und Peterzell) erschließt in idealer Weise die Beziehungen zwischen den alten Gesteinen des Grundgebirges und ihrer jüngeren Überdeckung (Abb. 2). Im obersten Teil der 40 m hohen Steinbruchwand, gerade gegenüber der Einfahrt zum Bruch, liegt dunkelroter, deutlich geschichteter *Buntsandstein* etwa horizontal auf Gneis; in einem Mitte 2003 offen liegenden Bereich darunter tritt eine weiß und rot gebänderte Gesteinseinheit zu Tage, die beim Abbau eine auffallend glatte Bruchfläche gebildet hat. Weiter links durchsetzt eine hellgraue, vergleichsweise kompakt erscheinende Masse von *Granit-*



Abb. 2: Steinbruch im Gropptal, Zustand Juni 2003. Stark zerklüfteter Gneis, darüber Arkose-schichten des Rotliegenden (rechte Bildhälfte) und Buntsandstein. Eine in spitzem Winkel zur Bruchwand verlaufende Verwerfung hat Rotliegendes und Buntsandstein gegenüber dem davor liegenden, stark zerrütteten Gneis relativ abgesenkt. (Foto G. Reichelt)



Abb. 3: Unregelmäßige Rippelmarken auf einer Schichtfläche im Buntsandstein. Breite des Bild-ausschnittes 0,8 m. (Foto G. Reichelt)

porphy als Gang mit ungefähr vertikalen Grenzen den *Gneis* vom Boden bis zur Oberkante des Steinbruchs. Demgegenüber zeigt sich der *Gneis* fast überall scheinbar chaotisch zerspalten und zerrissen.

Unsere Betrachtung beginnt mit der jüngsten sichtbaren Gesteinseinheit, dem *Buntsandstein*. Aus der Ferne ist die Gliederung in dezimeter- bis meterdicke Schichten deutlich wahrnehmbar; Schrägschichtung und Rippelmarken, die an herabgestürzten Blöcken manchmal zu sehen sind, sind Zeugnisse der Ablagerung des Sandes aus bewegtem Wasser (Abb. 3). Schichtweise treten auch Gerölle aus Quarzit und anderen quarzreichen Gesteinen auf. Sie stammen aus dem weit entfernten Herkunftsbereich des Sandes und nicht hauptsächlich aus dem unmittelbaren, aus *Gneis* bestehenden Untergrund. Nach aller Erfahrung im Schwarzwald hat sich der *Buntsandstein* auf einer weiten, nahezu ebenen Fläche abgelagert, die aus den Gesteinen des Grundgebirges (*Granit*, *Gneis*) und, gebietsweise, auch aus Sedimenten und Vulkaniten des *Karbons* und *Perms* besteht. Die Fläche ist Erzeugnis einer weithin und konsequent wirkenden *Abtragung*, die vor der Ablagerung des *Buntsandsteins* vollendet war. Dabei müssen gewaltige Volumina von Gestein entfernt worden sein, wurden doch *Granite* und *Gneise*, die ihre Prägung in Tiefen von bis zu mehreren Zehnern Kilometer Tiefe erfahren hatten, freigelegt, bevor der *Buntsandstein* sie wieder überdeckte.

Ein System von Rissen (geologisch „*Klüfte*“), die mehr oder weniger senkrecht zur Schichtung stehen, bestimmt die Gestalt der Sandsteinblöcke, die von der Bruchkante herabstürzen. Die *Klüfte* sind Wirkungen von Spannungen in der Erdkruste, die zum Zerreißen des Gesteins, aber nicht zu nennenswerten Störungen der Schichtlagerung geführt haben.

An den Oberflächen von Blöcken des soliden *Buntsandsteins*, wie er auch sonst am Westrand der *Baar* auftritt, zeigen sich im Sonnenschein viele, sehr helle Glanzlichter, die von glatten, stark reflektierenden Partikeln im Gestein ausgehen.

Schon mit einer starken Lupe ist erkennbar, dass es sich hier um Kristallflächen von *Quarz* („*Bergkristall*“) handelt, dem Mineral, das auch die Hauptmasse der sonst runden und matten Sandkörner im Gestein bildet. Wasser, die nach der Ablagerung des Sandes darin zirkulierten, haben *Kieselsubstanz* aus verwitternden Mineralen gelöst und in den Zwischenräumen der Sandkörner in kristalliner Form wieder abgesetzt. Der Prozess hat nur die massiveren, quarzreichen Bänke des *Sandsteins*, aber weder den darunter liegenden *Gneis*, noch das *Rotliegende*, auf das anschließend eingegangen wird, betroffen.

Das durch sein Bruchverhalten ausgezeichnete, weiße und rote Schichtpaket unmittelbar unter dem *Buntsandstein* besteht auch aus einem *Sandstein*, der aber von jenem durch einen hohen Gehalt an *Feldspat* und dessen Verwitterungsprodukten verschieden ist („*Arkose*“ im Sprachgebrauch des Geologen). *Klüfte* sind in diesem Gestein nicht entwickelt; es ist so wenig verfestigt, dass es den Kräften, die den darüber liegenden *Buntsandstein* zerklüftet haben, bruchlos nachgeben konnte. Die reichlich vorhandenen *Tonminerale* bedingen maßgeblich die Farbe der weißen Schichten; in den rötlichen Schichten ist fein verteilter *Hämatit* (Fe_2O_3) das zusätzliche Pigment. Einige *Gneisgerölle* stützen, neben dem allgemeinen Gesteinscharakter, die Annahme, dass dieses Schichtpaket dem *Rotliegenden* zugeordnet werden kann. Sein Material lässt sich, anders als das des *Buntsandsteins*, von Grundgebirgsgesteinen aus der näheren Umgebung ableiten.

Ganz anders als die Schichtgesteine des Deckgebirges stellen sich die Gesteine des Grundgebirges dar. Der *Granitporphyr*, der etwa in der Mitte des Bruches durch seine helle Farbe und, mit seiner Umgebung verglichen, geringere Zerklüftung deutlich hervortritt, repräsentiert hier die Kategorie der *magmatischen Gesteine* (Abb. 4). Das mit seiner Zusammensetzung dem Granit äquivalente Gestein besteht aus Einsprenglingen von Feldspat (bis zentimetergroß), Quarz und Glimmer in einer für das bloße Auge „dicht“ erscheinenden Grundmasse, die ebenfalls aus Quarz und Feldspat zusammengesetzt ist. Nur in der Nähe der Kontakte zum Gneis werden die Einsprenglinge spärlicher oder fehlen ganz. Das Gestein ist als schmelzflüssige Masse von etwa 900°C Temperatur aus der Tiefe aufgedrungen und hat sich als *Gang* im Gneis verfestigt. Von der Abtragung vor Ablagerung des Buntsandstein wurde es mit erfasst, jedoch war früher zeitweise zu erkennen, dass es auf der Erosionsfläche als wenige Meter hoher Felsbuckel hervortrat.

In der näheren Umgebung des Gropptals durchsetzen viele Granitporphyrgänge die nördlich und westlich der Baar liegenden Granite von Triberg und Eisenbach; sie erweisen sich damit im Rahmen des Grundgebirges als sehr junge, in das Oberkarbon zu stellende Bildungen.

Der *Gneis*, das Hauptgestein des Steinbruchs, erscheint in einem auch für den Schwarzwald ungewöhnlichen Grade zerrissen und zertrümmert. Zahllose Spalten, die nicht nur Klüfte, sondern sichtbar auch *Bewegungsflächen* sind, durchsetzen die Gesteinsmasse, anscheinend chaotisch, in vielen Richtungen (Abb. 2). Sie trennen keil- oder fischförmige oder ganz unregelmäßig-kantige Gesteinskörper voneinander; unversehrtes Gestein ist nur in dezimeter- bis höchstens metergroßen Restbereichen noch vorhanden. Die Bewegungsflächen sind teils eben, teils aber auch gekrümmt; vielfach sind sie in besonderer Weise geglättet und glänzend (sogenannte „Harnische“). Striemen und Riefen auf solchen Flächen können dem Geologen Auskunft über die Richtung der zuletzt stattgefundenen Bewegungen geben. Die Harnischflächen haben Beläge aus Glimmer und verwandten, blätterigen Mineralen; manchmal sind sie durch etwas Graphit dunkel pigmentiert. Sonst zeigen sich auf den Rissen und Bruchflächen des Gesteins vielfältige graue, braune oder rostgelbe Farben, die oxidischen Mineralen des Eisens angehören und unterschiedliche Zersetzungs- und Verwitterungszustände des Gesteins anzeigen.

Alle diese Erscheinungen belegen, dass die Gneise des Gropptals starken und wiederholten tektonischen Bewegungen der Erdkruste unterworfen waren. Die für das jetzige Bild maßgeblichen trafen das Gestein im starren Zustand und bei relativ niedrigen Temperaturen (unter etwa 300°C) an. Offenbar wurde der Granitporphyr davon weniger und der Buntsandstein fast gar nicht betroffen; die Einebnung der Landschaft vor dessen Ablagerung hat die Zertrümmerung der Gneise fast ignoriert. Lediglich in einem Bereich mit besonders starkem Zerfall der Gneise scheint sich örtlich eine flache Mulde gebildet zu haben, in der die Sedimente des Rotliegenden abgelagert wurden.

Für die Nutzung der Gneise als Schotter und Splitt ist die tektonische Vorbereitung aber ein Vorteil; einen großen Teil der sonst für die Zerkleinerung aufzuwendenden Energie hat die Natur gleichsam vorweggenommen. Durch geeignetes Brechen, Sieben und Waschen gelingt es, Gesteinsbruchstücke verschiedener Größenklassen zu erhalten, bei denen die größeren dann auch die „eigentlichen“ petrographischen Erscheinungen der Gneise erkennen lassen. Feldspäte, besonders Plagioklas, Quarz und Glimmer sind, in verschiedenen Mengenverhältnissen, die Hauptbestandteile. Häufig kommen auch das Mineral Cordierit bzw. seine matt dunkelgrünen Umwandlungsprodukte hinzu. Glimmerreichere



Abb. 4: Granitporphyrgang im Gneis. Der Gang hebt sich durch seine hellere Farbe und geringere Zerklüftung vom umgebenden Gneis ab. (Foto G. Reichelt)



Abb. 5: Aufschluss im nördlichen Teil des Steinbruchs um 1980. Deutlich erkennbare Schichtstrukturen im Gneis (hell: ursprüngliche Grauwacken; dunkel: desgl. Tonsteine). Breite des Bildausschnitts im Vordergrund 1,2 m. (Foto W. Wimmenauer)



Abb. 6: Detail im nördlichen Abschnitt der Verwerfung (vgl. Abb. 2). Kleinstückiger Zerfall des Gneises nahe der Verwerfung und, weiter unten, dichte Zerklüftung. Oberhalb der Verwerfung die Schichten des Buntsandsteins. (Foto G. Reichelt)

Gneise zeigen sehr deutlich die für metamorphe Gesteine charakteristische *Schieferung*, das heißt eine Parallelanordnung der Minerale, die das Bruchverhalten mit bestimmt.

Unveränderter Gneis ist heute nur an wenigen Stellen des Steinbruchs in größerem Zusammenhang zu sehen. Indessen waren in den achtziger Jahren im damaligen Nordabschnitt des Bruches Strukturen im Gneis zu erkennen, die sich als Wechsellagerung verschiedenartiger *Schichten* des vormetamorphen Ausgangsmaterials deuten ließen (Abb. 5). Die mineralische und chemische Zusammensetzung dieser Schichten verweisen auf Grauwacken und tonige Grauwacken bis Tone, eine Gesteinsgesellschaft, die aus unmetamorphen Bereichen als Ablagerung im Meer bekannt ist. Sie findet sich charakteristisch in Becken, in welche sehr reichlich Erosionsprodukte rasch aufsteigender Gebirge eingetragen wurden. Dabei entstehen Schichten großer Mächtigkeit – ein Kriterium, das auch durch das große Volumen der Gneise solchen Ursprungs im Schwarzwald erfüllt wird. Durch tiefe Versenkung, Erwärmung auf etwa 600° C und gleichzeitige Durchbewegung entwickelten sich aus solchen Sedimenten die jetzt vorliegenden, metamorphen Gesteine („Paragneise“) mit den genannten Mineralbeständen und Gefügen.

Für die alten Sedimentgesteine – jetzt Paragneise – des GropPERTals liegt keine Datierung vor, doch kann in Analogie zu gleichartigen Gesteinen im Mittelschwarzwald an-

genommen werden, das sie im Ordovicium (vor ungefähr 450 Millionen Jahren = Ma) abgelagert wurden. Die Metamorphose erreichte ihren Höhepunkt vor etwa 340 Ma; der Granitporphyr dürfte einige Zehner Ma jünger sein.

Ein Teil der intensiven tektonischen Überarbeitung der Gneise des Gropfertals fällt in diesen Zeitraum, die Abtragung des Grundgebirges fand im Oberkarbon und Perm (300-225 Ma) statt. Anschließend wurde auf der dann eingeebneten Abtragungsfläche der Buntsandstein abgelagert.

Als relativ junges geologisches Ereignis ist die Bildung der *Verwerfung* anzusehen, die zur Zeit dieser Beschreibung (Juli 2003) in der Bruchwand gegenüber dem Eingang deutlich zu erkennen ist (Abb. 6). Sie versenkt, in spitzem Winkel zur Bruchwand etwa NE-SW verlaufend, den Buntsandstein und das Rotliegende im SE gegenüber dem Gneis im NW um einen nicht genauer anzugebenden Betrag; ein aus stark zertrümmertem Gneis bestehender Buckel erhebt sich, vom Beschauer aus gesehen, *vor* der Verwerfungsfläche; rechts und, weniger deutlich, auch links davon sind die Sedimente des Rotliegenden, gegenüber dem Gneisbuckel abgesenkt, in der Bruchwand zu sehen. Diese Verhältnisse werden aber bei fortschreitendem Abbau nicht lange Bestand haben.

Die wesentlichen, in dieser Beschreibung behandelten Erscheinungen sind ohne Weiteres vom Eingangsbereich des Steinbruchs aus zu sehen. Ohne spezielle Erlaubnis darf der Steinbruch nicht betreten werden.

Eingang des Manuskripts: 23.7.2003

Anschrift des Verfassers: Professor Dr. Wolfhard Wimmenauer, Rehhagweg 21, 79100 Freiburg

Die Darstellung der Herrschaft Schramberg auf der Pürschgerichtskarte des David Rötlin von 1564

von Günter Buchholz

Die Herrschaft Schramberg, um die Zeit der Herstellung der Pürschgerichtskarte im Besitz des Rochus Merz von Staffelfelden und – nach dessen Tod – seiner Frau Anna Mertzin, bestand aus den Ämtern Schramberg mit Sulgen, Aichhalden, Mariazell, Tennenbronn und Lauterbach. Tennenbronn gehörte allerdings nur teilweise zu Schramberg, teils zu Württemberg, das sich auch das Patronatsrecht über die Kirche in Tennenbronn sichern konnte.

Mittelpunkt der Herrschaft war das Schloss Hohenschramberg, das noch in einer Karte von 1788 zur *Historia Nigrae Silvae* des Abtes Gerbert von St. Blasien als intakte Festung gezeichnet wird, obwohl es schon 1689 durch französische Truppen endgültig zerstört worden war (Abb. 1). Auf dieser Karte habe ich die Herrschaftsorte unterstrichen, die uns auf der älteren Pürschgerichtskarte wieder begegnen werden. Der Marktflecken Schramberg, Lauterbach mit Sulzbach und das ebenfalls in Schwarzwaldtälern liegende Tennenbronn liegen außerhalb des Bereichs der Pürschgerichtskarte. Die Karte des David Rötlin zeigt die Gegend vor dem Wald und am Rande gerade noch die Waldgrenze/Baumgrenze des Schwarzwaldes (Abb. 2).

Auch die verhältnismäßig moderne Karte Gerberts zur Geschichte des Schwarzwaldes enthält noch anschauliche, zum Teil naiv gezeichnete bildnerische Elemente. Bei Weilern, die aus wenigen Häusern bestehen, wie die Vierhäuser auf schrambergischem Gebiet auf der Markung Sulgen (die Namen „Sulgau“ und „Sulgen“ waren damals austauschbar) oder etwa Heiligenbronn ist die genaue Zahl der Häuser sogar eingezeichnet (Abb. 3). Noch viel anschaulicher ist aber die Pürschgerichtskarte, die auch Menschen mit unterschiedlichem sozialen Hintergrund zeigt: Eselstreiber, Ratsdiener und auf dem Weg vom Friedrichsberg nach Sulgen einen Wanderer, der sich auf die fröhliche Einkehr ins Stabswirtshaus „Zur Linde“ (Abb. 4) freut. Oder ist es etwa ein gewappneter Gerichtsbote, der den Sulgenern etwas zu verkünden hat? Dann wäre hier eine politische Botschaft enthalten, denn der Bote käme dann nicht aus Schramberg, sondern innerhalb des Pürschgerichtsbezirks von Rottweil her, um einen Rottweiler Herrschaftsanspruch geltend zu machen.

Symbolisiert wird dieser Herrschaftsanspruch des Rottweiler freien Jagdbezirks und Totschlaggerichts durch überdeutlich dargestellte, annähernd pyramidenförmige Grenzsteine, die auf dem Hardt und den Friedrichsberg ein-, die Hutneck aber ausschließend, durch schrambergisches Gebiet führen und insbesondere den Feurenmooswald, ein ergiebiges Jagdgebiet, in die Rottweiler Interessensphäre einschließen. Rötlin verdeutlicht hier einen Machtanspruch, den die Freie Reichsstadt Rottweil zur Zeit der Herstellung der Karte gegenüber Schramberg gar nicht mehr aufrechterhalten konnte.

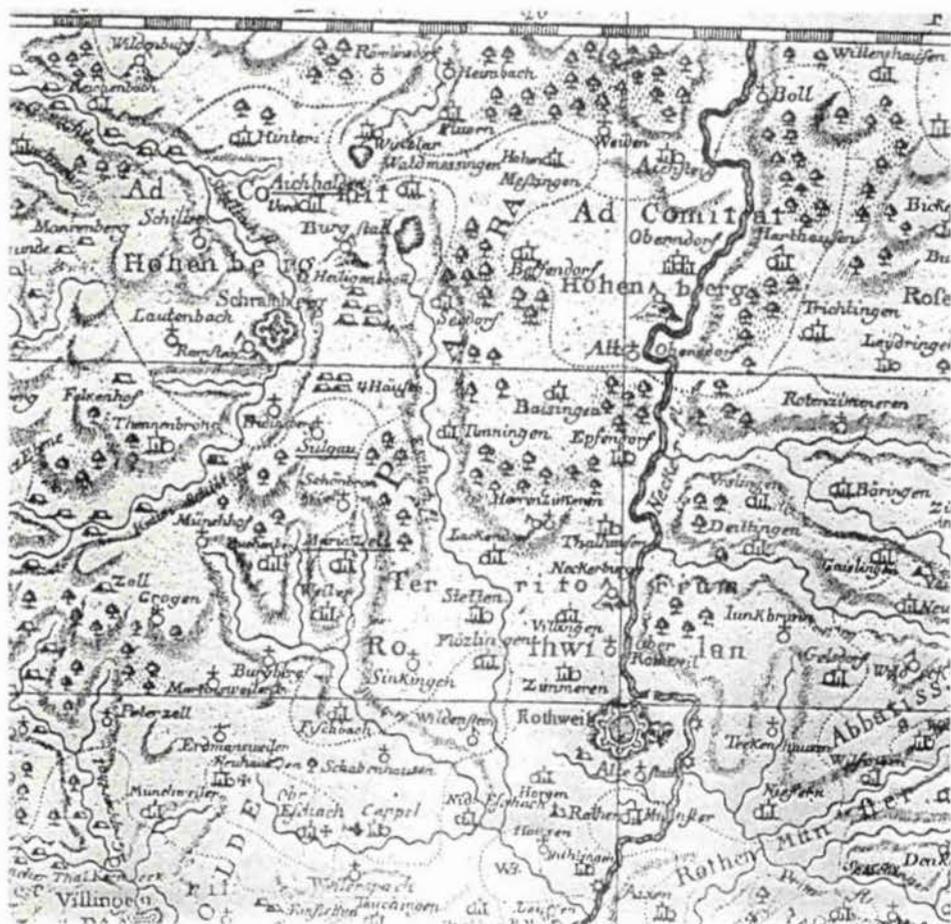


Abb. 1: Die Orte der Herrschaft Schramberg (unterstrichen). Ausschnitt aus Gerberts Karte zur „Historia nigrae silvae“ (1798)



Abb.3: Heiligenbronn und Vierhäuser (Ausschnitt aus der Gerbert'schen Karte)



Abb. 2: Gebiet der Herrschaft Schramberg (Ausschnitt der Rottweiler Pürschgerichtskarte). Unten Dunningen, oben Sulgen; Schramberg selbst ist im bewaldeten Tal versteckt, darüber, durch den Bildrahmen verdeckt, der Schlossberg mit Burg Hohenschramberg



Abb. 4: Sulgen (Ausschnitt der Rottweiler Pürschgerichtskarte). Erläuterung im Text



Abb. 5: Sulgen nach einer Farbpostkarte um das Jahr 1900 (Faksimile hgg. v. Verein Sulgener Selbständiger)



Abb. 6: Schönbrunn (Ausschnitt der Rottweiler Pürschgerichtskarte). Rötlin nimmt politisch Stellung und ordnet durch die Hirschstange den Ort Württemberg zu.

Das Dorf Sulgen, auf das sich der Wanderer, möglicherweise der Gerichtsbote, zubewegt, ist von Rötlin in der Darstellung auf wesentliche Merkmale reduziert. Eine lockere Ansammlung von Häusern, darunter stattliche Bauernhöfe, gruppieren sich auf die exponiert auf einem Hügel liegende St. Laurentiuskirche. Das Haus am Abhang neben der Kirche gibt es in seiner wesentlichen Struktur heute noch. Auch führt immer noch ein Weg bogenförmig unterhalb des Hauses vorbei. Bis vor wenigen Jahren befand sich hier das Gasthaus „Zur Linde“. Die Kirche selbst hat heute noch ihren markanten, vom Erdgeschoss aus gerechnet, dreistöckigen Aufbau mit dem charakteristischen Satteldach, noch ohne die Treppengiebel, die erst im Zuge der Erneuerung von 1825/26 angebracht wurden.

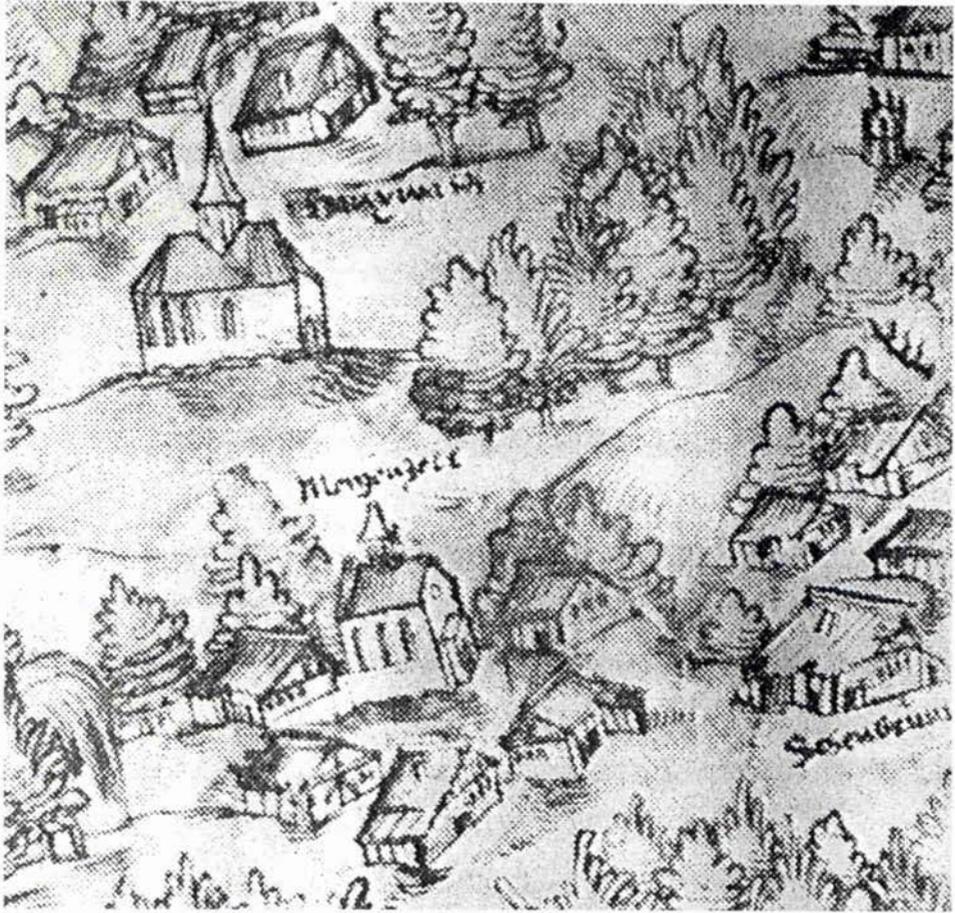


Abb. 7: Mariazell (Ausschnitt der Rottweiler Pürschgerichtskarte). Mergenzell = Mariazell. Statt der 12 Urhöfe zeichnet Rötlin nur fünf. Hausxwald = Hugswald mit der damaligen St. Erhards-Kirche.

Von den romanischen Fenstern im Turm, wie sie Rötlin gezeichnet hat, ist mit Ausnahme einer Öffnung, die seit 1658 als Eingang wahrscheinlich zur Bühne des damals verlängerten und erhöhten Kirchenschiffs benutzt wurde und 1825/26 beim Abbruch des betreffenden Kirchenschiffs zugemauert wurde, nichts mehr zu finden. Nicht realitätsgetreu scheint der Westchor zu sein. Auch ist es unwahrscheinlich, dass der hervorgehobene Eingang zum Turmchor der Haupteingang für die Laien war. Die Kirche besitzt heute noch den spätgotischen Turmchor. Nach Anbau eines geräumigen Schiffs und eines Chors mit Apsis, gewissermaßen neben den Turm, wurde dieser Turmchor zur Sakristei.

Von Sulgen aus führt der alte Kirchweg nach Dunningen (bis 1435 war dort die Mutterkirche der Sulgener Filiale) durch Hintersulgen über Heuwies und eine „Seegen“ (gemeint ist die „Stampfe“) nach Dunningen. Hier zeichnet Rötlin aus einer Perspektive, die einer Postkartenansicht aus dem Jahr 1916 ähnelt (Abb. 5). Wo sich aber 1564 der Pfarrhof, der stattlichste Bauernhof Sulgens, befand, kann aus Rötlin's Darstellung nicht erschlossen werden.



Abb. 8: Mariazell um 1530 (Augenscheinkarte)

Wenn wir nun einen anderen, nicht eingezeichneten Weg von Sulgen nach Mariazell nehmen, überschreiten wir bei Schönbronn eine Territorial- und Konfessionsgrenze und kommen auf württembergisches und evangelisches Gebiet. Doch zur Zeit der Entstehung der Pürschgerichtskarte war die Herrschaft über die Schönbronner Höfe nicht unumstritten. Rochus MERZ hatte sie als abgabepflichtig in sein Urbar, das Rechts- und Lagerbuch der Herrschaft Schramberg von 1549, übernommen. Die Schönbronner Bauern wollten aber von Abgaben und Frondiensten frei sein und fühlten sich Württemberg zugehörig. In diesem damals anstehenden Rechtsstreit bezieht Rötlin deutlich Stellung und zeichnet bei Schönbronn ein Hirschhorn als Zeichen der landesherrlichen Zugehörigkeit zu Württemberg ein (Abb. 6).

Enttäuschend für Heimatkundler/innen ist Rötlin's Darstellung des benachbarten Mariazell (Abb. 7). Das Dorf bestand aus 12 Urhöfen, alle im Dorf oder nahe am Ortsetter gelegen, dem Stabswirtshaus, dem Pfarrhof und wenigen kleinen Tagelöhnerhäusern. Hier sind indessen nur wenige Häuser typisiert abgebildet. Sie gruppieren sich um ein Gotteshaus,



Abb. 9: Der Schramberger Schlossberg, von Sulgen aus gesehen, am äußersten Rand der Rottweiler Pürschgerichtskarte. Der größere Teil der Burg wird vom Rahmen der Karte (oben rechts) verdeckt.

das weit weniger realistisch dargestellt ist als zumindest die Türme von Sulgen, Dunningen oder Stetten.

Ein Vergleich mit einer Augenscheinkarte von Mariazell, deren Anlass ein Streit mit der Abtei Rottenmünster (sie besaß Grundrechte in Locherhof und Rechte der Waldnutzung an der Grenze zu Mariazell) war, zeigt deutlich (Abb. 8), dass jene Karte von 1530 wirklichkeitsnäher ist und man die Untergeschosse des Mariazeller Kirchturms und die Sakristei der Kirche wiedererkennen kann. Sie sehen heute noch so aus. Das Kirchenschiff ist inzwischen aber mehrfach umgebaut worden, und seit Beginn des 17. Jahrhunderts besitzt die Kirche ihre spätgotischen Turmobergeschosse, gekrönt von einer Sandsteinkuppel.

Der Weg zurück führt uns über Hardt, damals auf der Gemarkung Mariazell und über Friedrichsberg an den Pürschgerichtsteinen vorbei wieder hinunter nach Sulgen. Von dort geht es die damalige Steige (heute Steighäusleweg) hinunter nach Schramberg. Wie schon erwähnt, liegt der Marktflecken in Schramberg im Tal außerhalb der Reichweite und des Interessengebiets der Pürschgerichtskarte und ihrer Auftraggeber. Doch müsste eigentlich der Blick auf das Schloss, das den Schlossberg auf der anderen Talseite krönt, möglich sein. Dieses Schloss hat Rötlin auch gezeichnet. Fundamentmauern, eine Brücke und ein Gebäude, möglicherweise ein Stall oder ein Wirtschaftsgebäude, sind gerade noch zu erkennen (Abb. 9). Die Perspektive Rötlins muss ihm vom Sulgen aus die Auffahrt zum Schloss über den Burgweg gezeigt haben. Wie hat er das Schloss gesehen? Hat er es realistisch dargestellt? Das Schloss verbirgt sich leider unter dem Rahmen der Karte. Es ist zu wünschen, dass bei einer Restaurierung die Darstellung des Schramberger Schlosses abfotografiert und abgezeichnet wird.

Angeführte Schriften und Quellen

- GERBERT, M. (1783-1788): *Historia nigrae silvae ordinis S. Benedicti coloniae*. 3 Bde. St. Blasien
- MERZ, R. (1549): *Das Rechts- und Lagerbuch der Herrschaft Schramberg*. Als Mikrofilm im Stadtarchiv Schramberg
- REICHELT, G. (1970): *Die Landschaft der Baar im Spiegel alter Karten*. – *Schriften der Baar* 28: 34-80, Donaueschingen
- RÖTLIN, D. (1564): *Rottweiler Pürschgerichtskarte*. Original im Stadtmuseum Rottweil.
- Augenscheinkarte: Gemeinde Mariazell, (1530) Original im Hauptstaatsarchiv Stuttgart
- Verein Sulgener Selbständiger (Hg) (o.J.): *Acht Nostalgie-Postkarten von Schramberg und Sulgen mit Lithographien um die Jahrhundertwende*, Konstanz

Eingang des Manuskripts: 24.10.2003

Anschrift des Verfassers: Oberstudienrat Günter Buchholz, Tannenweg 15, 78713 Schramberg

Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar	47	123 - 132	2004	Donaueschingen 31. März 2004
---	----	-----------	------	---------------------------------

Die Südweststaatsgründung in der östlichen Baar

von Hans-Joachim Schuster

Im Badischen, zwischen Immendingen und Möhringen, also kurz vor Erreichen der württembergischen Grenze, versinkt das Wasser der Donau. Deshalb hieß es anno 1950/51 – im Rahmen der Diskussion um die Gründung des Landes Baden-Württemberg –, ja selbst die Donau wehre sich gegen den Zusammenschluss von Baden und Württemberg zum Südweststaat. Eine andere gängige Version der Erklärung dieses Naturschauspiels lautet wie folgt: Vor Scham versinke die Donau, kurz bevor sie badisches Gebiet verlässt, in unterirdischen Hohlräumen, um ja nicht in württembergisches Gebiet fließen zu müssen. Stattdessen trete sie wieder im badischen Aach, als Aachquelle, zutage.

Die Württemberger – grundsätzlich etwas sparsamer an Spott gegenüber ihren Nachbarn als die Badener – konterten: Der Neckar fließe von der Quelle bis fast zur Mündung durch württembergisches Gebiet. Doch schon kurz nachdem er dieses verlassen und badisches Gebiet betreten habe, stürze sich der Neckar vor lauter Verzweiflung und Jammer in den Rhein (Der Spruch geht auf den Poeten und Publizisten Sebastian Blau zurück).

Die Geschichte von Baden und Württemberg ist eine Geschichte zweier benachbarter Staaten, aber eben auch eine Geschichte von Animositäten und kleinen Sticheleien. Man muss aber darauf hinweisen, dass es dieses Nebeneinander von Baden und Württemberg eigentlich erst seit dem frühen 19. Jahrhundert gibt. Denn damals entstanden diese Staaten Baden und Württemberg erst in der heutigen Form, und zwar von Napoleons Gnaden.

Vor 1800 dominierte in der Baar das Haus Fürstenberg, viele Orte gehörten zu Österreich (z.B. Villingen, Bräunlingen, Spaichingen), andere zu kleinen geistlichen Territorien wie z. B. dem Kloster Rottenmünster oder zu Reichsstädten wie Rottweil. Baden war in unserer Gegend gar nicht präsent. Auch Württemberg beschränkte sich auf ein wesentlich kleineres Territorium. Durch die von Napoleon initiierten politischen Veränderungen zwischen 1803 und 1810 verschwand die Kleinstaaterei und es entstanden auf dem Boden des heutigen Baden-Württemberg die zwei Mittelstaaten Baden und Württemberg sowie die zwei kleinen Territorien Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen. Und in diesen neuen Staaten entwickelte sich schnell ein Staatsbewusstsein. Die über Jahrhunderte österreichischen Spaichinger und Heuberger fühlten sich recht bald als Württemberger, die bis 1806 fürstenbergischen Möhringer, Geisinger und Donaueschinger genauso schnell als Badener. Die württembergisch-badische Grenze durchschnitt seit dem beginnenden 19. Jahrhundert, bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg anno 1952, die östliche Baar. Schwenningen, Trossingen, Spaichingen, Talheim und Tuttlingen waren Bestandteile Württembergs. Bad Dürkheim, Möhringen, Immendingen, Geisingen, Hüfingen, Bräunlingen und Donaueschingen gehörten zu Baden.

Die militärische Besetzung durch die Alliierten im Frühjahr 1945 hatte – ohne Rücksicht auf politische, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse – eine Trennlinie mitten durch

die alten Länder Baden und Württemberg gezogen. Der Norden Badens und Württembergs gelangte unter amerikanische Besatzung. Das südliche Baden und der südliche Teil Württembergs mit dem preußischen Hohenzollern – alle südlich der Autobahn Karlsruhe – Stuttgart – Ulm gelegenen Kreise – bildeten fortan einen Bestandteil der französischen Besatzungszone. Die Amerikaner handelten recht schnell und bildeten bereits im September 1945 aus den zu ihrer Zone gehörenden Länderfragmenten Badens und Württembergs das Land Württemberg-Baden mit der Hauptstadt Stuttgart. Anders hingegen die Franzosen: Sie ließen in ihrem Machtbereich die alten Grenzen zum Teil bestehen. Zwar wurde das relativ kleine preußisch-hohenzollerische Gebiet mit dem Südteil Württembergs zum Land Württemberg-Hohenzollern vereinigt, doch blieb die badisch-württembergische Grenze intakt. Hier entstanden in einem längeren Prozess zum einen das Land (Süd)Baden mit der Metropole Freiburg und zum anderen das Land Württemberg-Hohenzollern mit der Hauptstadt Tübingen.

Seit Ende des Jahres 1947 gaben die Amerikaner und Briten der Schaffung eines westdeutschen Staates (unter Einschluss der französischen Zone) den Vorrang vor der Errichtung eines gesamtdeutschen Staatswesens. Dies führte in der Konsequenz zu den sogenannten Frankfurter Dokumenten: Am 1. Juli 1948 setzten die drei Militärgouverneure der westlichen Zonen in Frankfurt a. M. die elf Regierungschefs der Länder von ihrer neuen Politik in Kenntnis und forderten sie auf, eine Verfassungsgebende Versammlung zur Ausarbeitung einer Verfassung einzuberufen und sich gleichzeitig auch über neue Ländergrenzen Gedanken zu machen. Der letztgenannte Auftrag war ein „Signalstoß“, der vor allem in Württemberg-Baden und in Württemberg-Hohenzollern, nicht jedoch in (Süd)Baden auf positiven Widerhall stieß. Die Regierungen und Landtage der beiden erstgenannten Länder traten für einen baldigen Zusammenschluss der drei südwestdeutschen Länder zu einem gemeinsamen Staat ein. Die (süd)badische Regierung machte sich zur Sprecherin gesamtbadischer Interessen. Mit Staatspräsident Leo Wohleb stand ein vehementer Verfechter der Wiederherstellung des alten Landes Baden an der Spitze der Freiburger Regierung.

Am 02. August 1948 trafen sich die drei Regierungschefs auf dem Hohenneuffen zu einem ersten Gespräch. Die gegensätzlichen Positionen – „Ja“ auf Seiten Württemberg-Badens und Württemberg-Hohenzollerns und Ablehnung seitens (Süd)Badens – traten dabei klar in Erscheinung. In der Folgezeit entstanden vor allem kontroverse Diskussionen über die Abstimmungsmodalitäten für einen vorgesehenen Volksentscheid über die Länderneugliederung. (Süd)Baden plädierte für eine Auszählung nach den alten Ländern Baden, Württemberg und Hohenzollern. Der Südweststaat sollte zustande kommen, wenn in jedem der Stimmbezirke sich eine Mehrheit für ihn aussprach. Die beiden anderen Länder forderten eine Auszählung nach vier Stimmbezirken: Südbaden, Nordbaden, Südwürttemberg-Hohenzollern, Nordwürttemberg.

Das vom Parlamentarischen Rat ausgearbeitete Grundgesetz sah – auf eine Anregung der Länderchefs von Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern, Reinhold Maier und Gebhard Müller, hin – im Artikel 118 eine Sonderregelung für die Neugliederung im deutschen Südwesten vor. Damit war der Weg für eine Länderneuordnung grundsätzlich frei. Seit Herbst 1949 nahm die in Wort und Schrift ausgetragene Auseinandersetzung zwischen „Altbadenern“ – den Verfechtern eines eigenen Landes Baden – und Südweststaatsanhängern schärfere Formen an. Eine Fülle von öffentlichen Versammlungen, Aufrufen und Resolutionen für und wider den Südweststaat kennzeichnete den politischen Kampf um die Länderneugliederung. Mit Informations- und Propagandaschriften, Post-

wurfsendungen und Plakaten versuchten beide Seiten die Wähler für sich zu gewinnen. Die Befürworter des Südweststaats argumentierten mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten und mit der „ökonomischen Vernunft“. Die Südweststaatsgegner operierten mit Begriffen wie Tradition, Heimat und landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit. Auf einem Treffen der drei Regierungschefs in Freudenstadt am 15. April 1950 machte Gebhard Müller den Vorschlag, eine Volksbefragung rein informativen Charakters durchzuführen. Die Wähler sollten über die Alternativen „Zusammenschluss der bestehenden drei Länder zu einem Staat“ oder „Wiederherstellung der alten Länder Württemberg und Baden“ entscheiden. Als Termin wurde der 24. September 1950 anberaumt. Diese Volksbefragung erbrachte folgendes Ergebnis:

in Württemberg:	947.899	Stimmen für den Zusammenschluss
	69.604	Stimmen dagegen;
in Nordbaden:	331.113	für den Zusammenschluss
	247.962	dagegen;
in Südbaden:	214.931	für den Zusammenschluss
	316.696	dagegen.

Auf ganz Baden bezogen ergab die Volksbefragung eine Mehrheit für die Wiederherstellung der alten Länder – für die Anhänger des Südweststaates eine herbe Enttäuschung. Im damaligen „württembergischen Kreis“ Tuttlingen stimmten 95,4 Prozent der Wähler für den Südweststaat – ein beeindruckendes und klares Votum für die Neugliederung. Im „badischen Kreis“ Donaueschingen stimmte nur eine knappe Mehrheit – 51,4 Prozent – für den Zusammenschluss.

Nach der Volksbefragung im September 1950 war die Südweststaatsfrage wieder in eine Sackgasse geraten. Im April 1951 verabschiedete der Bundestag das Zweite Neugliederungsgesetz. Es beruhte auf einem von der Tübinger Regierung eingebrachten Entwurf und sah die Errichtung des Südweststaates vor, wenn in drei von vier Abstimmungsbezirken die Mehrheit für den Zusammenschluss stimmte. (Süd)Badens Staatspräsident Leo Wohleb protestierte. Sein Versuch, das Gesetz im Bundesrat noch zu Fall zu bringen, scheiterte aber. Die Freiburger Regierung erreichte jedoch mit ihrer Klage gegen das Neugliederungsgesetz vor dem Bundesverfassungsgericht, dass die für 16. September 1951 vorgesehene Volksabstimmung verschoben werden musste. Am 23. Oktober erging das Urteil des Bundesverfassungsgerichts, es erklärte das Neugliederungsgesetz für rechtsgültig. Der Weg für die Volksabstimmung war nun frei. Als Termin wurde der 9. Dezember 1951 bestimmt. Der Abstimmung voraus ging ein Wahlkampf mit zahlreichen Versammlungen sowie Aufrufen und Leserbriefen in den Lokalzeitungen – dem SÜDKURIER und dem Gränzboten. Im württembergischen Teil der östlichen Baar, wo eine eindeutig prosüdweststaatliche Stimmung herrschte, verlief der Wahlkampf relativ ruhig. Im badischen Teil der Region ging es heftiger und agitationsreicher vonstatten. Hier war der Grad der „Politisierung“ höher, der Ton zwischen Befürwortern und Gegnern des Südweststaats schärfer, die Polemik größer (Abb. 1).

Die „Aktionsgemeinschaft für die Vereinigung Baden-Württemberg“ veröffentlichte am 27. November 1951 in der SÜDKURIER-Beilage „Vom See zum Main. Südwestdeutsches Echo“ u.a. ein Gedicht zur Südweststaatsgründung mit dem Titel: „Leut´ paßt auf, die Schwaben kommen!“ Es war zutiefst ironisch und gespickt mit Ironie auf die Altbadener, die im Wahlkampf Ängste wegen einer wirtschaftlichen und bevölkerungsmäßigen Dominanz Württembergs und wegen des Verlusts der badischen Identität weckten (Abb. 2a, b).

An alle Wähler!

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **stimmt damit für Ruhe und Frieden; denn es wird keine Ruhe und keinen Frieden im Südweststaat geben. Die berüchtigte Stuttgarter Regierungserklärung des Ministers Veit läßt nur Zwietracht erwarten.**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **hat begriffen, daß unsere badische Wirtschaft von einem konstruierten Südweststaat nichts zu erhoffen hat.**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **verhindert damit die Verödung der Rheinhäfen Mannheim, Karlsruhe und Kehl**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **stimmt gegen die Aufblähung der Bürokratie und damit gegen höhere Steuern.**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **verhindert damit, daß Süddeutschland im Bundesrat geschwächt wird.**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **verhindert damit, daß Baden in einem Südweststaat-Parlament dauernd in der Minderheit sitzt, also auf Gnade und Ungnade der württembergischen Mehrheit ausgeliefert ist. In der Demokratie entscheidet die Zahl.**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **hilft damit den Heimatvertriebenen und Entrechteten**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **stimmt damit gleichzeitig gegen die Oder-Neiße-Linie**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **stimmt für die Beseitigung der willkürlichen Zonengrenze**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **verhindert damit eine bedingungslose Kapitulation Badens" aus der es kein Zurück mehr gibt.**

Wer am 9. Dezember für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmt,

- **denkt damit an die Zukunft seiner Kinder, die es ihm danken werden.**

Und

weil künftig nach seinem Heimatland gefragt wird, braucht nicht verschämt zu sagen: Ich bin Südwestler"

Geht alle zur Wahl! Stimmt alle für Baden!

Arbeitsgemeinschaft der Badener

Leut' paßt auf, die Schwaben kommen!

1. Leut, horet die Weisheit,
Die ich hienmit euch berichte,
Dabei überdall's euch bald
Hinten heiß und vorne kalt!

2. Dren ihr mißt hoch, daß die Schwaben
Den Schwabentanz wollen haben,
Comp' ichen redt man herum,
Und mit wille noch werum.



3. Alles fragt sich ganz bekommen:
Was wird nach dem Wahltag kommen?
Und da gibt's uns einen Stich:
Leute, das wird höchstenslich!



4. Vier Millionen Schwaben werden
Überkommen uns in Frieden,
Kunger - auch - und wuterkannst,
Best: Was' Tadel mein Dobarsicht!



5. Socht ichlachten diese Seifler
Alle Genußgüterseifler,
Und schickt in Föhrenhaut
Seifen He's mit Saure und Saure.



6. Ihre schöhren Luten heißen
Die Beamen ihrer Tollen,
Und von Wöhrlein bis zum Main
Schaffen Sie den ganzen Wein.



11. Es läßt auf gebirgen Wege
Eine Mühseligkeit zagen,
Was hat die noch Weilerleide
Woll sein Land kein Weiser hat.



12. Ja das Tadel von allen Seiten
Köht er Köcherleider alle,
Das man kann in Schwaben laßt
Und den Welt zu uns verlaßt.
Zur: Es will zur Schwabenleiden
Und ein Tadel schuldigsten,
Wer mit Tadel nicht le müß,
Daß die ganz' so einlich geht.



13. Gott sei Dank noch man in Baden
Schien bei Seiten diesen Damm:
Und der Tadel hat ganz,
Wo die die Wöhrlein II,
Diese 3-mal, der Tadel Weges,
Trotz auch nicht dem Tadel Tadel,
Schon hat er Tadel seinitten,
Schaut mir, wie die Tadel Tadel.



14. Und die Tadel ich zu Baden,
Liefert Baden zu Baden,
Kommen nicht mit die Tadel,
Nurgen odern alle Tadel.



15. Was' redt es die Schwabenleiden
Woll die Tadel Tadel,
Wollgen He die Schwabenleiden
Von den Schwaben zu den Tadel.

Gott sei Dank gibt es in Baden
Nicht viel Leut' mit Köcherleiden
Unter Kappe oder Hut,
(Wo's nicht weiter mehr tut).

Die die ganze Sache glauben,
Wohlge weiterhin erlauben,
Diesen Anstalt zu erzählen
Und am Ende ihn noch wählen.



16. Und die Tadel ich zu Baden,
Liefert Baden zu Baden,
Kommen nicht mit die Tadel,
Nurgen odern alle Tadel.

Abb. 2a u. b: Teil der SÜDKURIER-Beilage „Vom See zum Main. Südwestdeutsches Echo“ vom 27. November 1951, hgg. von der Aktionsgemeinschaft für die Vereinigung Baden-Württemberg

Leut' paßt auf, die Schwaben kommen!

Leute, höret die Geschichte,
die ich hiermit euch berichte,
dabei überläuft euch bald
Hinten heiß und vorne kalt!

Denn ihr wisst doch, daß die Schwaben
den Südwestsaat wollen haben.
Lang schon redet man herum,
und wir wissen auch warum.

Alles fragt sich ganz beklommen:
Was wird nach dem Wahltag kommen?
Und da gibt's uns einen Stich:
Leute, das wird fürchterlich

Vier Millionen Schwaben werden
überschwemmen uns in Herden,
Hunger – Durst – und wutentbrannt,
jetzt: Gut Nacht mein Badnerland!

Stuttgart läßt den Schwarzwald fällen
Gogen fangen die Forellen,
Trauben, Spargel und Tabak
Steckt der Schwob' in seinen Sack

Reinhold Maier mit der Brille
schleicht des nachts in aller Stille
auf dem Kniebis durch den Wald,
was sucht er im Hinterhalt?

Er läßt auf geheimen Wegen
eine Röhrenleitung legen,
von hier bis nach Weil der Stadt
weil sein Land kein Wasser hat.

In das Rohr von allen Seiten
läßt er Kirschenwasser leiten,
das man dann in Stuttgart sauft
und den Rest an uns verkauft.

Kurz: Es wär zum Steinerweichen
und ein Elend ohnegleichen,
aber wir sind nicht so blöd,
daß dies grad so einfach geht.

Zuerst schlachten diese Fresser
alle Gymnasialprofessor,
und gekocht im Filderkraut
fressen sie's mit Haar und Haut

Ihre nächsten Taten kosten
die Beamten ihre Posten
und von Müllheim bis zum Main
saufen sie den ganzen Wein.

Die Verfasser haben nun die Ebene des Ironischen verlassen und sprechen ihre Pro-Südweststaatshaltung bzw. die Grundlosigkeit altbadischer Ängste direkt aus.

Nur dem wirklich geistesschwachen
Spießer kann man glauben machen,
daß ihm seine Heimat nimmt,
wer für den Südweststaat stimmt.

Eine bess're Zunkunft haben
Alemannen, Pfälzer, Schwaben,
wenn sie jetzt zusammenstehn
und nicht auseinandergehn.

Im Landkreis Tuttlingen konstituierte sich ein „Kreiskomitee für die Bildung des Südweststaats“, in dem Kommunalpolitiker jedweder Couleur – der CDU, der FDP/DVP, der SPD und Repräsentanten der Gewerkschaften – vertreten waren (Abb. 3). Dieses Komitee organisierte Wahlveranstaltungen und verfasste Wahlaufrufe, in denen für ein Ja zum Südweststaat geworben wurde. Im „badischen Kreis“ Donaueschingen agitierte die Arbeitsgemeinschaft der Badener recht aktiv, organisierte zahlreiche Wahlveranstaltungen und forderte in Aufrufen im SÜDKURIER die Bürger auf, gegen den Südweststaat zu stimmen. Auch die badische Landesregierung selbst appellierte unmittelbar vor der Abstimmung in der Lokalzeitung an die Wahlberechtigten, für die Wiederherstellung der alten Länder bzw. gegen einen Zusammenschluss zu votieren. In großer Mehrheit Befürworter des Südweststaats waren die zahlreichen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen. Sie fanden in den Nachkriegsjahren in der Partei BHE (Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten) eine politische Heimat. Im SÜDKURIER (Ausgabe Donaueschingen) stößt man

Der **Südweststaat** ist besser!

Er ist sparsam, vernünftig und dient unserer Heimat!

Darum wählt alle, Männer und Frauen am kommenden Sonntag:

„Ich wünsche die Vereinigung der drei Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern zu einem Bundesstaat (Südweststaat)



Jeder muß am Sonntag von seinem Abstimmungsrecht Gebrauch machen!

Helft mit, die Länder Württemberg und Baden zu vereinigen!

Morgen Samstag, den 8. Dezember 1951, abends 20 Uhr spricht im „Schwebenhaus“

Innenminister Viktor Renner!

Besucht zahlreich die Versammlung!

CDU SPD DUP Deutscher Gewerkschaftsbund

Abb. 3: Anzeige im „Gränzbote“, Tuttlingen vom 7.12.1951

auf einen bezeichnenden Aufruf des BHE „*Macht Schluss mit der Kleinstaaterei und stimmt für den Südweststaat!*“. Für die vielen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, die nach Kriegsende aus Ostdeutschland – den preußischen Provinzen Ostpreußen, Schlesien oder Pommern – in das heutige Baden-Württemberg gekommen waren, bildeten kleinräumige Lösungsansätze etwas Befremdliches. Aus ihrer Heimat kannten sie Derartiges nicht.

Die Volksabstimmung 1951 brachte die Entscheidung für den Südweststaat. Das Wähler-votum ergab Mehrheiten für die Länderneugliederung – Nordbaden mit 57,1 Prozent, Nordwürttemberg mit 93,5 Prozent und Südwürttemberg-Hohenzollern mit 91,4 Prozent. Lediglich in (Süd)Baden gab es eine Mehrheit für die Wiederherstellung der alten Länder, hier stimmten nur 37,8 Prozent für den Südweststaat. Auf ganz Baden bezogen votierten 52,2 Prozent für die Wiederherstellung der alten Länder Baden und Württemberg. Im Kreis Tuttlingen erzielten die Befürworter des Südweststaats mit 93,0 Prozent eine eindeutige Bestätigung. Wesentlich geringer fiel die Zustimmung in den benachbarten badischen Kreisgemeinden, die damals zu den Landkreisen Donaueschingen und Stockach gehörten und erst im Zuge der Kreisreform 1972/73 zum erweiterten Kreis Tuttlingen kamen, aus. In Liptingen (Kreis Stockach) stimmten 78 Prozent für den Südweststaat, in Möhringen 73,3 Prozent und in Geisingen 53,9 Prozent. In Emmingen waren es 66,5 Prozent für die Länderneugliederung. In Hattingen blieben die Befürworter des Zusammenschlusses mit 40,9 Prozent gar in der Minderheit. In Leipferdingen stimmten 50 Bürger für den Südweststaat, aber 183 für die Wiederherstellung der alten Länder. In Blumberg gaben 698 Wähler ihre Stimme für den Zusammenschluss ab, 967 stimmten für die Wiederherstellung der alten Länder. In Donaueschingen zählte man 1856 Stimmen für und 2156 gegen den Südweststaat. Im gesamten Landkreis Donaueschingen votierten lediglich 43 Prozent der Wähler für den Südweststaat.

Vom See bis an des Maines Strand



Die Stimme Dir mein Badnerland



Abb. 4: Postwurfsendung der Arbeitsgemeinschaft der Badener 1950 (Original: Nachlaß Leo Wohleb, Staatsarchiv Freiburg T1)

Abb. 5: Wahlpropaganda der Altbadener 1950 (Kreisarchiv Tuttlingen, Sammlungen)

Analysiert man das Wahlergebnis im Kreis Donaueschingen, stellt man fest, dass in Gemeinden in unmittelbarer Nähe zur badisch-württembergischen Grenze bzw. zum Kreis Tuttlingen durchweg Mehrheiten für den Zusammenschluss zum Südweststaat vorhanden waren. Die engen wirtschaftlichen Verflechtungen über die Kreisgrenze hinweg und die vorherrschenden vielfältigen Orientierungen zur geographisch näheren Stadt Tuttlingen hin bestimmten in Gemeinden wie Möhringen, Immendingen oder Emmingen, Geisingen das Wahlverhalten.

In den „grenzfernen“ Gemeinden des Landkreises Donaueschingen stimmte in der Regel eine Mehrheit der Wähler für die Wiederherstellung der alten Länder.

Die Wahl zur Verfassungsgebenden Versammlung am 9. März 1952 und die Wahl von Reinhold Maier zum ersten Ministerpräsidenten am 25. April 1952 bildeten weitere Schritte auf dem Weg hin zur Konstituierung des neuen Landes.

Wie sollte das neue südwestdeutsche Bundesland nun heißen? Viele Vorschläge gingen ein und Experten wurden zu Rate gezogen. Neben ernst gemeinten Namensvorschlägen gab es auch humorvolle und skurrile, wie Deutsch-Südwest, Südwest-Germanien, Südwestmark und Wü-Ba-Hoz. In die engere Auswahl kamen: Schwaben, Alemannien und Baden-Württemberg. Weitere Namen waren Staufen, Zähringen, Rheinneckarland, Zollern, Schwabenland, Baden-Schwaben, Südwestbund, Stauferland oder Neckar-Rhein-Provinz. Der Name Schwaben stieß vor allem in Baden auf Ablehnung, weil viele Menschen die Bezeichnungen Schwaben und Württemberg als Synonyme betrachteten. Aber auch bei Franken und Pfälzern fand „Schwaben“ Widerspruch, da sie damit keine historische Identifikation verbinden konnten. Die nördlichen Teile Badens und Württembergs gehörten nämlich im Mittelalter zum Herzogtum Franken und nicht zum Herzogtum Schwaben. „Alemannien“ schied für viele Parlamentarier wohl schon deshalb aus, weil der Namen im benachbarten Frankreich für die gesamte Bundesrepublik galt („Allemagne“), und Rheinschwaben erschien vielen als künstliche Neuprägung. Mit der Bindestrichlösung „Baden-Württemberg“ setzte sich schließlich eine Kombination zweier territorialer Bezeichnungen der Neuzeit gegen früh- und hochmittelalterliche Stammes- und Gebietsbezeichnungen bzw. Dynastennamen wie Schwaben, Alemannien, Staufen oder Zähringen durch.

Auch nach der Gründung des Landes Baden-Württemberg führten die „Altbadener“ den Kampf um die Wiederherstellung des früheren Landes Baden fort, bis vor das Bundesverfassungsgericht. Die Bemühungen der „Altbadener“ hatten schließlich Erfolg. Am 30. Mai 1956 gestand das Bundesverfassungsgericht dem „Heimatbund Badenerland“, der Organisation der „Altbadener“ zu, dass die badische Bevölkerung in einer nochmaligen Volksabstimmung über den Verbleib ihrer Heimat im Bundesland Baden-Württemberg entscheiden dürfte. Dieser zweite Gang an die Urne verzögerte sich jedoch, da Versuche, einen Gesetzentwurf über die Volksabstimmung durchzubringen, wiederholt scheiterten. Deshalb kam es erst am 7. Juni 1970 zur Volksabstimmung im badischen Landesteil. Eine breite Mehrheit von 81,9 Prozent stimmte damals für einen Verbleib im Land Baden-Württemberg. Auch in Orten, wo 1951 noch Mehrheiten für die Wiederherstellung der alten Länder bestanden hatten, gab es nun ein eindeutiges Votum für Baden-Württemberg. Im Kreis Donaueschingen stimmten 81,1 Prozent der Bürger, die zur Wahlurne gingen, für das Land Baden-Württemberg. In allen „badischen Gemeinden“ des heutigen Landkreises Tuttlingen gab es deutliche Mehrheiten für Baden-Württemberg.

Damit hatte die Zeit für die Festigung des Länderzusammenschlusses gearbeitet. Die anfängliche Reserviertheit der Südbadener gegen die neue staatliche Gemeinsamkeit hatte

sich gelegt. Das Modell Baden-Württemberg hatte sich bewährt und das neu geschaffene Land erstaunlich schnell konsolidiert.

Quellen

Kreisarchiv Tuttlingen, Bestand 2, Nr. 58
Gränzbote
Heuberger Bote
SÜDKURIER, Donaueschinger Ausgabe

Schriften

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.) (1999): Baden-Württemberg. Eine kleine politische Landeskunde. Neuauflage. Stuttgart
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.) (1991): Der Weg zum Südweststaat. Bearbeitung und Redaktion: Jörg THIERFELDER/Uwe ÜFFELMANN. Karlsruhe
SCHUSTER, H.-J. (1997): Marksteine der Geschichte des Landkreises Tuttlingen. Trossingen

Eingang des Manuskripts: 18.9.2003

Anschrift des Verfassers: Dr. Hans-Joachim Schuster, Landratsamt/Kreisarchiv- und Kulturamt, Bahnhofstr. 100, 78532 Tuttlingen

Römerstraßen zwischen Hochrhein und junger Donau im Bereich des Randen

von Hans-Dieter Lehmann

In den Schriften der Baar 46 (2003) hat G. HOFMANN für die Römerstraße aus der Nordschweiz durch die Baar in das Limesgebiet im Bereich zwischen Hochrhein und dem Anfang des Aitrachtales eine durchaus plausibel erscheinende Streckenführung über den Hochranden vorgeschlagen, die auch schon von älteren Autoren diskutiert worden war.¹⁾ Soeben ist andererseits mit der Dissertation von J. TRUMM – herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg – eine aktuelle Übersicht über die römerzeitliche Siedlung am östlichen Hochrhein erschienen.²⁾ Der Archäologe nimmt für die Führung der Römerstraße im Randenbereich ausschließlich einen Verlauf an dessen Westfuß entlang an. Aus dem Siedlungsbefund im südlichen Untersuchungsraum schloss Jürgen TRUMM auf zwei parallel vom Hochrhein nach Norden laufende römische Straßen: Auf eine westliche Route durch das Wutachtal bis Stühlingen und eine östliche vom Rheinübergang bei Zurzach durch die Klettgauenke über Gächlingen. Sie sollen sich im heutigen Schleithem vereint haben und am Westfuß des Randen nach Norden weitergelaufen sein (siehe Karte).

In seine Fundkarten zur römischen Kaiserzeit und zur Spätantike/Völkerwanderungszeit hat TRUMM diese Straßen gestrichelt eingetragen. Nur selten wurden alte Straßenkörper beobachtet, noch seltener sind sie sicher in römische Zeit datierbar, weil auch noch im Mittelalter durch diesen Raum wichtige Verkehrswege liefen – aus dem Neckarland zur Messe nach Zurzach und weiter zu den Märkten in Burgund.

Günter HOFMANN ist der Frage nachgegangen, wie die Römer nach Hüfingen gekommen waren – zum einen an Hand der meist älteren Literatur und zum anderen an Hand der naturräumlichen Gegebenheiten. Er hat daraus auf eine römische Militärstraße über den Hochranden geschlossen und versucht, diese mit etwas unkonventionellen Methoden zu belegen. Er geht davon aus, dass der nur auf der spätantiken Peutinger-Karte verzeichnete Ort Juliomagus ein früh römisches Kastell gewesen und deshalb nicht bei Schleithem sondern auf der Höhe des Randen zu suchen sei. Die Fundzusammenstellung bei TRUMM untermauert durch nichts diese Ansicht. Im allzeit unbesiedelten Waldgebirge könnte die Fundleere aber eine Lücke sein, die sich aus hier fehlendem Ackerbau erklären ließe.

Beide Ansichten – die des heimatforschenden Laien und die des Archäologen als dem Experten im fraglichen Raum – sind durch Straßenreste bislang nicht bewiesen und scheinen mit einander unvereinbar zu sein. Die folgenden Zeilen sollen zeigen, dass in römischer Zeit tatsächlich beide Streckenführungen von Bedeutung waren – allerdings zu verschiedener Zeit und mit unterschiedlichem Hintergrund. Hierfür sind die Verhältnisse in vorrömischer Zeit zu betrachten.

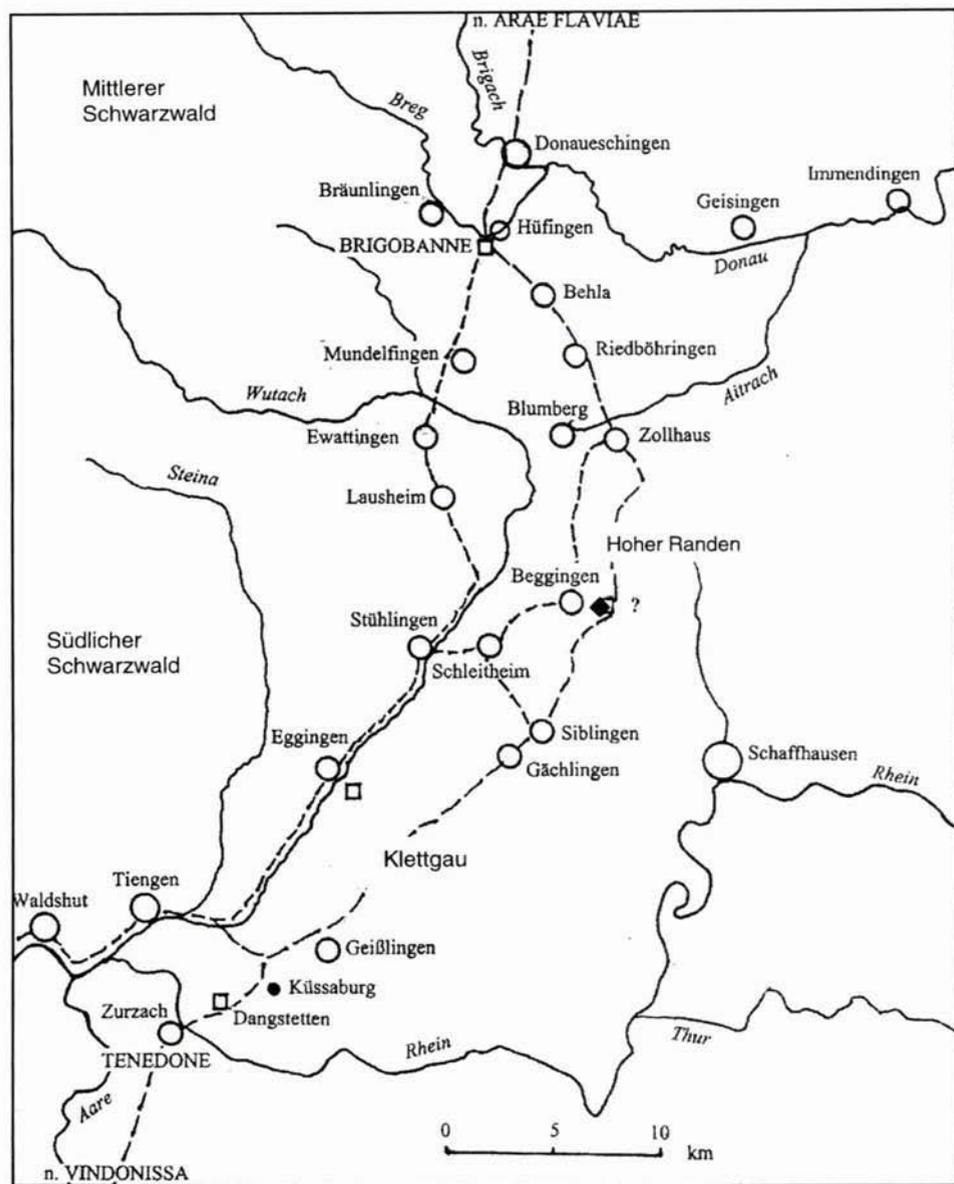
Schon in der Steinzeit ist nachweisbar, dass Rohstoffe über große Entfernungen hinweg beschafft wurden, wenn sie vor Ort nicht verfügbar waren. Beispielsweise ist schon im

Neolithikum Fernhandel mit Hornstein nachweisbar.³⁾ Die Verbreitung des Werkstoffs Bronze ist ohne Handel schon deshalb nicht denkbar, weil die Rohstoffe der Legierung aus Kupfer und Zinn nur an wenigen Stellen und nur ganz selten gemeinsam vorkommen. Über weite Entfernungen hinweg sind deshalb Fernverkehrsverbindungen schon für die frühe Bronzezeit anzunehmen.⁴⁾ Sie waren in ihrem Verlauf einerseits von den Rohstoffvorkommen und andererseits von den naturräumlichen Gegebenheiten bestimmt. In Mitteleuropa waren es vorzugsweise die Fluss-Systeme, über die in der straßenlosen vorgeschichtlichen Zeit Handel betrieben wurde – sei es in Form von Gütertausch zwischen Nachbarn oder als echter Fernhandel durch wagende Kaufleute oder auch durch wandernde Handwerker, die Material und Verarbeitungstechnik mitbrachten.

Mit der Kartierung der „Wegsamkeit“ Mitteleuropas bietet TRUMM eine übersichtliche Darstellung der naturräumlichen Gliederung dieses Raumes.⁵⁾ Als Verbindungen zwischen Zentraleuropa und dem Mittelmeer in vorrömischer Zeit müssen früh begangene Alpenpässe, im Osten die „Bernsteinstraße“ und im Westen der Zugang zum Keltenland durch das Rhônetal seiner Karte angeschlossen werden.

Schon die Autoren der Antike hatten den leichten Zugang nach Gallien für die griechischen und römischen Händler auf dem Wasserweg von Rhône und Saone erkannt.⁶⁾ Im Herzen Europas gab es zwischen den Fluss-Systemen von Rhône, Rhein und Donau natürliche Korridore, durch welche die Verkehrswege – mehr oder weniger bequem – über kurze Strecken über Land von einem ins andere wechselten. Menschen mit Waren auf dem eigenen Rücken oder auf Packtieren nutzten hierfür Saumpfade. Befahren wurden vorzugsweise aber auch Nebenflüsse, bei starkem Gefälle selbstverständlich nur flussabwärts auch dort noch, wo ein Verkehr in Gegenrichtung wegen Stromschnellen nicht mehr möglich war. Wollte beispielsweise ein Händler aus der griechischen Kolonie Massalia zu dem frühkeltischen Häuptlingssitz an der oberen Donau – von HERODOT als „Stadt Pyrene“ bezeichnet, heute mit der Heuneburg bei Riedlingen identifiziert –, dann ruderte er auf der Rhône bis zum Genfer See, querte auf Saumpfaden zu den Seen des Schweizer Mittellandes und fuhr die Aare hinab bis in den Hochrhein. Gegenüber dem heutigen Zurzach belud er Saumtiere mit seinen Waren und zog durch den Klettgau und über den Randen nach Norden bis zur Aitrach, welcher er bequem zur Donau folgen konnte. Seinen Rückweg von der Heuneburg oder aus dem Neckarland zurückkommend jedoch nahm er anders: Am Beginn des Aitrachtals stieg er einen Pfad westlich vom Randen hinab ins Tal der Wutach. Ihre Wasser führten ihn in den Hochrhein, dem er sich bis zu einer Lände am Rheinknie bei Basel anvertraute – etwa bei Kembs. Auf Saumpfaden ging es durch den Sundgau und über die Talwasserscheide der Burgundischen Pforte hinweg. Bei Mandeure wurde der Doubs erreicht und – immer flussabwärts – über Doubs, Saone und Rhône wieder die Heimat.

Für einen alten Weg durch die Klettgausenke bieten bei Geißlingen fünf linear aufgereichte Grabhügel der Hallstattzeit einen Anhalt.⁷⁾ Der Raum um den Zusammenfluss von Aare, Hochrhein und Wutach muss schon in der Hallstattzeit für den Fernhandel von Bedeutung gewesen sein; für einen Zentralort dieser Zeit fehlen allerdings bis auf ein Wagengrab bei Geißlingen und ein Grabhügelfeld auf Gemarkung Oberlauchringen die üblichen Kennzeichen wie Großgrabhügel und Südimporte.⁸⁾ Für den Sitz eines lokalen Herrschers böte sich die Höhe der Küssaburg an, die jedoch im Mittelalter überbaut wurde und bislang keine älteren Funde gebracht hat. Aus ganz anderen Überlegungen heraus wurde für diese Höhe aber eine Bedeutung in der Frühzeit schon vermutet.⁹⁾ Die römische Station mit gallorömischem Umgangstempel an ihrem Nordfuß und das Militär-



Mögliche Verkehrsverbindungen zwischen Hoehrhain und Brigobanne/Hüfingen. Quadrate: Römische Militärlager gesichert, schwarze Raute mit ? = ungesichert

lager bei Dangstetten an ihrem Südfuß belegen aber die Bedeutung dieses Raumes noch um und nach der Zeitenwende.¹⁰⁾ Das Legionslager am Rheinübergang kontrollierte den Verkehr nach Norden; sein Außenposten über der Wutach bei Untereggingen überwachte, was auf dem Fluss von Norden herabgeschwommen kam.¹¹⁾

Diese Sicht bedeutet noch für die spätkeltische Zeit, dass der Verkehr zwischen der Nordschweiz und den Räumen am oberen Neckar bzw. an der oberen Donau je nach Richtung

auf verschiedenen Routen lief: Nach Norden aus der Aare zur Hochrhein-Lände unter der Küssaburg, über den Sattel von Bechtersbohl hinweg in die Klettgauenke und nach deren Querung durch das Langenthal hinauf auf den Randen, von welchem man im Norden wieder ins Aitrachtal abstieg. Auf der Höhe war dieser Naturweg bequem, trocken und gut überschaubar. Für den Rückweg nahm man den weniger bequemen Abstieg am Westfuß des Randen in Kauf, weil man hier – heute über Fützen, Beggingen und Schleitheim – rasch bei Stühlingen die Wutach erreichen konnte, über welche man wieder zur Aaremündung in den Hochrhein gelangte. Aus dem Raum Schleitheim liegen an diesem Weg Spuren einer vorrömischen Besiedlung vor; ein gallorömischer Umgangstempel hier steht wohl ebenfalls in älterer Tradition.¹²⁾

Vermutlich hatte schon Tiberius bei seinem Erkundungsritt zur Donauquelle diese alten Keltenwege benutzt. Auf jeden Fall ist ihnen das römische Heer gefolgt, als es im 1. Jahrhundert aus der Nordschweiz in die Baar und weiter ins Neckarland vorstieß. Das Heer hat hier eine wichtige Fernstraße, eine *Via publica* erbaut, die dem alten Naturweg gefolgt ist und militärischen Anforderungen durchaus genügte. Für das Heer war diese Verbindung allerdings nur wenige Jahrzehnte von Bedeutung. Der weitere Vorstoß ins Neckarland am Ende des ersten Jahrhunderts hat die Bezugspunkte verschoben: An die Stelle von Vindonissa/Windisch traten einerseits Mainz für Obergermanien und Augsburg für Rätien.

Die *Via publica*, für welche nach PEKÁRY die *Via militaris* rechtlich nur eine Untergruppe darstellt¹³⁾, wurde in ihrer Führung zwischen dem Rheinübergang bei Zurzach und Hüfingen weiterhin vom zivilen Verkehr genutzt, d. h. in der Kaiserzeit für den Fernverkehr im befriedeten Reich. Für den Warentransport auf Wagen kommt hier für den Bau einer Straße aber nur die Führung durch die Klettgauenke in Betracht. Auch wenn TRUMM zahlreiche römerzeitliche Fundplätze an der Wutach entlang nachweisen kann, dürfte der Fluss allenfalls von durch Hochwasser gefährdeten Nachbarschaftswegen begleitet gewesen sein.

Für die Wahl der Führung der Straße im 1. Jahrhundert war ausschließlich das Bedürfnis des römischen Heeres von Ausschlag gewesen. Hier ist das Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu zitieren: „Der Handel war nicht der ursprüngliche Grund, Straßen anzulegen. Sie waren zunächst für die Armee und für Transporte bestimmt, die für den Staat wichtig waren.“¹⁴⁾ Für das Heer war die vorrömische Wegführung sehr geeignet, welche über den Hochranden hinweg eine pflegeleichte Naturstraße nutzte. Erst das im 2. Jahrhundert aufkommende Bedürfnis, auf einer Straße mit Wagen fahren zu können, hat dazu geführt, dass die beiden Stränge des vorrömischen Weges bei Schleitheim kurzgeschlossen wurden und für den Anstieg ins Aitrachtal hinauf eine Strecke gewählt wurde, die geringere Höhendifferenzen zu bewältigen hatte als die Route über den Hochranden.

Die *Via militaris* war vom Heer angelegt und unterhalten worden. Die Verlegung der Fernstraße als Fahrstraße vom Hochranden hinab an dessen Westfuß lässt sich ganz einfach dadurch erklären, dass für deren Unterhalt in späterer Zeit oben im Waldgebirge die zum Straßenunterhalt verpflichteten Anwohner fehlten.

Sowohl die von TRUMM als auch die von HOFMANN vorgeschlagene Streckenführungen der römischen Konsularstraße dürften somit zutreffen – allerdings für verschiedene Zeiten. Die Hochrandenroute wurde noch im 1. Jahrhundert – wie schon lange zuvor – benutzt und wohl auch wieder im Mittelalter, als mangels Pflege die kaiserzeitliche Straße in dem schwierigen Gelände unter dem Randen entlang Schaden genommen hatte.

Schleitheim ist aus vorrömischen Anfängen entstanden, hat in der römischen Kaiserzeit Bedeutung gehabt und hat noch in der Völkerwanderungszeit existiert. Auch wenn das nur auf spätantiker Karte verzeichnete Juliomagus bei Schleitheim gelegen hat, erscheint eine von Günter HOFMANN vermutete frühe Straßenstation in Flur „Uf Neuen“ auf dem Randan nicht unwahrscheinlich.¹⁵⁾

Die Angaben von HOFMANN (wie Anm. 1) zur Form der im Boden von „Uf Neuen“ vermuteten Reste sprechen nicht unbedingt für ein früh römisches Kastell hier. Eine Straßenstation? Auf der beigegefügt Karte sind sie vorläufig mit einem dicken Fragezeichen vermerkt.

Diese Karte verzeichnet zusätzlich eine nahe Schleitheim aus dem Wutachtal nach Nordwesten aufsteigende Verbindung. Nach Querung des oberen Wutachtales bei Ewattungen lief sie an Mundelfingen vorbei auf Hüfingen zu. Flurnamen an dieser Linie sprechen für eine Nutzung im Mittelalter, die Meidung von Mundelfingen als alter Alamannensiedlung jedoch für ein hohes Alter – wie auch der bronzezeitliche Hortfund bei Lausheim (Anm. 4). Sie muss allerdings erst noch mit konventionellen Methoden nachgewiesen werden.

Erwähnte Schriften und Anmerkungen

- 1) HOFMANN, G. (2003): Wie die Römer nach Hüfingen kamen. – Schriften der Baar 46: 125-153. vgl. FINGERLIN, G.(1984): Vom Hoahrhein zur Donau. Archäologische Anmerkungen zu einer wichtigen Römerstraße. – Archäologische Nachrichten aus Baden 32: 3-12 sowie Fundberichte aus Baden-Württemberg 2002 (Behla)
- 2) TRUMM, J. (2002): Die römerzeitliche Besiedlung am östlichen Hoahrhein (50 v. Chr. – 450 n. Chr.). Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 63, Stuttgart, bes. S. 178-184 sowie Kartenbeilagen Römische Kaiserzeit und Spätantike/Völkerwanderungszeit.
- 3) BINSTEINER, A. (1990): Das neolithische Feuersteinbergwerk von Arnhofen, Ldkr. Kehlheim. – Bayerische Vorgeschichtsblätter 55: 1-56 bes. S. 45 (Abb. 26).
- 4) Vgl. DEHN, R. (2000): Frühbronzezeitliche Funde von Lausheim, Stadt Stühlingen, Kreis Waldshut. – Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2000: 47-49.
- 5) TRUMM (wie Anm. 2) Abb 24, S. 180.
- 6) NICK, M. (1945): Die Entdeckung von Europa durch die Griechen, Basel. Vgl. LEHMANN, H.-D. (1993): Zu den ältesten Toponymen im Herzen Europas im Umfeld der autochthonen Religiosität der Vorzeit. – Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 93: 79-107, bes. S. 83f.
- 7) BITTEL, K., KIMMIG, W., SCHIEK, S. (1983): Die Kelten in Baden-Württemberg S. 410 f und 421 f.
- 8) SPINDLER, K. (1983): Die frühen Kelten. Stuttgart, S. 325 ff.
- 9) LEHMANN (1993): wie Anm. 6 S. 96.
- 10) FINGERLIN, G. (1971): Rheinheim-Dangstetten. Ein Legionslager aus früh römischer Zeit am Hoahrhein. – Archäologische Nachrichten aus Baden 6: S. 3-12.
- 11) TRUMM (wie Anm. 2) S. 381-384.
- 12) Spätkeltische Funde bei Schleitheim, römerzeitliche Funde des 1. Jahrhunderts sowie gallorömische Umgangstempel (TRUMM wie Anm. 2, S. 194 und Katalog, S. 343-349) sind mit dem keltisch geprägten Ortsnamen Juliomagus gut zu vereinbaren.
- 13) PEKÁRY, T. (1968): Untersuchungen zu den römischen Reichsstraßen. Antiquitas Reihe 1, Abhandlungen zur alten Geschichte 17, S. 10-13.
- 14) FREZOULS, E. (1990): Gallien und Römisches Germanien. – In: VITTINGHOFF, F. (Hrsg.): Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte in der Römischen Kaiserzeit Bd. 1, 1990, S. 467.
- 15) wie Anm. 1)

Eingang des Manuskripts: 3.9.2003

Anschrift des Verfassers: Dr. Hans-Dieter Lehmann, In der Ganswies 2, 72406 Bisingen-Zimmern

Die Auswirkungen des Reichsdeputationshauptschluss auf das Kloster Amtenhausen

von Fritz Vögele

Im Jahre 2002 gedachte Immendingen der 900-jährigen Grundsteinlegung des ehemaligen Klosters St. Sebastian in der badischen Baar. Am 25. Februar 1803 beschloss der Reichsdeputationshauptschluss, dass die Reichsabteien und auch die kleinen Klöster säkularisiert werden. Der Sonderfrieden von Basel eröffnete bereits die geheimen Bestimmungen über die Entscheidung der Fürsten Deutschlands, die Napoleon in seinen Eroberungszügen unterstützten. Im Frieden von Luneville 1801 wurden sie konkretisiert. Frankreich drängte an den Rhein. Deutschlands Strom war nun Deutschlands Grenze geworden. Dieser Friede bestimmte auch, dass die Reichsstände und die Fürsten für ihre Verluste auf der linken Rheinseite durch kirchliche und geistliche Besitzungen entschädigt werden sollten, die im Reichsdeputationshauptschluss zur Durchführung kamen. Viele „Säkularisierte“, vor allem Ordensleute, mussten sofort ihre Klöster verlassen. Mit einem Schlag verloren sie ihre Heimat, den Lebensinhalt und auch ihre Existenzgrundlage. Manche Mitglieder der Abteien wurden sogar des Landes verwiesen.

Am 16. November 1802 fand in Bachzimmern die Unterzeichnung des Auflösungsdekretes für das Benediktinerinnenkloster St. Sebastian zu Amtenhausen statt. Unterzeichnet wurde die Auflösungsakte von der „Hochfürstlich-Fürstenbergischen geheimen Converenz Kanzlei“, vertreten durch „Rautter priv. geh. Kanzleisekretär“. Der Beschluss hatte folgenden Wortlaut (zitiert n. J.B. SCHÖNSTEIN 1826):

„Von Gottes Gnaden Wir Karl Joachim des Heiligen Römischen Reichs Fürst zu Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, befehlen und verordnen daher gnädigst:

- 1. Alle in unserem Fürsten-Reiche bestehenden Klöster in unserem Namen in provisorischen Besitz genommen werden.*
- 2. Das ganze Klostergut, die Gerichtsbarkeiten in unserem Namen verwaltet und ausgeübt werden.*
- 3. Die Äbtissin steht dem Kloster wie bisher vor. Nur darf sie ohne Erlaubnis unserer General-Spezial-Verwaltung nichts vereinbaren oder veräußern.*
- 4. Die provisorische Besitznahme ist nach den Instruktionen so zu vollziehen, daß unsere landesväterlichen Absichten auf keine Art verfehlt werden.*
- 5. Die vorhandenen Novizen ohne Landesherrliche Erlaubnis nicht zur Profess zuzulassen, auch keine Novizen anzunehmen.*
- 6. Die Instruktionen sind allen Klöstern am gleichen Tag auszuhändigen.*
- 7. Den Vorsteherinnen der Frauenklöster ist zu eröffnen, dass sie keine Verhaltensanweisungen vom „Pater domus“ oder dem Beichtvater anzunehmen haben.*
- 8. Den Frauenklöstern ist zu eröffnen, dass sich in den klösterlichen Verhältnissen nichts ändert und auf keinen Fall eine persönliche Säkularisation beabsichtigt werde.*
- 9. Gegenwärtiges Landesherrliche Dekret sind in Abschrift den betreffenden zu übergeben.*

So geschehen, Bachzimmern, den 16.11.1802“

Am 29. Dezember 1802 wurde dem Kloster die Auflösung und Wegnahme ihrer Stiftungsgüter angekündigt. „Welch tiefst schmerzende Auflösung! Welch unermesslicher Verlust! Alleine Gott ließ es geschehen“, so berichtet uns der Chronist Prior Baptist SCHÖNSTEIN (1826). Am 21. Januar 1803 legte man die Pensionsbestimmungen in der geheimen Konferenz zu Donaueschingen fest. Mit diesem Dekret war das endgültige Schicksal Amtenhausens besiegelt.

Ein gelehrter Protestant jener Zeit, Dr. BECKER, Hofprediger in Donaueschingen, schreibt: „Wen haben diese geistlichen Stifte geschädigt, den sie nun entschädigen mussten oder mußten es gerade nur geistliche – Gott und der Kirche gewidmete Güter sein, womit die Beschädigten sollten befriedigt werden. Indessen ist das Urteil einmal ausgesprochen, und so viele wehr- und schuldlose Klostersgemeinschaften mußten sich und das ihrige ganz hingeben“ (zitiert n. W. HAKER 1936).

Das Stift Amtenhausen, das über 700 Jahre seine klösterliche Eintracht aufrecht erhalten hat und all die schweren Zeiten des 30-jährigen Krieges und die Drangsale des ausgehenden 18. Jahrhunderts überstanden hatte, wurde gleich anderen durch den gewaltigen Zeitsturm hinweggerafft. Dabei hatte es noch Glück im Unglück, wie der ehemalige Prior und Beichtiger des Klosters, Johann Baptist SCHÖNSTEIN (1826), ausdrücklich festhält:

„Zum Glück kam es an das erhabene Haus Fürstenberg, welches als eines der ältesten Häuser mit dem Kloster seit dessen Gründung als Landesschutz und Schirmherr in Verbindung stand. Daher behandelte es das gefallene Stift noch huldreichst, besorgte die Insassen mit hinlänglichem Unterhalt und gestattete ihnen in ihrem Hause in klösterlicher Verbundenheit noch ihre wenigen Lebensjahre zu beschließen. Für welche hohe Gnade diese bis dorthin den Segen Gottes über das Hochfürstliche Haus Fürstenberg dankvollst erfliehen werden.“

Somit gingen auch die Besitzungen des Klosters in die F.F. Verwaltung über:

1 472 Jauchert im Amtenhauser Tal
100 Jauchert auf der Länge
78 Jauchert in Hochemmingen
48 Jauchert am Reckenbach
1 698 Jauchert Wald insgesamt (n. HAKER 1936)

In über 40 Ortschaften in der Baar hatte die Abtei Grundbesitz. In Hallau (Schweiz) besaß das Kloster große Rebflächen, auf denen der geschätzte Rotwein heute noch wächst. In Kattenhorn (Untersee) und Engen nannten sie Weingüter ihr Eigentum. In Unterbaldingen steht heute noch die Amtenhauser Zehntscheune mit dem bekannten Spruch der Erbauerin: „Wünsch mir einer was er will, so geb ihm Gott 100 mal soviel.“

Nach dem Auszug der letzten Nonne Agatha Krebsler begann man mit dem Abbruch der Klostergebäude. Nichts blieb verschont. Selbst der Friedhof fiel der Spitzhacke zum Opfer. Nur das heute in Privatbesitz befindliche Prioratshaus überstand die Säkularisation.

Pater Isidor, der letzte Beichtvater, nahm in Versform Abschied von Amtenhausen (zitiert n. HAKER 1936):

„Mag der Klosterbau zusammenstürzen,
Mag der Neid der Frommen Glück verkürzen,
Gutes lebt doch ewig fort.
Ewig bleibt des Herren Wort;

*Selig die Armen und selig die Reinen,
Selig die trauern und selig die weinen
Denn sie erwartet der Seligkeit viel
Einst an der irdischen Wanderschaft Ziel.“*

Quellen und angeführte Schriften

Manuskript ohne Titel und Verfasser aus dem Jahre 1919. Pfarrei Zimmern, heute Privatbesitz

HAKER, W. (1936): Aus der Geschichte des Klosters Amtenhausen. „Donaubote“ v. 19.1.1936

LAUER, H.(1928): Kirchengeschichte der Baar. Donaueschingen

SCHÖNSTEIN, J.B. (1826): Stiftung und Schicksal des ehemaligen Klosters Amtenhausen. Einsiedeln
(Verlag Benzinger)

Eingang des Manuskripts: 10.10.2003

Anschrift des Verfassers: Fritz Vögele, Brunnenstraße 2, 78134 Immendingen

Neue archäologische Fundstellen auf Gemarkung Hondingen

von Jutta Klug-Treppe

Im Juli 2003 entdeckten die beiden Geologen Dominik Ruepp und Martin Fetscher auf Gemarkung Hondingen (Stadt Blumberg) im etwa 5 m breiten Trassenbereich der Erdgasleitung DN 300 PN 67,5, Abzweigung Aulfingen-Blumberg-Döggingen südlich von Hondingen (Abb. 2), im Abschnitt nördlich des Stoberges, drei archäologische Fundstellen (Abb. 1 „F“). Sie informierten umgehend Prof. G. Reichelt und S. Huber-Wintermantel. M.A. (Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar) über diese Entdeckungen, die wiederum das Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg, davon in Kenntnis setzten.



Abb. 1: Lage der Fundstellen (Karten-
grundlage: TK 50 L 8116 Donaueschingen)

Eine weitere Fundstelle mit urnenfelderzeitlichen Keramikscherben wurde oberhalb davon im Gewinn „Tiefe Steig“ angeschnitten. Es handelt sich hierbei um die Reste einer Sied-

Es schloss sich eine kleine Untersuchung an, bei der die angeschnittenen Fundstellen von Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes, Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg (M. Bischler und J. Kordsmeyer) dokumentiert wurden.

Im Gewinn Kälberwaid („Fetschers Wiese“) waren unmittelbar unter der Grasnarbe die untersten Fundamentreste eines rechteckigen Mauerwerkes angeschnitten worden. Erhalten war noch die unterste Fundamentlage eines Mauerrechtecks von 1,8 m und 6,3 m Länge, einer durchschnittlichen Breite von 1,10 m und einer Höhe von 0,13 m (Abb. 3). Es handelt sich um die Reste eines wohl römischen Gebäudes, dessen Ausdehnung unbekannt ist; Luftbildaufnahmen in der Umgebung ließen keine Fortsetzung der Mauerzüge erkennen.

Etwa 100 m von dieser Fundamentecke entfernt wurde das Fragment einer römischen sog. Fibel mit Emailinlagen gefunden. Die Bronze-

fibel hat einen rechteckigen Bügel, der in sieben kleine rechteckige Emailfelder eingeteilt ist, deren Emailfüllungen leider fehlen; ebenso die Nadel. Der Nadelhalter ist im Ansatz erhalten; der Fibelfuß profiliert. Sie ist zeitlich in das ausgehende 1. Jahrhundert und in die 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. einzuordnen (Abb. 4).



Abb. 2: Gasleitung Juli/August 2003. Gesamtsituation (Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg)



Abb. 3: Reste der Mauerfundamente bei Hondingen (Foto: G. Reichelt)



Abb. 4: Fragment der römischen Emailfibel von Hondingen (Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg)



Abb. 5: Das Steinbeil von Hondingen (Foto: G. Reichelt)

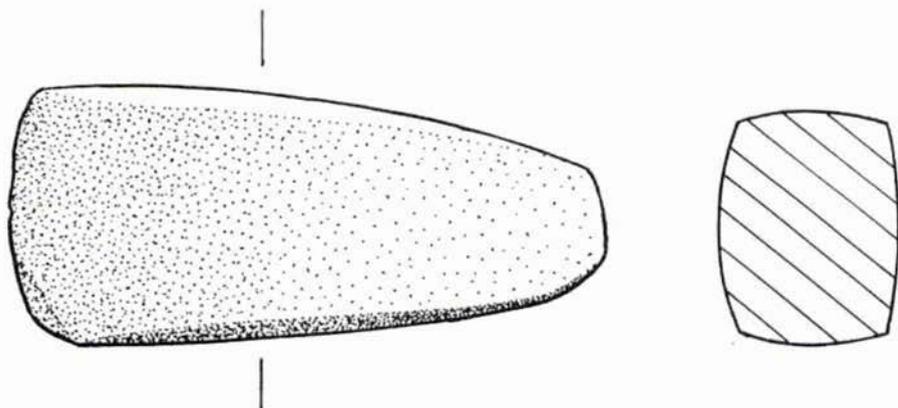


Abb. 6: Zeichnung des Steinbeils (Clark Urbans, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Freiburg)

lung aus dem 10. Jahrhundert v. Chr., von der sich lediglich Keramikscherben aus Abfallgruben erhalten hatten.

Bei diesen Funden wurde auch ein spitznackiges Steinbeil mit rechteckigem Querschnitt und geglätteter Oberfläche entdeckt (Abb. 5). Es hat eine Länge von 7,8 cm; die Breite der Schneide beträgt 3,2 cm (Abb. 6). Es gehört zeitlich in die Jungsteinzeit (4. Jahrtausend v. Chr.), kann aber auch noch in jüngeren Zeiten Verwendung gefunden haben.

Die innerhalb der Gasleitungstrasse entdeckten Fundstellen sind die ersten archäologisch sicher nachgewiesenen Fundstellen auf Gemarkung Hondingen, sieht man von einer Wallanlage auf dem Sissiberg ab, über deren Datierung unterschiedliche Ansichten bestehen.

Eingang des Manuskripts: 10.10.2003

Anschrift der Verfasserin: Dr. Jutta Klug-Treppel, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Archäologische Denkmalpflege, Marienstraße 10a, 79098 Freiburg i.Br.

Jungsteinzeitliche Steinaxt in der Westbaar

von Gerrit Müller

Ein Landwirt aus Unadingen (Ortsteil von Löffingen) fand im Frühjahr 2003 bei der Feldbestellung im Gewann „Hinter den Linden“ südlich des Ortes eine gut erhaltene Steinaxt. Sie wurde durch Vermittlung des Heimatforschers Emil KETTERER aus Bachheim an das Landesdenkmalamt Freiburg zur Untersuchung übermittelt. Der von Frau Dr. V. NÜBLING erstellte Fundbericht gibt die Maße mit 14,6 cm Länge, 8,0 cm größter Breite und 5,0 cm Dicke an. Das Gewicht liegt bei einem kg, die nahezu kreisrunde Bohrung weist einen Durchmesser von 2,5 cm auf. Die Axt stammt aus der mittleren Jungsteinzeit und ist damit rund 5000 Jahre alt. Sie besteht aus einem im Schwarzwald und den Alpen häufigen Hornblende-Gneis, der laut Begutachtung des Mineralogen Prof. em. Dr. W. WIMMENAUER aus Freiburg keinen genaueren Rückschluss auf die Herkunft zulässt.

Die Beschaffenheit der Axt deutet eher auf eine Waffe als auf ein Werkzeug hin. Ein vielleicht ähnliches Gerät wurde nicht weit vom Fundort bereits 1907 bei einem Wegebau auf Gemarkung Bachheim gefunden und in den „Badischen Fundberichten“ als jungsteinzeitliches Steinbeil beschrieben. Es blieb in Privatbesitz und ist leider schon länger verschollen. Weitere sonstige Fundstücke aus der Jungsteinzeit von der Westbaar liegen an mehreren Orten vor.

Die Axt wird bei Emil Ketterer verwahrt, der sie der Stadt Löffingen für ihr Heimatmuseum überlassen will.



Eingang des Manuskripts: 22.10.2003

Anschrift des Verfassers: Dr. Gerrit Müller, Simonswinkel 16, 79877 Friedenweiler

Eine „Wuhrquelle“ in Hüfingen?

von Bernhard J. Wintermantel

Ort einer hydrologischen Beobachtung und Untersuchung war das Bregflussbett unterhalb des Wehrs an der Gemarkungsgrenze von Bräunlingen und Hüfingen entlang des Gewanns Wuhrwies. Flussabwärts schließt die Bregversickerung im Flussknie im östlichen Teil des Gewanns Wuhrwies an.

In diesem Bereich der Breg ist im Hochsommer das Wasser spürbar kälter als oberhalb des Wehrs. In kalten Wintern können zwischen Wehr und Bregversickerung dauerhafte Eisfahnen beobachtet werden. Diese Beobachtungen ließen einen Wasserzutritt, möglicherweise als Quellschüttung, innerhalb des Bregbettes vermuten.

Der außergewöhnlich heiße und trockene Sommer 2003 ermöglichte eine genauere Beobachtung. Die relativ hohe Wassertemperatur der Breg zu diesem Zeitpunkt ließ signifikante Temperaturdifferenzen zum Zutrittswasser und damit aussagekräftige Ergebnisse erwarten. Außerdem bestand die Erwartung, durch den niederen Wasserstand den direkten Wasserzufluss innerhalb des Flussbettes beobachten zu können. Da durch bauliche Maßnahmen im Wehr ein Mindestwasserdurchfluss von einem Kubikmeter vorgesehen ist¹, bestand die Möglichkeit einer darauf basierenden quantitativen Berechnung der Zuflussmenge.

Ende Juni 2003 erfolgten die protokollierten Beobachtungen, Temperaturmessungen und Entnahmen von Wasserproben. Im Bereich einer zugänglichen Kiesbank, ca. 160 m unterhalb des Wehrs konnte wenige Zentimeter über dem Bachwasserniveau im Bereich der aufsteigenden rechten Uferböschung ein Wasseraustritt beobachtet werden, der sich durch eine leichte Schürfung zu einem für die Temperaturmessung und Probenahme geeigneten Rinnsal sammelte.

Temperaturmessung (mit geeichtem Quecksilberthermometer) und Probeentnahme erfolgten an drei Stellen: in der Breg oberhalb des Wehrs, im Rinnsal des Wasseraustritts und in der Breg, cirka 90 m unterhalb des Wasserzutritts.

Wassertemperaturen	C°
Breg oberhalb des Wehrs	20,0
Wasseraustritt	12,0
Breg unterhalb des Wasserzutritts	19,1

Bei den entnommenen Wasserproben wurde der pH-Wert und die elektrische Leitfähigkeit gemessen.

	pH	µS/cm
Breg oberhalb des Wehrs	7,18	127,9
Wasseraustritt	7,43	177,8
Breg unterhalb des Wasserzutritts	7,2	133,5

Die gemessene Temperatur des zutretenden Wassers lässt ausschließen, dass es sich lediglich um unterirdisch zufließendes Bregwasser aus dem Bereich oberhalb des Wehrs handelt.

Bezogen auf die vorgesehene Mindestdurchflussmenge des Wehrs von einem m^3/s muss aus den gemessenen Temperaturwerten – auch bei Berücksichtigung eines eventuellen trockenheitsbedingten Minderdurchflusses – auf eine beachtliche Schüttmenge von etwa 100 l/s geschlossen werden. Diese Größenordnung der Schüttmenge wird bestätigt durch die ermittelten pH- und Leitfähigkeitswerte.

Die pH- und Leitfähigkeitswerte deuten darüber hinaus darauf hin, dass es sich bei dem zutretenden Wasser nicht oder nicht nur um Grundwasser aus dem Bregtal, sondern zumindest teilweise um Quellwasser aus dem südlich liegenden Muschelkalk handelt. Die festgestellte Schüttmenge während einer außergewöhnlichen Trockenperiode im Beobachtungszeitraum lässt ein größeres Einzugsgebiet vermuten.

Die Diskrepanz zwischen dem beobachteten Rinnsal und der rechnerisch ermittelten relativ großen Schüttmenge lässt, gestützt auch auf die winterlichen Beobachtungen der eingeschränkten Eisbildung, auf einen langgezogenen Eintrittshorizont der Quelle, vermutlich über einem Lehnhorizont über dem Schotterkörper des Bregtals im Einmündungsbereich des Schosemer Tales in das Bregtal, schließen.

Angeführte Schriften

- HÖTZL, H. (1973): Die Hydrologie und Hydrochemie des Einzugsgebietes der obersten Donau. – Steirische Beiträge zur Hydrogeologie. 25: 5-102, Graz 1973
LECHER, K. (Hrsg.): Taschenbuch der Wasserwirtschaft. Berlin 2001

Anmerkungen

- 1) nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dipl. Ing. Franz Heitzmann, Rottweil, zur wasserrechtlichen und technischen Regelung im Bereich Breg/Gewerbekanal in Hüfingen

Eingang des Manuskripts: 10.10.2003

Anschrift des Verfassers: Bernhard J. Wintermantel, Dipl. Ing. agr., Bräunlinger Str. 6, 78183 Hüfingen

Elisabeth Fürstin zu Fürstenberg würdigt den Verein für Geschichte und Naturgeschichte

von Günther Reichelt

Bei der Vorbereitung zum 200jährigen Jubiläum des „Baarvereins“ fand der Verfasser im Vereinsarchiv ein Handschreiben der Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg vom 20. Oktober 1806, welches an die neu gegründete „Gesellschaft vaterländischer Freunde der Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau“ gerichtet und mit einem kostbaren Geschenk verbunden war. Die Gesellschaft wurde 1842 in „Verein für Geschichte und Naturgeschichte“ umbenannt und 1870 mit dem Zusatz „der Baar“ versehen. Das Dokument verdient es, aus den grauen Archivkästen ans Licht der Öffentlichkeit gehoben zu werden.

Zur Vita der Fürstin

Die Fürstin wurde als Maria Elisabeth Alexandrina, Augusta Carolina Josepha Walburga, Tochter des Prinzen Alexander von Thurn und Taxis und der Prinzessin Maria Henriette zu Fürstenberg, am 30. November 1767 in Regensburg geboren. Sie heiratete am 4. November 1790 Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg. Der Ehe entsprossen fünf Kinder, von denen jedoch nur zwei das Erwachsenenalter erreichten, Maria Leopoldine (1791-1844) und Karl Egon (1796-1854), der spätere Fürst. Der Gatte der Fürstin fiel im März 1799 als Kaiserlicher Feldmarschall-Leutnant bei Stockach im Kampf gegen die Franzosen.



Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg, geb. Thurn und Taxis
(1767 - 1822)

Der Fürstin blieb die Erziehung ihrer beiden Kinder vorbehalten, während sie von politischen Entscheidungen „rechtlich und tatsächlich“ ferngehalten wurde (BADER 1956: 122). Diese wurden vom einstweiligen Vormund des jungen Fürsten, dem kinderlosen Fürsten Karl Joachim, und dessen Regierungspräsidenten, Joseph Kleiser von Kleisheim, getroffen. Erst nach dem Tode Karl Joachims im Jahre 1804 mischte sich Elisabeth zunehmend in das politische Geschehen ein. Ihr ebenso kluger wie leidenschaftlicher Kampf

um die Erhaltung der Rechte des Hauses Fürstenberg vor, während und nach der Mediatisierung seines Territoriums führte sie schließlich als Sprecherin an die Spitze der mediatisierten Reichsstände, ehe sie endlich 1816 das Scheitern aller Bemühungen einsehen musste und sich aus der Tagespolitik zurückzog. Freundschaftlich eng mit dem fürstenbergischen Oberlandforstmeister Joseph von Laßberg seit 1805 verbunden, lebte sie mit ihm fortan auf Heiligenberg oder in Eppishausen, wo sich beide dem Aufbau der Laßberg'schen Sammlung widmeten. Sie starb am 21. Juli 1822. Kein Geringerer als Karl Siegfried BADER (1956: 120) nennt sie die „bedeutendste Frauengestalt, die das Haus Fürstenberg im 18. und 19. Jahrhundert hervorgebracht hat“. Dem ist auch heute nichts hinzuzufügen.

Zum Umfeld des Briefes

Nach 8 Jahre währendem Planen und Drängen des Immendinger Reichsfreiherrn Friedrich Roth von Schreckenstein war am 19. Januar 1805 endlich die „Gesellschaft der vaterländischen Freunde der Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau“ aus der Taufe gehoben worden und unter das Protektorat des noch regierenden Hauses Fürstenberg gestellt worden, was von Karl Joachim, Vormund des noch unmündigen jungen Fürsten, mit prachtvoller Urkunde buchstäblich besiegelt wurde. Am 24. Mai 1805 reiste die Fürstin Elisabeth mit ihren Kindern von Prag her nach Donaueschingen, um die Huldigung für Ihren Sohn entgegen zu nehmen. Aber schon im Sommer fuhren sie nach Prag zurück, war dieses doch sicherer als die Baar, das seit Jahren leidgeprüfte Durchzugsgebiet für Soldateska aller Couleur. Von dort aus versuchte sie, dem Landhunger ihrer süddeutschen hochfürstlichen Nachbarn von Napoleons Gnaden entgegenzutreten. Tatsächlich wurde die auf deren Betreiben schon verfügte „Sequestrierung“ des Fürstentums durch Napoleon (vorübergehend) rückgängig gemacht. Dennoch erfolgte 1806 endgültig die Aufteilung des Landes Fürstenberg unter Baden, Württemberg und Hohenzollern.

In diesen aufregenden Wochen und Monaten, die mit Überlegungen und hektischen diplomatischen Aktionen zur Verbesserung der Lage der Standesherrschaft Fürstenberg sowie offenen und versteckten Auseinandersetzungen zwischen Fürstin und Laßberg einerseits, dem taktierenden Präsidenten Kleiser andererseits ausgefüllt waren, denkt die inzwischen wieder nach Donaueschingen zurückgekehrte Fürstin auch an die neu gegründete Gesellschaft an den Quellen der Donau. Ihr Handschreiben vom 20. Oktober 1806, zugleich eine ästhetische Kostbarkeit, ist im Archiv des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar erhalten und wohl wert, nach fast 200 Jahren in den „Schriften der Baar“ veröffentlicht zu werden.

Das Schreiben

Meine Herrn!

Sein Vaterland kennen lernen und ihm nützen, ist zwar die heilige Pflicht jedes Staatsbürgers; allein, nicht immer ist der einzelne in so glücklichen verhältnissen, mit Kraft und erfolg auf diesen schönen zweck hinarbeiten zu können, durch vereinigung Individuen bestrebens, wird die Kraft vervielfacht und der Erfolg gesichert! Der Zusammentritt mehrerer würdiger Fürstenberger in eine Patriotische gesellschaft, mußte mich daher mit sehr angenehmen Empfindungen erfüllen, und ich habe lange darauf gedacht, wie ich derselben meiner aufrichtigen Hochschätzung, irgend einen beweis geben könnte: da ich erfuhr, daß Sie meine Herrn! Eine Karte für die Vaterländische Flora bearbeiten lassen und die höhe unsrer Berge in dieselbe aufzunehmen wünschen, so gab ich dem H: Landesoberforstmeister B^{om} von Laßberg den Auftrag ein zu bestimmung derselben taugli-

ches Instrument anzuschaffen, welches Ich Ihnen hier mit dem Wunsch übermache daß Sie dasselbe als ein beweis meiner innigsten achtung, und der versicherung annehmen möchten, wie angenehm es mir jeder zeit sein wird, auch von meiner Seite zu Erreichung Ihrer gemeinnützigen Zwecke beyzutragen.

Elisabeth werwittwete fürstin
zu Fürstenberg geborene fürstin von
Thurn und Taxis

Donaueschingen, den 20. Oct: 1806

Meine Herrn!

N^o 36

Ihre Wohlthaten können kaum und ich mußte, ich zweifle
die frühere Wohlthat jedes Staats-Bürgers, allein, nicht
immer ist, das anzunehmen so glücklichem Anfall müssen,
mit Kunst und Nachsicht muß, diesem Anfall zuweilen für
vorbereiten zu können, durch vereinigung Individuen beher-
brud, wird die Kunst von Sündlichkeit und die Folge geschicklich?
das zu bewerkstelligen mancher würdigen Fürstenbergers in einer
Patriotischen Gesellschaft, mühte sich dessen mit jeder möglichen
Beschleunigung nachzusehen, und ich habe keine Ursache, gerade
wird ich Anstaltsverwaltung möglichst hochschätzung, irgend
nimmens bescheiden geben könnte: Da ich nicht, daß die meine
Herrn! eine Anzahl für die Wohlthatigen Flora beschreiben
lassen, und die sehr unsere Herrn in dieser nicht zu empfangen
wünschen, so gab ich dem H. Landesoberverwalter von
von Laßberg die Anweisung, wie zu beschleunigung Anstalts-
tauglichen Instrumente anzuschaffen, welches Ich Ihnen hier
mit dem Wunsch übermache, daß Sie die Anstalts als eine bescheiden
nimmens Anstaltsverwaltung, und die Anstaltsverwaltung Anstalts-
wünschen, wie möglichen es wird jedes Zeit, sein wird, nicht

Kurze Erläuterung

Die Fürstin nimmt bezug auf eine Formulierung, welche die junge Gesellschaft zu ihrem Leitgedanken erhoben hatte: „das Vaterland kennen lernen und ihm nützen“. Sie stammt vom Initiator der Gesellschaft, dem Immendinger Reichsfreiherrn Friedrich Roth von Schreckenstein und wurde der „Konstitutionsakte“, also der Satzung der Gesellschaft, vorangestellt. Diese Konstitutionsakte hatte Joseph von Laßberg auf seiner hauseigenen Presse 1805 in 150 Exemplaren drucken lassen und die erste Seite einzig diesem Satz vorbehalten. So musste auch die Fürstin sofort darauf stoßen, nachdem ihr Laßberg ein Exemplar überreicht hatte.

Die Gesellschaft wollte die schon von Roth von Schreckenstein begonnene „Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars; dann vom Einfluß der Schussen in den Bodensee bis zum Einfluß der Kintzig in den Rhein“ fortsetzen, von der bereits der erste Band beim Hofbuchdrucker Willibald in Donaueschingen 1804 erschienen war. Im weiteren Verlauf war eine Karte geplant, die den ganzen Bereich der Flora darstellen sollte. Hierzu hatte Schreckenstein bereits barometrische Höhenmessungen angestellt, die mit analogen Messungen in Schaffhausen, Sigmaringen und auf dem Heiligenberg verglichen und abgestimmt werden sollten. Darüber liegen umfangreiche Aufzeichnungen im Vereinsarchiv vor. Aber leider sind bisher weder der Entwurf noch eine gedruckte Karte aufgetaucht, die dem beabsichtigten Werk entsprechen könnten.

Die Fürstin hat, wie aus dem Brief hervorgeht, dem Verein ein Barometer „vermacht“; das geschah offensichtlich auf den Rat oder sogar Wunsch ihres Freundes v. Laßberg, der in die Unternehmungen der Gesellschaft eingeweiht war und ihr auch eigene Beiträge zulieferte. Das Vereinsarchiv enthält zahlreiche Berichte, Gutachten und andere Schriftstücke von der Hand Laßbergs. Leider ist der Verbleib des von der Fürstin erhaltenen, kostbaren Instruments nicht geklärt. Vermutlich ist es das gleiche Gerät, mit welchem noch spätere Forscher des Vereins, so A. Hopfgartner um 1871, systematisch den Luftdruck in langjährigen meteorologischen Messreihen registriert haben (HOPFGARTNER 1872, 1885).

Angeführte Schriften und Quellen

- BADER, K. S. (1956): Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg im Kampf um die Erhaltung der Rechte ihres mediatisierten Hauses. – Schriften der Baar 24:118-153
- HOPFGARTNER, A. (1872): Resultate der meteorologischen Beobachtungen, angestellt im Kalenderjahr 1872 zu Donaueschingen (691,8 m überm Meere). – Schriften der Baar 2:185-194
- HOPFGARTNER, A. (1885): Dreizehnjährige meteorologische Beobachtungen für Donaueschingen. – Schriften der Baar, 5: 1-15
- REICHELT, G. (2003): Zur Vor- und Frühgeschichte des Baarvereins. – Mskr. zum Druck in: Schriften der Baar, Band 48, vorgesehen
- Vereinsarchiv, Kasten 5.

Eingang des Manuskripts: 14.10.2003

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Günther Reichelt, Schulstr. 5, 78166 Donaueschingen

Grausam grinsen Rübengeister – ist erst aller Seelen Tag gekommen: Christen in Erwartung der Endzeit

von Michael J. H. Zimmermann *

* Beatrix Hermann zugeeignet

War die Ernte eingebracht und mussten nur noch die Runkelrüben aus dem Boden gezogen werden, nahte für die Jugend im Herbst mit seinen frühen Nächten eine Zeit, die ihr ein besonderes Vergnügen bescherte¹⁾: Die Knaben vor allem, die schon zur Schule gingen, „beschafften“ sich Rüben auf ihre Weise: „Es war Ehrensache, daß man sich dazu die Angesa (= Runkelrüben) nicht irgendwo erheischte, sondern klaut: ‚Angesa klämma und in Sack iiaschtämma.‘“²⁾

Die Burschen höhlt eine Futterrübe aus, schnitten Mund, Nase und Augen heraus, stellten eine Kerze - in Zeiten einer um sich greifenden Technisierung des Alltagslebens gelegentlich auch eine Taschenlampe - hinein und befestigten den „Schädel“ auf Mistgabeln. So zogen sie als „Goaschter“ durch die Straßen und Gassen der Stadt; erschreckten Frauen und nicht gar so ängstliche Mädchen in der Dunkelheit; spähten nach Fenstern, deren Läden noch nicht geschlossen waren, um mit ihren „Toodakhepf“ (Totenköpfen)³⁾ manch altes Weiblein das Gruseln zu lehren.

Doch böse waren solche Rübengeister kaum – besonders dann nicht, wenn man sie ins Haus bat und verköstigte.⁴⁾ Ob einstens mit dem Zug kleinerer Gruppen ein regelrechter Heischegang verbunden war, ist allerdings nicht mehr mit letzter Sicherheit auszumitteln; zu vermuten freilich steht er schon. Oft stellte man die Erzeugnisse knäblicher „Schnitzkunst“ auch nur auf ein Mauerle oder einen Fenstersims, von wo sie, gruselig-schön anzuseh'n, glühend in die Nacht grinsten.

In Verse gebracht hat solch altertümlich anmutendes Brauchtum Roderich TINZMANN in seiner „Rübenballade“: *„In der goldenen Herbsteszeit / leuchten Rüben weit und breit. / Diese reife, dicke, fette / zieht der Fritz aus ihrem Bette. // Schon hat die Rübe eine Glatze! / Und mit dem Messer - kritze, kratze - / höhlt Fritz beim nahen Bauernhaus / den Rübenkopf von innen aus. // Er schneidet hurtig, gar nicht faul, / mit seiner Klinge jetzt ein Maul, / zwei Augen, Nase in die Runkel / und wartet, bis es völlig dunkel. // Und als die Nacht ins Städtchen zieht, / die Runkel magisch-grinsend glüht; / sie glotzt zum Schrecken aller Frau'n / als Totenkopf vom Gartenzaun.“*⁵⁾

Von Interesse ist dies Gedicht auch deshalb, weil die geschnitzte Rübenmaske als „Totenkopf“ bezeichnet wird – eine Benennung, die nach Auskunft alter Schwemninger zutreffend ist. Zu denken gibt fernerhin die zeitliche Nähe zu Allerseele, weshalb sich die Frage aufwirft, ob wir es – nicht anders als bei den im Angelsächsischen üblichen Bräuchen an Hallowe'en⁶⁾ (dem Abend vor Allerheiligen) – hier mit einem Relikt aus alter



Abb. 1: „Angesa klämma und in Sack iiasch-tämma“: Ehrensache war es für die Brauch-übenden, die Runkelrüben nicht zu erbitten, sondern sie sich einfach zu nehmen. Ein bräuchlicher Diebstahl steht am Anfang des Kinder-vernügens.



Abb. 2: „Es höhlt der Bursch beim Bauernhaus/ den Rübenkopf von innen aus“: Mühsam ist es, die geklaute Runkelrübe von innen sauber auszuhöhlen; doch ohne Fleiß kein Preis – und selten das Vergnügen, das zutiefst befriedigt.



Abb. 3: Gesicht gewinnt der „Rübengeist“ in der Hand des jungen Künstlers: Mit scharfer Klinge schneidet er Augen, Nase, Mund in die zuvor ausgehöhlte Runkelrübe. (Alle Abb. liegen im Stadtarchiv VS-Schwenningen. Reproduktionen: M. Zimmermann)

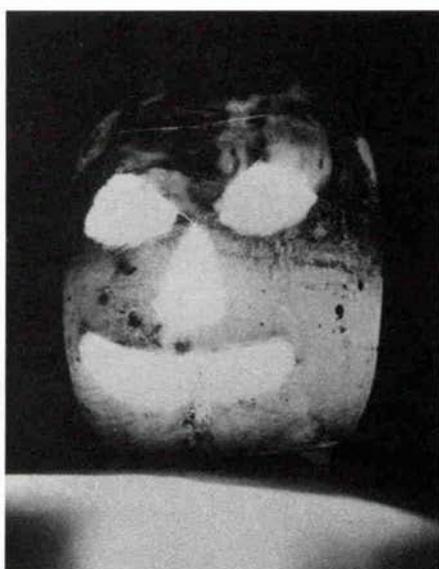


Abb. 4: „Und als die Nacht ins Städtchen zieht,/ die Runkel magisch-grinsend glüht;/ sie glotzt zum Schrecken aller Frau'n /als Totenkopf vom Gartenzaun.“ Auch an Stangen wurden die Totenköpfe bis an die Schlafzimmer hoch gehalten

Zeit, mit „Geistermasken bei periodisch wiederkehrenden Allerseelenfesten“⁷⁾, die kaum einer Kultur fremd sind, zu tun haben. Auch der christlichen nicht? Im Seelenmonat November, da der kirchliche Kalender dem Totenkult seinen angestammten Platz zuweist – in der stillen Zeit des Jahres?

Bricht über die Natur allmählich Winter ein, werden Gedanken über die Grenzen alles Lebens unabweisbar, zieht der Mensch sich in sein Inneres zurück. Hohe Zeit wird es, sich zu besinnen – und Rechenschaft sich abzulegen über alles Trachten und Treiben: Tauchen Trauer auf und Tod vor dem auf den Sinn des Seins sich Besinnenden, ertönt der Ruf nach Buße laut und Umkehr, dem ewigen Tod zu entrinnen, das ewige Leben zu gewinnen.

Der Gang führt an die Gräber der Verstorbenen; ewige Lichtlein leuchten auf den Vorhöfen des Friedens; Bereitschaft zur Buße wird bekundet – öffentlich und aus reinem Herzen, steht zu hoffen; auf fröhliche Feste verzichtet der gläubige Christ – mit Ausnahme des einen am Martinstage zu Beginn der vorweihnachtlichen Fastenzeit, an dem gleichwohl den Ton das Thema der christlichen Nächstenliebe angeben mag; der Blick auf die christlichen Kardinaltugenden Glaube, Hoffnung, Liebe sich richten; die Erwartung des Herrn im Brauchwesen deutlich hervorgehoben sein: als Erwartung der Endzeit mit dem Gericht über die Lebenden und die Toten wie als Adventserwartung der Geburt des Erlösers, die aus der düsteren Grundstimmung tiefer Nacht herausführen wird in eine zuversichtliche hellen Lichts, das ins Dunkel dringt und es verschlingt: „Denn welcher seine Zuversicht / auf Gott setzt, den verläßt er nicht!“⁸⁾

Als Lesungen für die drei letzten Sonntage vor dem Advent setzt die Kirche Schriftstellen über das Kommen Jesu zum Jüngsten Gericht – um von dem zu Ende gehenden Jahr das Denken auf das Ende der Welt zu lenken.⁹⁾ Weltgerichtsspiele¹⁰⁾ sind eine anzunehmende Aufforderung, die eigene Endlichkeit wohl zu bedenken – und die entscheidende Frage für sich zu beantworten, wie es beim Tode um die eigene Seele wohl bestellt sein werde. Die Sorge um das Seelenheil und einen guten Tod bestimmen das christliche Denken: In der *ars moriendi*, in der Kunst des Sterbens, wird das Endgericht vergegenwärtigt und das Eigengericht über jeden einzelnen veranschaulicht. Wird der Teufel die Seele holen – oder ein Engel vor Gott sie führen?

Vor der Adventszeit wird auf alle Weise an die *Quattuor Novissima*, die letzten Dinge des Menschen erinnert: Tod, Gericht, Himmel und Hölle. *Memento mori!* – „Kinder, es ist die letzte Stunde!“ (1. Joh. 2,18). Das Todesbewußtsein wird geschärft – beim Blick auf die Zeiger der Uhr, die auf die zwölfte Stunde weisen, neben niederbrennenden Kerzen, Totenköpfen: Das Lebenslicht verlischt.¹¹⁾

Die Wendung nach innen soll am Feste aller Heiligen¹²⁾ beginnen. Dem Gedenken an alle um des christlichen Glaubens willen Gestorbenen und in die Anschauung Gottes gelangten folgt dasjenige an alle im christlichen Glauben Dahingegangenen vom Anfang bis zum Ende der Welt: das Fest aller Seelen¹³⁾. An dem schon früh der Brauch sich zeigt, den Armen Brot und Wein zu reichen, die Gaben der Eucharistie – in veranschaulichender Gleichsetzung der „armen Seelen“ der Verstorbenen mit den „notleidenden“ Seelen hier auf Erden.¹⁴⁾

In dieser Vorstellung wächst die Zuwendung an die noch lebenden Heiligen, die Armen, aus dem Glauben, dass man den armen Seelen im Fegefeuer Suffragien zuwenden kön-

ne: Hilfeleistungen für die im Purgatorium zu reinigenden; „*Messopfer, Gebete, Gaben und Fasten lösen die Seelen, die das brennende Feuer festhält*“¹⁵⁾. Martin Luther wird dies im Ablassstreit dereinst bestreiten – am Vorabend des Allerheiligentages 1517, an dem Theologen traditionsgemäß über die Frage nach der rechten Buße disputieren; die Feier des Reformationsfestes hält des Wittenbergers Antwort darauf bis heute lebendig; alte Termine, zeitliche Zusammenhänge auch „*im Ringen um den rechten Glauben*“. Entschieden ist seine Absage an das Allerheiligen- und das Allerseelenfest; sie ist bei seiner Lehre der Rechtfertigung allein aus dem Glauben folgerichtig, erachtet sie die Werke doch weder als verdienstlich noch gar als heilsnotwendig.

Die Feste, so der Reformator, in der rechten Weise feierten nicht viele; die Mehrheit treibe mit ihnen Missbrauch in dem Wahn, dass das Kirchenstiften, Altarbauen, Bildermachen ... etwas Gutes sei, dass man Gott damit einen Dienst erweise, dass Menschenwerk zur Erlösung der armen Seelen beitrage, die man getrost Gottes Gnade anheimstellen möge; den „toten Heiligen“ wie die „Papisten“ gute Werke zukommen zu lassen, komme gar nicht in Frage; den „lebendigen“ solle man geben, was ihnen zugebracht: den Nackten, Hungernden, Dürstenden, Notleidenden, die Weib und Kinder haben. Und bringe eine solche Auffassung der Heiligenpflege den Geistlichen „wenig in die Küche“, so sei dies ganz ohne Belang: „*Es ist vil besser, das sie nodt leyden und vorterven wen daß die armen selen alßo yns narrenn spyl gebunden werden*“¹⁶⁾

Die katholischen Totengedenkfeste Allerheiligen und Allerseelen werden in evangelisch Landen fast allorts rasch unterdrückt werden; der Wunsch nach einem neuen Gedenktag wird aufkommen und eben dieser dem letzten Sonntag des Kirchenjahres zugeordnet werden - dem „Fest des Jüngsten Tages“: dem Totensonntag, an dem auch in den evangelischen Kirchen der Stadt Schwenningen für jeden im Lauf des Kirchenjahrs Verstorbenen ein Licht entzündet wird, das noch einmal in der Gemeinschaft der Gläubigen flackert.¹⁷⁾ Das mag ein wenig an das Lichtermeer auf den Gräbern katholischer Christen erinnern, sind es auch keine „Elendskerzen“, die hier im Chor der Kirche leuchten: am Ewigkeitssonntag, da die Lesung vom Letzten Gericht dem Pfarrer vorbestimmt ist, vor dem doch Christen aller Konfessionen sich zu verantworten haben werden, mögen sie Allerseelen feiern oder nicht.

Die es tun und aus schierer Armut zu „Seelgängern“¹⁸⁾ werden, tragen bis zur Zeit der Reformation die Brosamen für die Bedürftigen glücklich heim; in katholisch territorio sammeln die Burschen die Brotpende zum Teil noch heute ein; sackweise – im besten Falle: „Seelwecken“, Allerseelenstriezel, Totenbeinli; die alles andere sind denn Totenopfer aus nebelverhangen-mythologischer Germanenzeit.¹⁹⁾ Schwäbische „Seelen“ aus dem altgläubigen Oberland aber munden längst evangelischen Altwürttembergern; das ganze Jahr über preist fast jede Bäckerei, die auf sich hält, sie an. Ein Relikt des alten Glaubens – gleich den Rübengeistern im protestantischen Neckarquellort?

Die katholische Lehre, dass die Lebenden den Toten durch Messopfer, Gebete, Gaben und Fasten dazu verhelfen können, früher, als sonst zu gewärtigen, in die unverlierbare Anschauung Gottes zu gelangen, bildet den Kernpunkt des Armenseelenkultes. Und in der Tat sind die zum Allerseelenfest gehörigen Bräuche kirchlichen Ursprungs oder sind als Weiterbildung von Vorstellungen anzusehen, die in der Fegfeuerlehre fest verankert sind. Die Gräberprozession und die Grablichter sind wie die Seelen- und Totenfürsorge nicht heidnisches Erbe einer dämonischen Welt lange vor unserer Zeit;²⁰⁾ selbst Vorstel-

lungen von der Wiederkehr der Toten sind es nicht, hält die katholische Dogmatik doch die Rückkehr der Seele in den Leib „mit Zulassung Gottes“ für möglich.²¹⁾

Und so erzählen wundersame Geschichten von armen Seelen zu nächtlicher Stunde: „Bleichen und traurigen Antlitzes weisen sie auf die Wunden an ihrem abgehärmten Leibe und erzählen von ihrem Verschulden und von den Peinen, die sie erdulden müssen, flehen um Hilfe“²²⁾, die ihnen nach altem Glauben gewährt werden kann: durch Almosen, Brotspenden, Weinreichungen; durch Gebete, Rosenkranzandachten, Seelmessen; durch „Elendskerzen“, die entzündet werden für „der Seelen Trost“ im Elend, in der völligen Fremde: ein ewiges Licht, mehr als ein Zeichen.

Führt nicht in dieser Welt die katholische Vorstellung, dass keiner zwar für einen anderen beichten und bereuen könne, jeder aber Genugtuung für ihn leisten, um so das Einvernehmen mit Gott wiederherzustellen – und zwar durch die Zuwendung der Früchte eigener guter Werke auch für den, der nach seinem Tode dazu nicht mehr in der Lage ist;²³⁾ führt nicht am Ende gar die mit missionarischer Absicht verbreitete Erzählung von der Wiederkehr der Toten, denen zu ihrer Erlösung der Gläubige hilft auf seine Art und die dafür bei dem Spender selbst sich erkenntlich zeigen ab und an;²⁴⁾ führt nicht zum guten Schluss der Glaube, dass einer des anderen Last zu tragen vermöge über den Tod hinaus, zu einer bräuchlichen Inszenierung, die wir im Umgang der armen Seelen heut' noch fassen?²⁵⁾

Zu Geistern werden sie erst mit der Zeit. Da wird aus Kult Klamauk? Und auch Kommerz! Bis hin zum Kinoschocker („Halloween: Die Nacht des Grauens“) und zur Gruselparty einer vielleicht vorschnell zur „fit for fun“- Generation gestempelten Jugend, die doch auch alte Bräuche neu belebt – in der Stadt am Neckarquell zumindest. Deren Vorfahren werden ihren Spaß an der Freud' wohl auch gehabt haben – ohne die blasseste Ahnung von den aufgezeigten (einstigen) Zusammenhängen. Sie verlieren sich im Dunkel der Geschichte ...²⁶⁾

Angesichts all dessen braucht uns nicht zu verwundern, wenn im evangelischen Schwenningen wie seinem katholischen Umland der Brauch, der ‚Untote‘ wiederkehren lässt und Rübengeister grausam grinsen, vor gut einhundert Jahren schon nicht mehr auf einen bestimmten Tag festgelegt ist. Ist der genaue Termin aufgegeben, die Bedeutung bräuchlichen Treibens vergessen oder nur noch schemenhaft vorhanden, kommt bei einer noch stark agrarisch geprägten Gesellschaft vieles auf die Zeit der Ernte an, die sich nach den schwankenden klimatischen Bedingungen des Jahres zu richten hat: Auch die „Geisterstunde“ bestimmt sie.

Von tiefempfundener Volksfrömmigkeit bleibt, stimmt der geneigte Leser der erstmals vorgeschlagenen Deutung des harmlos anmutenden Kindervergnügens zu, nicht eben viel, ja eher wenig. Für sie zu sprechen freilich scheinen (einstiger) Termin, Form und Norm, Gehalt und Gestalt wie, neben Brauchresten eines Heischeganges, auch der bräuchliche Diebstahl: Gelegentlich verköstigten sich die kleinen „Rübengeister“ selbst – ohne Wissen ihrer Gastgeber; unheimliche Allerseelengänger, die schlicht einen recht weltlich-diesseitigen Hunger mitbrachten.²⁷⁾

Anmerkungen und Quellen

- 1) WUNDERLICH, Brauchtum im Jahreslauf in Schwenningen a. N. (Mskr. Zulassungsarbeit zur 1. Prüfung für das Lehramt der Volksschule) Reutlingen 1965, S. 62f.

- 2) G. F. WEBER-BENZING, Aus dem Schwenninger Wortschatz, s.v. „Anges (f.)“ in: Das Heimatblättle 25 (1977) Heft 4, S. 2.
- 3) WUNDERLICH (wie Anm.1) S.62.
- 4) Nach Auskunft von Albert Rappenecker ist dies in Zimmern ob Rottweil bis in unsere Tage der Brauch.
- 5) Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Abt. 5.22 (= Stadtchronik Schwenningen), Ordner 475.
- 6) „All Hallows Even“ wird zu „Hallowe'en“ verkürzt und zu „Halloween“ verschliffen; es bedeutet nichts anderes als „Allerheiligenabend“ und meint die Vigil vor dem christkatholischen Fest des 1. Novembers, wird also folgerichtig am 31. Oktober gefeiert. Es liegt nahe, scheinbar für Hallowe'en, die irische Form des Totengedenkens, als spezifisch reklamierte Bräuche mit solchen des europäischen Festlandes zu vergleichen; so M. J. H. ZIMMERMANN: Maskenbräuche im alten Schwenningen, Teil I: „Goaschtar“ zu Novemberbeginn in: Das Heimatblättle 35 (1987) Heft 11, S.6. Dagegen: M. DEWALD (Kleine Kulturgeschichte von Halloween: Kelten - Kürbis - Kulte; Stuttgart 2002, S.17) warnt, dass die „Parallelität bestimmter brauchkultureller Praktiken zwischen <irischem> Halloween und Allerheiligensfest in Tirol, wie auch in anderen europäischen Kulturräumen“ nicht zur Suche nach gemeinsamen Wurzeln (ver)föhren dürfe, da „schon die geographische Distanz ... jedweden Kulturkontakt“ ausschließe; das verwundert, denn DEWALD bemerkt selbst (S.64), dass „der Einfluss christlich-lateinischer Gelehrsamkeit ... heute sehr viel höher veranschlagt wird, als es im Gefolge romantischer Kontinuitätstheorien und eines übersteigerten Nationalismus lange üblich war“! Das „christliche Abendland“ als Beispiel einer frühen Form von (nicht immer friedfertiger) ‚Globalisierung‘ gerät ihm da gänzlich aus dem Blickfeld.
- 7) so Karl MEULL, s. „Maske, Maskereien“ in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd.5, hgg. v. H. BÄCHTOLD-STÄUBLI unter bes. Mitwirkung von E. HOFFMANN-KRAYER (Berlin - Leipzig 1932 /33) Sp.1744 - 1852; hier: Sp.1747. Mögen gegen seine aus ethnologischen Befunden abgeleitete These von der Herkunft des Maskenwesens aus dem Totenkult auch verschiedentlich berechtigte Bedenken laut geworden sein, so muss es doch erlaubt bleiben, sie in diesem besonderen Zusammenhang erneut zur Diskussion zu stellen; mehr als eine „Resteverwertung“ (J. M. MÖLLER in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung v. 28. 01. 1987) ist die Neuauflage dieser Fundgrube volkskundlichen Wissens allemal.
- 8) Georg NEUMARK, Wer nur den lieben Gott läßt walten, Strophe 7, Schlussvers in: Evangelisches Gesangbuch für die Evangelische Landeskirche in Württemberg (Stuttgart 1996) S. 715.
- 9) Vgl. Stephan BEISSEL, Entstehung der Perikopen des Römischen Meßbuches (= Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria Laach“ 96) (Freiburg i. Br. 1907) S.150ff.
- 10) z.B. K. REUSCHEL, Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit (= Teutonia 4) (Leipzig 1906) passim.
- 11) z.B. H. ROSENFELD, Der mittelalterliche Totentanz (2. Aufl. Köln und Graz 1968) passim.
- 12) Das Allerheiligenfest geht auf Gedenkfeiern für die christlichen Märtyrer innerhalb des Osterfestkreises zurück - wo sie Teilnahme der Blutzegen am Leiden Christi und an seiner Auferstehung sinnfällig hervorhoben. 610 wurden diese Gedenkfeiern von Bonifatius IV. aus Anlass der Weihedes Pantheons zur Kirche Mariens und aller heiligen Märtyrer auf den 13. Mai verlegt; Gregor III. schloss in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts alle Heiligen in das Gedenkfest ein; Gregor IV. schließlich ordnete das Fest aller Heiligen 835 für die Gesamtkirche an und übertrug es auf den 1. November: Liturgisch wurde das Todesgedenken an eine psychologisch gut gewählte Jahreszeit gebunden; in den Kirchenkalender fügte es sich auch jetzt ausgezeichnet. 1023 mit einer Vigil ausgestattet, gewann es an Bedeutung; s. BEISSEL (wie Anm.9) S.177f.
- 13) Das Allerseelenfest soll Odilo von Cluny am 2. November 998 erstmals begangen und für den Cluniazenserorden festgeschrieben haben; nur acht Jahre später ordnete Johannes XVIII. die allgemeine Feier dieses umfassenden Seelengedächtnisses an, an dem bis heute Seelenmessen für die Verstorbenen gelesen werden; s. K. AMON, Gottesdienst, Seelsorge und Frömmigkeit in: Geschichte der katholischen Kirche. Ein Grundkurs, hgg. v. J. LENZENWEGER, P. STOCKMEIER, K. AMON UND R. ZINHOBLER (Graz - Wien - Köln 1986) S.302-313; hier: S.313.

- 14) Der Brauch geht wohl auch auf Odilo von Cluny zurück; s. A. RIEDER, *Arme-Seelen-Lichtlein auf den Gräbern und in den Herzen* (Donauwörth 1939) S.6.
- 15) „*Missa, preces, dona, ieiunia, quattuor ista / absolvunt animas quas ardens detinet ignis*“, heißt es in der *Summula Raymundi* (Argentorati 1504) Bl.11, zit. bei A. FRANZ, *Die Messe im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Liturgie und des religiösen Volkslebens* (Freiburg i. Br. 1902) S.229 Anm.6.
- 16) Martin Luther, Predigt am 20. Sonntage n. Trinitatis. Vonn der heyligenn ehe. Doct. Mar. Luth. in: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe* (= Weimarer Ausgabe) Bd.X/III (Weimar Nachdruck 1964), Nr.59, S. 407-409; Zitat auf S.409.
- 17) Das evangelische „Fest des Jüngsten Tages“ antwortet auf das fortdauernde Bedürfnis der Protestanten nach einem neuen Totengedenkfest – und es entspringt bei aller dogmatischen Differenz dem emotionalen Drang nach Verbundenheit mit den Verstorbenen der eigenen Familie, des eigenen Freundschaftskreises: der Verwandten und Wahlverwandten. Dies verrät sich nicht nur in der geschilderten, kaum zehn Jahre alten Form der Feier im Gottesdienst der Evangelischen Gemeinde Schwenningens am letzten Sonntag des Kirchenjahres, sondern es zeigt sich auch daran, dass sich die von der Kirchenleitung gewünschte Bezeichnung *ewigkeitssonntag*, welche auf die Auferstehung verweist, nicht durchsetzte. Insofern ist es durchaus angebracht, den *Totensonntag* als Ersatz für das verpönte *Allerseelenfest* zu sehen
- 18) E. BURGSTALLER, *Das Allerseelenbrot* (= Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich 22) (Linz 1970) S.73 - 103 handelt ausführlich über die „*Seelgeherleut*“.
- 19) BURGSTALLER (wie Anm.18), S.67 sieht in diesen Gebäuden zu Recht „Hinweise auf die gerade in der Allerseelenzeit den Lebenden besonders nahe geglaubten Verstorbenen“ und „ein ernstes und gerade in der Allerseelenzeit besonders eindringlich wirkendes Memento mori“.
- 20) So hat Kurt RANKE, *Allerheiligen und Allerseelen in der Sagenüberlieferung in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 9 (1958) S. 28-53, der Reichweite christlichen Denkens in diesem Belang nicht Rechnung getragen; er steht damit nicht allein: insbesondere, wenn der geneigte Kulturwissenschaftler unter Verschwendung wertvoller Lebenszeit all den Unsinn zur Kenntnis nimmt, der gegenwärtig (unter unreflektierter Nutzung des Internets) auch in der Wissenschaft zu den Wurzeln (und Wegen) von Halloween verzapft wird.
- 21) Siehe J. BRINKTRINE, *Die Lehre von den Letzten Dingen* (Paderborn 1963) S.39.
- 22) FRANZ (wie Anm. 15) sieht die traditionelle Lehre der Kirche „in phantasievollen Erzählungen“ verbreitet, die sich „wirkungsvoller einprägten als theologische Darstellungen“ es getan hätten (S.230). Seit dem 11. Jahrhundert entstehen so wundersame Geschichten vom Erscheinen der armen Seelen, die ins Reich der Sagen eingehen werden.
- 23) *Der Römische Katechismus*, nach dem Beschlusse des Konzils von Trient für die Pfarrer auf Befehl der Päpste Pius V. und Klemens XIII. herausgegeben. Übersetzt nach der zu Rom 1855 veröffentlichten Ausgabe mit Sachregister (Kirchen/Sieg 1970) S.227.
- 24) dazu Mathilde HAIN, *Arme Seelen und helfende Tote. Eine Studie zum Bedeutungswandel der Legende in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 9 (1958) S.54-65.
- 25) Um die Zuwendung der Früchte eigener guter Werke an die ‚Unerlösten‘ geht es, welche nach ihrem Tod keine mehr zu tun vermögen: auf dass „die arme Seele ihre Ruhe hat“. Und um eine Warnung an alle, welche die Wundmale der Sünde sehen, gottgefälliger ihr Leben auszurichten. In dieser Vorstellungswelt des christlichen Glaubens wurzeln gleichermaßen Seelgänger und Rübengeister wie vergleichbare Erscheinungen an Halloween, das, DEWALD (wie Anm.6), S.69ff. sei’s geklagt, sowenig mit irokeltsch-heidnischen Kulturen in der Nacht von Samhain zu tun haben dürfte wie die Fas(t)nacht mit germanischen Fruchtbarkeitsfesten. Dass selbst Geistliche aller Konfessionen den (er)schreckenden Umgang der armen Seelen nicht mehr zu deuten wissen, mag darin seinen Grund haben, dass die profanierten (Kirchen) Volksbräuche sich längst in der Entbindungsstation von allen christlichen Werten eingefunden haben. Was Wunder, wenn auch das Opfer einer pervertierten Leistungsgesellschaft mit dem Wiederholungszwang des Rauschmitteltrankens vor sich selbst in eine ‚Spaßkultur‘ der durchgehend karnevalisierten Welt flieht, in der so der Alltag zur Fastnacht, Fastnacht zum Alltag wird, das ‚Fest‘, degradiert zum ‚Event‘, ohne Erinnerung

bleibt, Erlebnisreichtum mit Erfahrungsarmut einhergeht? – Doch nicht um die Wege von Hallowe'en geht es in dieser Miszelle, sondern um die Wurzeln eines unverständenen Allerheiligenfestes, wie sie in der von Gottfried KORFFS Beitrag über „Halloween in Europa. Stichworte zu einer Umfrage“ in der Zeitschrift für Volkskunde 97 (2001) S.177 -189 eingeleiteten Aufsatzfolge kaum in dieser Klarheit angesprochen werden.

- 26) Auch ist vorerst unbekannt, seit wann die umziehenden ‚Untoten‘ mit der erst seit dem 17. Jahrhundert feldmäßig angebauten Runkelrübe ausschwärzten, andere das Gruseln zu lehren, und wie sie sie vordem mimten.
- 27) Worauf der am 24. März 1898 in Schwenningen a. N. geborene Johann Emil Rösch mich im Gespräch unlängst hinwies.

Eingang des Manuskripts: 10.10.2003

Anschrift des Verfassers: Michael J. H. Zimmermann, Karlstr.119, 78054 Villingen-Schwenningen

Wie viele Windräder verträgt der Schwarzwald-Baar-Kreis?

von Wolf Hockenjos

*So geht's immer, wie ich finde,
ruft der Müller voller Zorn,
hab ich Korn, fehlt's mir am Winde,
hab ich Wind, so fehlt's am Korn.*
Wilhelm Busch

Egal, von welcher Seite man sich dem strittigen Thema nähert, soviel ist sicher: Grund zu Frust und Zorn haben die Windmüller unserer Tage nicht mehr. Es fehlt ihnen an nichts. Seit Inkrafttreten des Stromeinspeisungsgesetzes im Jahr 1990, spätestens mit der baurechtlichen Privilegierung von Windkraftanlagen im Jahr 1997¹⁾, wachsen Windräder wie Spargel aus dem Boden; anfangs noch mit bescheidenen, dann mit zusehends gigantischeren Ausmaßen, mit Gesamthöhen, die leicht das Freiburger Münster in den Schatten stellen, mit Rotoren, die bis zu fußballplatzgroße Flächen überstreichen. Öffentliche Förderung, technischer Fortschritt und Dimensionierung sorgten dafür, dass Windmüller inzwischen selbst mit den suboptimalen (d.h. bedingt windhöffigen) Standorten der Baar Vorlieb zu nehmen bereit sind. Der wahre Windkraftboom findet indessen auf den windreicheren Schwarzwaldhöhen statt. Dort aber, inmitten empfindlichster, noch wenig vorbelasteter Landschaften des Naturparks Südschwarzwald, ist der Konflikt programmiert. Nicht einmal mehr Landschafts- und Naturschutzgebiete, weder FFH- noch Vogelschutzgebiete sind hier noch sicher vor den Begehrlichkeiten der Windkraftbetreiber.

Der Schwarzwald-Baar-Kreis, wiewohl vorwiegend auf der windabgewandten Leeseite des Gebirges gelegen, liegt mit derzeit 11 erstellten Anlagen gut im Rennen, 19 weitere sind genehmigt und 15 beantragt. Lediglich der Ortenaukreis hat derzeit mehr zu bieten. Am Wind allein kann es nicht liegen, wenn die Genehmigungsbehörden anderswo, in den windausgesetzten Kammlagen des Hochschwarzwalds etwa oder im Luv des Hotzenwalds, ganz offensichtlich einen anderen, einen sehr viel restriktiveren Kurs zu steuern entschlossen sind.²⁾

Über den Nutzen der Windkraft wird gestritten; am heftigsten in Deutschlands grüner Ökohauptstadt, im „Spargelkrieg“ um zwei Windkraftanlagen auf dem Freiburger Hausberg, deren Baugenehmigung von der städtischen Baubehörde erteilt, vom Regierungspräsidium jedoch widerrufen worden ist, wiewohl die Türme bereits erstellt sind und die Rotoren sich drehen – fehlt's nicht gerade am Winde.³⁾

Und das Windangebot der zurückliegenden drei Jahre mit seinen nicht enden wollenden Hochdruckwetterlagen ließ manchen Wunsch offen. Flaute mithin allerorten: auf den Schwarzwaldhöhen, in der Konjunktur wie in den privaten und öffentlichen Kassen.

Doch Klimaschutz und Energiewende stehen als Staatsziele obenan, und daran soll auch in wirtschaftlichen Krisenzeiten nicht gerüttelt werden. Mit immerhin 1,4 Milliarden Euro pro Jahr werden Weltmeister Deutschlands 14.000 Windräder subventioniert.⁴⁾ Den Windmüller freut's, der Steuerzahler wundert sich, und ärgern mag sich allenfalls der Landschaftsbetrachter. Denn die technisch-industrielle Überformung selbst wertvollster Landschaftsressourcen ist gewöhnungsbedürftig und lässt Fragen aufkeimen nach der Verhältnismäßigkeit der Eingriffe in die Landschaft. Es sei denn, man gehörte jenem Teil der Bevölkerung an, der grundsätzlich jedes Windrad als symbolträchtiges Positivsignal, als ein Stück vollzogener Energiewende zu begrüßen pflegt. Der schwächelnde Schwarzwälder Tourismus hingegen hat Anlass, sich Sorgen zu machen ob der galoppierenden Windkraftentwicklung. Das Kapital des „Vorranggebiets für Erholung und Ökologie“ ist nun einmal die schöne Landschaft. Und aus den Blickwinkeln der Landschaftsästhetik und des Landschaftserlebnisses sind die rotierenden Riesenaggregate aufgrund ihrer gewaltigen Suggestiv- und Fernwirkung unter der Rubrik „Landschaftsverbrauch“, ja „Landschaftszerstörung“⁵⁾ einzuordnen. „Windkraftanlagen“, so steht es im Positionspapier des Naturparks Neckartal-Odenwald, „sprengen überproportional die natürlichen Dimensionen der Landschaft und überprägen unübersehbar das traditionelle Landschaftsbild der gewachsenen Kulturlandschaft. Mit der Bewegung der Rotoren gelangt außerdem eine fremde Dynamik in die Landschaft mit einer zusätzlichen Beeinträchtigung des Erholungswertes und des Erlebnisses von Abgeschlossenheit, Weite, Ruhe und Naturgenuss.“⁶⁾

Könnten wir doch wenigstens in der Gewissheit leben, dass mit binnenländischen Windkraftanlagen tatsächlich ein nennenswerter Beitrag zum Klimaschutz geleistet wird. Gewiss wären wir dann eher bereit, für die vielleicht zukunftsentscheidende Menschheitsaufgabe Opfer zu bringen. In Zeiten übergesetzlichen Notstands würden wir uns sogar die Forderungen des Grundgesetzes zum Schutz der Landschaft (Art.20a GG) aus dem Kopf schlagen, erst recht die des Naturschutzgesetzes, die da (im § 1 Abs.1 Pkt. 3) lauten: „Natur und Landschaft sind auf Grund ihres eigenen Wertes und als Lebensgrundlagen des Menschen auch in Verantwortung für die künftigen Generationen im besiedelten und unbesiedelten Bereich so zu schützen, zu pflegen und zu entwickeln, dass die Vielfalt, Eigenart und Schönheit sowie der Erholungswert von Natur und Landschaft auf Dauer gesichert ist.“

Doch wer im Rahmen behördlicher Genehmigungsverfahren zur Abwägung aufgerufen ist zwischen dem Nutzen regenerativer Energiegewinnung und dem Schaden für die Landschaft, kommt an der Einsicht in die Begrenztheit des energiewirtschaftlichen Nutzens von binnenländischen Windkraftanlagen nicht vorbei. Die Zulässigkeit privilegierter Bauvorhaben im Außenbereich steht aber unter dem Vorbehalt, dass ihnen öffentliche Belange nicht entgegenstehen. Auch sind nach der sog. „Eingriffsregelung“ (§ 8 BNatSchG) vermeidbare Beeinträchtigungen des Natur- und Landschaftsgenusses zu unterlassen, unvermeidbare auszugleichen. Doch wie ausgleichen angesichts der horizontweiten Fernwirkung der monströsen Bildstörungen?

Weil sowohl Nutzen wie Schaden, der öffentliche Belang Energieerzeugung ebenso wie der öffentliche Belang Landschaftsschutz, in die Waagschale zu werfen sind, werden die Kritiker hemmungsloser Verspargelung nicht müde, den Entscheidungsträgern vorzurechnen,⁷⁾ dass Windkraftanlagen unter süddeutschen Mittelgebirgsverhältnissen zu allermeist gar nicht erst die Grenze zur Wirtschaftlichkeit erreichen. Die wird allgemein bei 2000 Volllaststunden pro Jahr angesiedelt, wogegen im Schwarzwald bisher gerade mal



Abb. 1: Herzlich willkommen im Windtechnologiepark (Naturschutzgebiet Blinder See bei Schonach); Originaltext: „Der Südschwarzwald ist eine der schönsten und meistbesuchten Urlaubsregionen Deutschlands. Liebliche Täler und rauhe Berggipfel, urige Moore und Wälder, traditionelle Bergbauernhöfe und florierende Städte - eine unverwechselbare Mischung aus Natur und Kultur...“

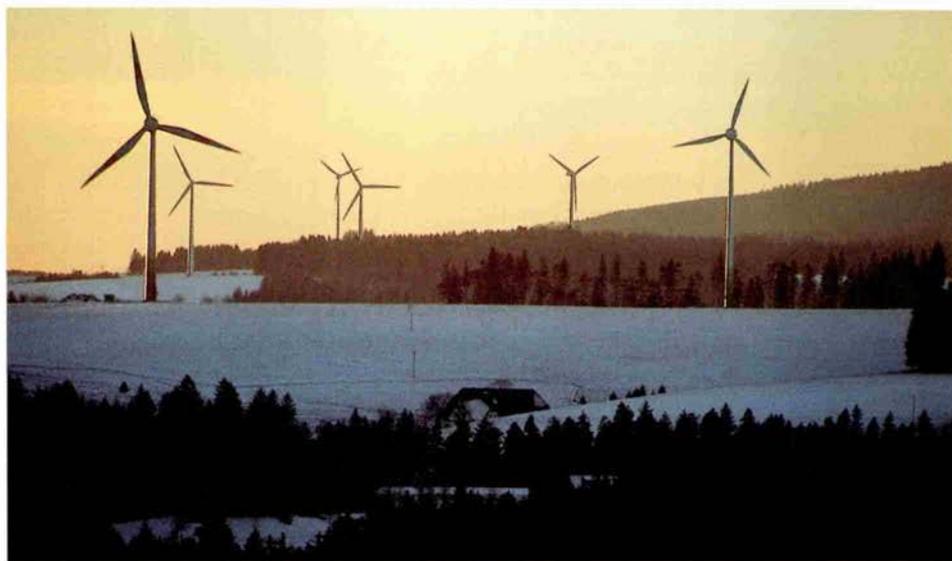


Abb. 2: Windkraftanlagen auf der Kaiserebene bei Gütenbach und auf der Platte bei St. Peter, Naturpark Südschwarzwald



Abb. 3: Im preisgekrönten „Modellgebiet Rohrhardsberg“, Vogelschutz- und FFH-Gebiet, hart am Rande des Naturschutzgebiets: Wo Auer- und Haselhühner geschützt werden sollen, steht seit dem Sommer 2003 eine der umstrittensten Windkraftanlagen des Landes, gegen welche in Brüssel und Stuttgart Petitionen eingebracht wurden



Abb. 4: Galoppierende Entwicklung an der hinteren Vogte bei Schonach

1600 erreicht worden sind⁸⁾ In Wahrheit werde von den Schwarzwälder Windrädern fast ebensoviel Strom verbraucht wie sie Strom zu erzeugen im Stande sind. Man nehme das tatsächliche Windangebot der Schwarzwaldhöhen, ziehe davon den zum Ausgleich der Windschwankungen zusätzlich benötigten Strom aus konventionellen Kraftwerken ab, schließlich auch die Gesamtenergie, die zur Herstellung und Errichtung, Abriss und Entsorgung der Anlagen, für den Bau der Zufahrt wie für die Transporte benötigt wird – schon schmilzt die schönste Öko- und Energiebilanz dahin. Wo aber bleibt das „überwiegende öffentliche Interesse“, wenn selbst Branchenkenner den Nutzungsgrad hiesiger Anlagen mit gerade mal 10 % beziffern? Weil er an der Küste um den Faktor 2,5 bis 3 höher liegt, müsste logischerweise das öffentliche Interesse an Schwarzwälder Windstrom um eben diesen Faktor gekürzt werden.⁹⁾

Im Nebel kaum nachvollziehbarer Erfolgsmeldungen der Windkraftlobby hält sich desto hartnäckiger der Eindruck, es gehe den Windmüllern heute weniger um Klimaschutz als um privatwirtschaftlichen Eigennutz. Müssten sonst nicht längst jene regenerativen Energiequellen ins Zentrum aller Bemühungen gerückt worden sein, die dem Waldgebirge besser auf den Leib zugeschnitten sind, die zudem in weitaus landschaftsverträglicherer Form genutzt werden könnten? Solange der regenerative Energieträger Holz noch immer ein Aschenputteldasein führt, bleibt Klimaschutz, wo er zur Begründung der Windenergiegewinnung um jeden Preis erhalten muss, ein Totschlagargument. Ein Argument, so überzeugend oder abwegig wie etwa die Forderung, die Schwarzwälder Kulturlandschaft vollends aufzuforsten. Denn würde noch mehr Wald (als klimarelevante CO₂-Senke) nicht einen noch erklecklicheren Beitrag zum Klimaschutz erbringen?

Wem staatlich garantierte, risikoarme Renditen bis zu 13 % winken und obendrein fünf Jahre Steuerersparnis⁹⁾, dem sind in unserer Wirtschaftsordnung alle Mittel recht; zumal, wenn man sich damit auch noch das Mäntelchen des Umweltschutzes und der Nachhaltigkeit umhängen darf. Nur so erklärt sich die Eigendynamik, die die Windkraftentwicklung in wenigen Jahren gewonnen hat – aber auch die Unbekümmertheit, mit der der Ausverkauf der Landschaft betrieben wird.

Weshalb aber wohl die Vorliebe der Windmüller für den eher windarmen Schwarzwald-Baar-Kreis? Wenigstens vier Gründe lassen sich vermuten:

1. Durch ein Urteil des Freiburger Verwaltungsgerichts (v. 7.10.1998)¹⁰⁾, das den ablehnenden Bescheid des Villinger Landratsamtes gegen die Erstellung eines Windparks am Aussichtsberg Brend aufgehoben hat, ist der Genehmigungsbehörde mitsamt den Gemeinden der Region schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt der Schneid abgekauft worden. Den hätte man nachfolgend dringend gebraucht, um der Dynamik des Windkraft-Booms noch leidlich Herr zu werden. Dass den Rathäusern entgegen der dort vielfach vorherrschenden Meinung durchaus noch Steuerungs- und Ablehnungsmöglichkeiten verblieben sind, beweist die Gegenwehr der Fremdenverkehrsgemeinde Schönwald: Obwohl sich ringsum die Windräder drehen, haben sich die pfiffigen Schönwälder dem Tourismus zuliebe bislang erfolgreich dem allgemeinen Trend widersetzt. Zwar wurde auch in Schönwald per Flächennutzungsplanänderung ein Windkraftstandort ausgewiesen¹¹⁾, doch der befindet sich beim Gewerbegebiet, wo bislang – mangels Wind – kein Investor anbeißen mochte. In den Nachbarorten stapeln sich derweil die Bauanträge und Bauvoranfragen. Allein im Umkreis von 7,5 Kilometern um das Furtwanger Rathauses sind es deren vierzig!¹²⁾

2. Der Wunsch nach Erhaltung eines unverspargelten Landschaftsbilds scheint in den deutschen Erholungslandschaften insgesamt, aber auch innerhalb des Schwarzwalds sehr

unterschiedlich ausgeprägt zu sein. Die behördliche Einschätzung der Schutzbedürftigkeit einer Landschaft entscheidet aber über deren Wohl und Wehe; nur bei Annahme einer besonderen Schutzbedürftigkeit, so sehen es die Verwaltungsrichter¹³⁾, kann der Bauantrag eines Windkraftunternehmers mit dem allfälligen Naturschutzargument der „Verunstaltung der Landschaft“ abgelehnt werden. Wie kostbar, wie schutzbedürftig ist uns die noch leidlich unversehrte, unvorbelastete Schwarzwaldlandschaft? Wie steht es um die Konkurrenzfähigkeit des Urlaubsziels Schwarzwald-Baar-Kreis angesichts seiner Windkraft-Entwicklung?

3. Dem stürmischen Drängen der Windmüller und der – zumeist bäuerlichen – Eigentümer windhöflicher Standorte scheinen Gemeinden und Genehmigungsbehörden im Gebiet der geschlossenen Hofgüter weitaus wehrloser ausgeliefert zu sein als etwa im Parzellengebiet des südlichen Schwarzwalds und des Hotzenwalds. Wo es um die Existenz der Höfe geht, kommt das Zubrot aus der Verpachtung von Windkraftstandorten gerade recht; trägt es doch vielleicht dazu bei, das wirtschaftliche Überleben der bäuerlichen Landschaftspfleger zu sichern – wer möchte sich dem Argument verschließen? Dass damit dem Wildwuchs Tür und Tor geöffnet wurde, dass damit wohl auch der Ast abgesägt wird, auf welchem die Vermieter bäuerlicher Ferienwohnungen sitzen, dürfte sich alsbald bitter rächen. Die hemmungslose Verspargelung wird sich in Kürze entpuppt haben als die unverzeihlichste aller ordnungspolitischen Fehlleistungen der Jahrtausendwende.

4. Weil aber der Zeitgeist es allem Anschein nach so will, weil es die politische Korrektheit hierzulande gebietet, vollmundig für die Energiewende einzutreten und die Verspargelung klaglos in Kauf zu nehmen, hat sich kaum Widerstand formiert, im Schwarzwald-Baar-Kreis weniger noch als andernorts. Während im Hotzen- wie im Hochschwarzwald sich immerhin Bürgerinitiativen für die Erhaltung des überkommenen Landschaftsbilds einsetzen, während in Freiburg der Schwarzwaldverein nicht müde wird, Resolutionen und Proklamationen gegen die Landschaftsverhandlung durch Windräder zu verbreiten¹⁴⁾, kommt es auf der Ostabdachung des Schwarzwalds einstweilen bestenfalls zu örtlichen Scharmützeln. Das mag auch daher rühren, dass der Ostschwarzwald und die Baar von herberer Schönheit und vergleichsweise spärlicher ausgestattet sind mit landschaftlichen Reizen. Und – gestehen wir es uns ein – es nehmen ja auch jene Flächen nach der Baar hin zu, wo als Folge der Belastung durch Siedlung, Starkstrommasten, Intensivlandwirtschaft, Verkehrs- und Gewerbeflächen der landschaftliche Eigenwert bereits stark herabgesetzt ist. Dort sind dann auch mit Windrädern keine Negativakzente mehr zu setzen.

Der Schwarzwald-Baar-Kreis: mithin ein Dorado für Windmüller? Wie die privatwirtschaftlichen Anreize einstweilen beschaffen sind, herrscht auch im Suboptimum der Mittelgebirge Goldgräberstimmung. Wer dem Goldrausch nicht verfällt, lässt Zweifel an seiner ökonomischen Zurechnungsfähigkeit aufkommen. Und wer sich mit den Windmüllern anlegt, muss nicht nur damit rechnen, als weltfremder Don Quijote verspottet zu werden. Der muss auch den Einsatz härterer Bandagen gewärtigen, denn die Windenergie ernährt zunehmend Anwaltskanzleien. Kein Wunder also, wenn sich im Naturpark Südschwarzwald gegenwärtig 16 Windräder drehen, wenn 13 genehmigt aber noch nicht erstellt und 49 (!) weitere beantragt sind.¹⁵⁾ Fast sieht es so aus, als wollte der Naturpark sich demnächst noch mit dem Zusatzkett „Windtechnologiepark“ schmücken. Noch scheint die Schmerzschwelle für die allermeisten von uns nicht überschritten zu sein. So lange der Rotor sich nicht vor dem Wohnzimmerfenster dreht, sofern es – bitteschön – nicht gerade unsern Lieblingsaussichtsberg getroffen hat, neigen wir noch immer dazu, die landschaftlichen Einbußen zu ignorieren. Doch so viel ahnen wir: der Leidensdruck wächst in unserer Erholungslandschaft, mag die Gewohnheit noch so sehr abtumpfen.



Abb. 5: Vorbelastete Landschaft auf der Länge

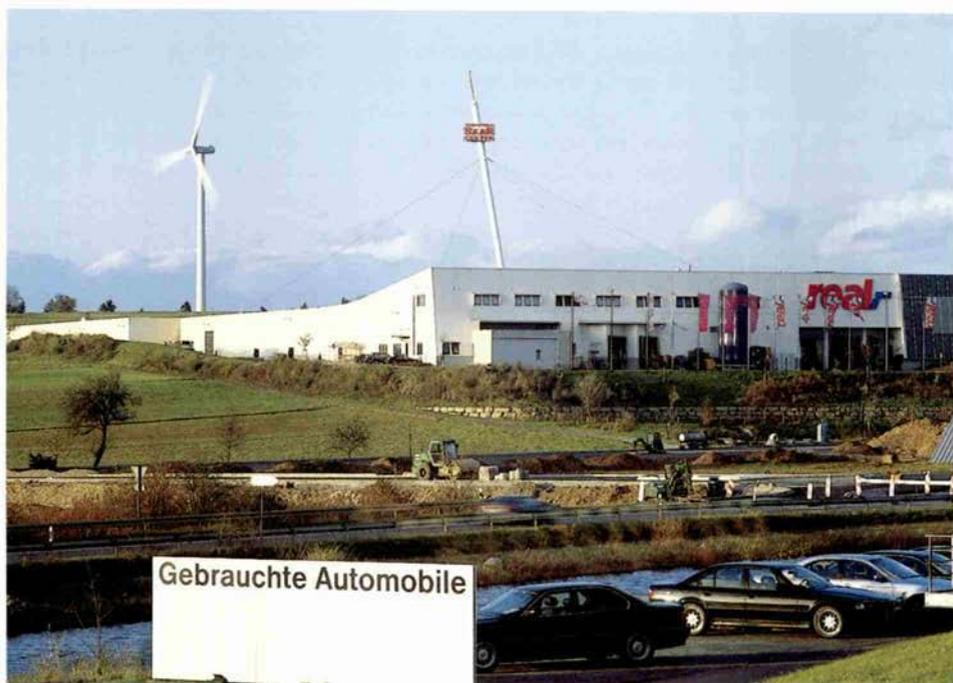


Abb. 6: Wo Windenergiegewinnung gar nicht schmerzt: im Gewerbe- und Industriegebiet im Zentralbereich zwischen Villingen und Schwenningen

Im Wahlkreis des als so gar nicht windkraftfreundlich geltenden Ministerpräsidenten¹⁶⁾ sollte eigentlich nichts anbrennen, möchten wir gerne glauben. Setzt doch seine Landesregierung in ihren Klimaschutzverpflichtungen weitaus stärker auf sauberen und berechenbaren Strom aus Wasserkraft (durch weiteren Ausbau des Hochrheins, wo für Natur- und Landschaftsschutz ohnehin nichts mehr zu retten ist), vom allfälligen Atomstrom ganz zu schweigen. Auch ist am 19.5.2003 ein neues Landesplanungsgesetz in Kraft getreten¹⁷⁾, das den Wildwuchs beenden soll. Der Schwarze Peter wurde damit freilich an die Regionalverbände weitergereicht, die vor der Erstellung weiterer „raumbedeutsamer“ Windkraftanlagen jetzt Vorrang- und Ausschlussgebiete auszuweisen haben. Wird es damit gelingen, die Windenergienutzung zumindest aus Schutzgebieten wieder zu verbannen? Werden sich, nach Geist und Buchstaben des Gesetzes, im Naturpark Südschwarzwald Vorranggebiete für Windräder künftig ausschließen lassen? Zweifel sind angebracht.

Denn der Schlussverkauf ist, ungeachtet aller gesetzlichen Bestimmungen, in vollem Gange. Den hat im Jahr zuvor schon die „Verordnung über die Verbindlicherklärung des Landesentwicklungsplans 2002“ (vom 23.7.2002)¹⁸⁾ nicht mehr aufhalten können: erklärtes Ziel dieses Instruments war und ist es, „für den Naturhaushalt und das Landschaftsbild bedeutsame Freiräume zu sichern und zu einem großräumigen Freiraumverbund zu entwickeln.“ An die Adresse der Windkraftbranche gewandt, wird der Verordnungstext noch deutlicher: „Bei der Standortwahl für Windkraftanlagen ist besondere Rücksicht zu nehmen auf benachbarte Siedlungen, den Luftverkehr, das Landschaftsbild und ökologische Belange.“

Nichts davon ist bislang umgesetzt worden. Nichts von alledem ist geeignet, den Zorn der Windmüller von heute neu zu entfachen. Halt, pardon, es tut sich doch was: zum Schutz des Luftverkehrs – immerhin – sind die Riesenflügel mittlerweile mit schockfarbenen Anstrich, die Turbinengondeln mit Warnblinkanlagen zu versehen. Für die besondere Rücksicht auf das Landschaftsbild und auf ökologische Belange ist es leider auch im Schwarzwald-Baar-Kreis manchenorts bereits zu spät.

Anmerkungen und erwähnte Schriften

- 1) Stromeinspeisungsgesetz (StrEG) v.7. 12. 1990 BGBl. I S. 2633 und baurechtliche Privilegierung von Windkraftanlagen gem. § 35 Abs.1 Nr.6 Abs.2 Baugesetzbuch(BGBl. I 8.2141, 1998 I S. 137)
- 2) Zahlen sind einer unveröff. Erhebung des Regierungspräsidiums Freiburg vom September 2002 entnommen; sie dürften längst überholt sein.
- 3) Überschrift einer Reportage in der Badischen Zeitung v.28.8.2003: „Der Breisgauer Spargelkrieg - Windenergie - jahrelang schien in Freiburg keiner etwas dagegen zu haben. Doch kaum wachsen die Rotoren über die Tannenwipfel, brechen alte Konflikte wieder auf. Und der Landesvater mischt kräftig mit / Von Stefan Hupka und Uwe Mauch“
- 4) FAZ v. 25.3.2003 „Verweht: Deutschlands 14000 Windräder werden jährlich mit 1,4 Milliarden Euro subventioniert“
- 5) QUAMBUSCH, E. (2003): Die Zerstörung der Landschaft durch Windkraftanlagen. BauR 5/ 2003 S. 635 - 646.
- 6) Positionspapier, verabsch. durch einstimmigen Beschluss der Mitgliederversammlung des Vereins Naturpark Neckartal-Odenwald am 4.4.2003 in Eberbach
- 7) DEWI-Studie von T. NEUMANN u. B. NEDDERMANN: „Weiterer Ausbau der Windenergienutzung im Hinblick auf den Klimaschutz“ DEWI Magazin Nr. 22, Febr. 2003 (Ergebnisse einer Betreiberumfrage, die mehr als 400 überwiegend 1998 -2001 realisierte Windenergieprojekte umfasste)
- 8) ISET-Windenergie Report Deutschland 2002 CD-ROM (Auswertung der Betriebsergebnisse)

von ca. 1500 Windkraftanlagen durch das Institut für Solare Energieversorgungstechnik ISET, Kassel

- 9) Mdl. Auskunft Projektgesellschaft mbH & Co. Windkraft Weilersbach KG (Geschäftsführer A. Bruttel): Steuerl. Abschreibungszeitraum der WKA 20 Jahre; 4 Jahre degressive plus 16 Jahre lineare Abschreibung
- 10) Urteil des Verwaltungsgerichts Freiburg vom 7.10.1998 Az: 1K1388/97
- 11) Flächennutzungsplan der Verwaltungsgemeinschaft Schonach-Schönwald-Triberg. Änderungsbeschluss rechtskräftig seit 31.1.2003
- 12) Mdl. Auskunft der Stadtverwaltung Furtwangen am 26.5.2003
- 13) s. Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg vom 16.10.2002 Az: 8 S 737/02 (WKA Lützelalb): „Eine Verunstaltung des Landschaftsbildes durch ein privilegiertes Vorhaben ist ...nur in Ausnahmefällen anzunehmen, wenn es sich um eine wegen ihrer Schönheit und Funktion besonders schutzwürdige Umgebung oder um einen besonders groben Eingriff in das Landschaftsbild handelt.“
- 14) Resolution des Schwarzwaldvereins vom 9.11.02, Proklamation vom März 2003
- 15) wie Anm. 2)
- 16) Zeitschr. „SGK aktuell“ vom Dezember 2002, Titelseite: „Don Erwins Kampf gegen die Windmühlen“
- 17) Landesplanungsgesetz, Fassung v. 10.7.2003 (GBl S. 385)
- 18) Verordnung über die Verbindlicherklärung des Landesentwicklungsplans 2002 vom 23.7.2002 (Gbl. S. 301)

Alle Abbildungen: W. Hockenjos

Eingang des Manuskripts: 15.10.2003; ergänzt: 6.12.2003

Anschrift des Verfassers: Forstdirektor Wolf Hockenjos, Alemannenstr. 30, 78166 Donaueschingen

Buchbesprechungen

FÜRSTENBERG-GYMNASIUM DONAUESCHINGEN (Hg.): 225 Jahre Fürstenberg-Gymnasium 1778-2003.
Festschrift. 156 S., Donaueschingen. (Zu beziehen beim Sekretariat des Fürstenberg-Gymnasiums)

Es wäre ungewöhnlich, die Festschrift eines Gymnasiums in den „Schriften der Baar“ zu besprechen, wenn sie nicht so ungewöhnlich wäre. Unter der Redaktion von Uwe BECKER, Eberhard KERN, Wolfgang HILPERT und Rudolf STRASSER, gestaltet von Rudolf ACKERMANN, ist ein bemerkenswertes Zeugnis entstanden, das weit über die Nabelschau einer Schule hinausgeht und in vielfältiger Weise die historischen und geistigen Strömungen während der vergangenen 225 Jahre deutlich werden lässt.

Wer erst einmal die üblichen Grußworte hinter sich gelassen hat, wird zunehmend gefangen genommen und merkt bald, dass hier nicht einfach Geschichten aus der Vergangenheit der Schule erzählt werden, sondern dabei Geschichte exemplarisch aufgearbeitet wird. Es bedeutet keine Zurücksetzung der anderen Autoren, Wolfgang HILPERT besonders hervorzuheben: immerhin hat er den Hauptteil der Beiträge bestritten und nach gründlichem Quellenstudium gültig formuliert. Der Beitrag über „Schüler-Sein und Elternsorgen vor 200 Jahren“ lässt die Schwierigkeiten deutlich werden, Schülern aus dem Schwarzwald Bildungschancen zu ermöglichen, zeigt aber auch am Beispiel des Sängers, Komponisten und Dirigenten Johann Nepomuk Schelble (mit Zelter und Mendelssohn Initiator der Bach-Renaissance) die Diskrepanz zwischen dessen „Noten für das Endexamen 1804“ und seinem späteren Lebenserfolg auf – kein Einzelfall! Rückblicke auf die Schulgeschichte und Anekdotisches dürfen natürlich nicht fehlen (W. HILPERT und R. STRASSER). Allgemeineres Interesse gebührt HILPERTS Studie über den Germanisten und Sammler Joseph von Laßberg, der einer der ersten Schüler des Gymnasiums war. Seiner Zensurenliste aus dem Jahr 1784 lässt der Autor einen bislang unbekanntem Brief des alternden Laßberg von 1845 in perfektem Latein an einen früheren Mitschüler samt Übersetzung und Kommentar folgen. HILPERT spürt auch dem Theologen und Schriftsteller Heinrich Hansjacob nach, der 1864/65 als Lehramtspraktikant am Donaueschinger Gymnasium tätig war und dessen auf einer nostalgischen Reise um 1900 nochmals gedachte. Zeitgeschichte spiegelt sich im Beitrag von Ulf WIELANDT, der Schülerpostkarten der Abitursjahrgänge von 1904 bis zum Ende dieses Brauchs um 1948 vorstellt. Hautnahe Zeitegeschichte arbeitet auch W. HILPERT mit seiner beispielhaft recherchierten Studie über den „Fall Scharke“ auf; er verfolgt die fortgesetzte Diffamierung und Bespitzelung des Direktors Hermann Scharke durch die NSDAP-Kreisleitung zwischen 1934 bis zu seiner endlichen Abdankung und Degradierung 1939, von der er sich trotz seiner Rehabilitierung nach 1945 bis zum Tod 1948 nicht mehr erholte. Trefflich wird der „Geist“ dieser Zeit auch durch Schülerzeichnungen der Jahre 1933/34 und einen Bericht des Zeitzeugen Hermann KELLER („ein Hitlerjunge hat keine Milchzähne mehr“) illustriert.

Die folgenden Beiträge sind mehr der Gegenwart und der Situation der einzelnen Fächer sowie den beachtlichen, fachlich und geographisch weitreichenden Aktivitäten von Lehrern und Schülern gewidmet. So interessant sie sind, können sie hier nicht alle aufgeführt werden – mit zwei Ausnahmen: einmal, die erstaunliche und überzeugende Interpretation einer Textstelle in der Odyssee von der Abiturientin (2003), Johanna WINTERMANTEL („Das Grab des Elpenor“), motiviert durch die Ausgrabungen bronzezeitlicher Hügelgräber bei Bräunlingen; zweitens die Analyse der Begriffe „Bildung“ und „Ausbildung“ samt ihrer Handlungsmaximen von Uwe BECKER („Von Humboldt zum Modul“); er entlarvt einige davon als Luftblasen und führt auf die schlichte Notwendigkeit zurück, einerseits Wissen vermitteln und andererseits lernen zu wollen.

Die Besprechung wäre unvollständig, würde sie nicht die anspruchsvolle und ansprechende Gestaltung der Schrift durch Karl ACKERMANN ausdrücklich hervorheben. (Günther Reichelt)

GEYER, M.: Vulkane im Hegau. Geologische Streifzüge durch den Hegau, am westlichen Bodensee und der angrenzenden Schweiz. – 2 Broschüren mit Karte 1:50.000 Hg.: Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 110 + 72 S., Stuttgart 2003; ISBN 3-89021-719-2

Tourenführer aller Art haben derzeit Hochkonjunktur. Warum nicht einmal etwas Erdgeschichtliches? Für die „Hegau-Ecke“ gibt es dies in Form zweier sich ergänzender (und fast zu ähnlich aussehender) Broschüren. Die erste mit dem Titel „Einführung und Touren“ beschreibt 14 sorgfältig ausgesuchte Rad-, Wander-, Schiffs- und Autotouren. In kurzweiliger Darstellung erfolgen die Routenbeschreibungen. Für Details oder weitergehende Erläuterungen wird auf die zweite Broschüre mit dem nicht besonders glücklichen Namen „Highlights und allgemeine Informationen“ verwiesen. Erfreulich ist die „Infobox“ am Ende jeder Touren- und auch Highlight-Beschreibung, die genaue Angaben zu Lage, Erreichbarkeit (auch mit ÖPNV!), Einkehrmöglichkeiten, wichtigen Adressen (einschl. Internet) u.ä. macht.

Dass der Autor sich in seinen Schilderungen über das geologische Pflichtprogramm hinaus wagt und ergänzende Hinweise zu Geschichte, Fauna und Flora bringt, die mit Anekdoten und Besonderheiten gewürzt sind, macht das Durchlesen auch für Laien zum Vergnügen. Für die Geologie selbst gibt es am Anfang der ersten Broschüre eine von R. GLAWION verfasste, etwas knappe Einführung und am Ende der zweiten ein Glossar, die sich an fortgeschrittene Laien richten. Ansonsten wird – wohl zurecht – davon ausgegangen, dass die beschriebenen Phänomene allein schon ausreichen, die Neugier für erdgeschichtliche Vorgänge zu wecken.

Zum Textteil gehört eine praktisch gefaltete Karte auf Basis der TK 1 : 50.000 des Landesvermessungsamtes mit anschaulicher Darstellung der Touren. Auf der Rückseite findet sich eine flächen- und maßstabgleiche geologische Karte des gleichen Ausschnitts vom Landesamt für Geologie, die aus der geologischen Karte „Hegau und westlicher Bodensee“ von 1992 entwickelt wurde. Dass sie vereinfacht wurde, wird dem „Normalverbraucher“ angesichts der immer noch umfangreichen Legende kaum auffallen. Leider wurden hier die Formationen Jura, Tertiär, Quartär nicht bezeichnet. Bei der „modernen“ Jura - Stratigraphie wäre die zusätzliche Angabe der traditionellen Nomenklatur hilfreich.

Insgesamt sind Karte und Broschüren ein gelungenes Werk und ein hervorragendes Instrument, Geologie „anfassbar“ zu machen. Da zudem der Preis dank umfangreicher Sponsorenbeiträge ausgesprochen günstig ist, sollte einer weiten Verbreitung dieser Schrift nichts im Wege stehen. (Gerrit Müller)

HOCKENJOS, W.: Windkraft auf dem Wald. Eine Landschaft verliert das Gesicht. 64 S. Todt Druck und Vertrieb, 78048 Villingen-Schwenningen 2003; ISBN 3-00-011102-6

Der bekannt treffsicher formulierende Autor (siehe seinen Beitrag im vorliegenden Band) packt in der Tat ein drängendes Problem an, das uns allen unter die Haut gehen sollte: Wie viele Windräder verträgt der Schwarzwald bis er sein Gesicht verliert – oder hat er es schon verloren? Jedermann kann beobachten, wie die Höhen des Schwarzwaldes immer dichter und immer höher mit ausladenden Flügelrädern auf schlanken Betonmasten gespickt werden: eine „Verspargelung“ der Landschaft hat offenbar eingesetzt. Eine schleichende Veränderung des Landschaftsbildes mit der Folge einer Beeinträchtigung des Naturgenusses.

HOCKENJOS belegt diese „Verwandlung“ der Schwarzwaldlandschaft durch viele großformatige farbige Fotografien. Man wandere von Schonach über Wilhelmshöhe und Gitschbühl zum Blindensee oder im Fallengrund bei Gütenbach (wo die „Fallers“ daheim sind), um zu begreifen, wovon die Rede ist. Doch anscheinend wird sie – wie schon zuvor die Vervorstäderung unserer ländlichen Kulturlandschaft – von der schweigenden (stumpfen?) Mehrheit unserer Bevölkerung einfach hingenommen. Laut einer Emnid-Umfrage, zitiert HOCKENJOS (S.42), seien 83 % der Bevölkerung für die Nutzung der Windenergie. Ist alles nur eine Frage der abstumpfenden Gewöhnung? Allein im Schwarzwald-Baar-Kreis lagen bis Oktober 2002 laut Hockenjos (S.23) sage und schreibe 63 Bauanträge für Windräder vor. Allein im Umkreis von 7,5 km um Furtwangen seien es mehr als 40 (S. 38), deren Ablehnung auf Grund eines Freiburger Verwaltungsgerichtsurteils (v. 7.10.98) kaum durchzusetzen sei. Obwohl: ein höchstrichterliches Urteil ist das ja keinesfalls.

Muß diese „Verwandlung“ denn einfach hingenommen werden? Ist nicht eine Güterabwägung geboten, bei welcher der tatsächliche Nutzen der Windenergie gegen die unbestreitbare Belastung der Landschaft, des Landschaftsbildes und des Naturgenusses jeweils von Fall zu Fall einander gegenüberzustellen und abzuwägen ist? Das ist die Kernfrage – nicht nur von Wolf HOCKENJOS. „*Natur und Landschaft sind auf Grund ihres eigenen Wertes und als Lebensgrundlagen des Menschen auch in Verantwortung für die künftigen Generationen im besiedelten und unbesiedelten Bereich so zu schützen, zu pflegen und zu entwickeln, dass die Vielfalt, Eigenart und Schönheit sowie der Erholungswert von Natur und Landschaft auf Dauer gesichert ist*“. So lautet § 1, Absatz 1 des Naturschutzgesetzes. Das wäre die Grundlage einer Abwägung mit anderen Nutzungen.

Glaubt man dem Bürgermeister von St. Peter, so hätten bei einer Befragung von 160 Gästen 93 % angegeben, dass sie in dieser Schwarzwaldgegend Windkraftanlagen nicht wünschten (S.29). Das würde mindestens eine Sensibilisierung der Erholungssuchenden, wenn nicht sogar ein Alarmsignal für die Schwarzwälder Erholungslandschaft und ihren Erholungswert bedeuten. Andererseits drehen sich die Windräder angeblich „*im Einklang mit Landschaft, Landwirtschaft und Umweltschutz*“ wie Windkraftbefürworter auf dem Fahrenberg bei Breitnau werbewirksam, vielleicht sogar mit Überzeugung, behaupten (S.44).

Diese Formel stimmt eindeutig so nicht. Zumindest der Einklang mit der Landschaft ist nicht nur eine unbewiesene Behauptung, sondern für viele Teile des Schwarzwalds sogar erweisbar falsch; man sei denn für die Schönheit und Harmonie einer Landschaft völlig unempfindlich und leugne darüber hinaus objektive Kriterien dafür. Zwar sind Hochspannungsmasten und Überlandleitungen nicht weniger störend, bedeuten aber kein Gegenargument. Unbestreitbar ist freilich, dass einige Landwirtschaftsbetriebe kurzzeitig von den Abfindungen für die Umwidmung ihrer Grundstücke profitieren. Und das Landwirtschaftsamt Titisee-Neustadt scheint denn auch die Errichtung von Windrädern zu unterstützen (S.39). Doch wäre das allein kein zwingendes, schon gar nicht hinreichendes Kriterium, um die „Verspargelung“ des Schwarzwalds in der Güterabwägung zu rechtfertigen.

Zu prüfen wäre schließlich das Hauptargument, der Umweltschutz. Da auch der Schutz der Landschaft Teil des Umweltschutzes ist, kann die zitierte Behauptung keinesfalls uneingeschränkt gelten. Trifft sie denn im Hinblick auf das zentrale Argument, den Klimaschutz, zu? – Im Prinzip: ja, vorausgesetzt, im Lauf des Betriebs der Anlage werden mehr Energie und Kohlendioxid eingespart als bei Erzeugung, Einrichtung, Erhaltung und Abriss aufgewendet bzw. freigesetzt wurde. Dazu liegen anscheinend günstige Erfahrungswerte vor. Allerdings fragt sich, wie groß der Beitrag der Windenergie zum Gesamtenergiebedarf überhaupt und der Schwarzwälder Windräder im besonderen, ist.

Dieses sowohl unvoreingenommen als auch einigermaßen zutreffend zu beziffern und zu bewerten, erweist sich als äußerst schwierig. Einerseits ist den Erfolgsbilanzen der Windenergiebetreiber nicht ohne weiteres zu glauben. Man muss auch Franz ALT – ungeschmälert seiner Verdienste – nicht ungeprüft abnehmen, dass die Windenergie in Deutschland bereits 4 Atomkraftwerke ersetzt (so in „*Natur und Kosmos*“, Dezember 2003, S. 20). Doch ist den Hochrechnungen der Windenergiegegner und Atomkraftbefürworter genau so wenig zu vertrauen, wenn sie sowohl den ökologischen als auch den volkswirtschaftlichen Nutzen der Windenergie klein rechnen oder überhaupt verneinen und die Umweltfreundlichkeit und „Sauberkeit“ ihrer eigenen Energieerzeugung behaupten.

Man wird dem Naturschützer von Geblüt und aus Leidenschaft nachsehen, dass er eher den kritischen Kleinrechnern der Windenergie folgt. Aber der Rezensent möchte doch anmerken, dass es wohl nicht nur die „*ökogrün eingefärbte schier kindlich naive Freude am hurtig sich drehenden Windrad*“ (S. 16) ist, derentwegen die Windenergie gesetzlich gefördert wird. Und des Autors vorgeschlagene Alternative, statt dessen das heimische Holz als natürliche Energiequelle stärker zu fördern (S. 38), kommt leider nicht daran vorbei, dass dabei die Kohlendioxidsenke des Waldes den gleichen Betrag an Kohlendioxid kurzfristig wieder freisetzt, den sie vorher langfristig gebunden hatte, was ja kontraproduktiv wäre!

Nein, es gibt ohnedies Gründe genug, im Schwarzwald – und nur darum geht es – der Veränderung des Landschaftscharakters – und nicht nur des Landschaftsbildes – entgegenzutreten und

dem Windrädlerbau Einhalt zu gebieten. Nicht an Gesetzen oder Verordnungen mangelt es, wie HOCKENJOS zu Recht feststellt, sondern an der Kompetenz örtlicher Gremien und dem Mut der Genehmigungsstellen, die Gesetze mit klaren Argumenten anzuwenden, selbst wenn die Anrufung der Verwaltungsgerichte einmal zur Revision einer Behördenentscheidung zwingt. Der Grund: Landräte werden gewählt – überwiegend von Bürgermeistern.

Voll zustimmen ist Wolf HOCKENJOS' „*sieben Thesen*“ (S. 50 ff): 1. Es bedarf einer Güterabwägung über die Verhältnismäßigkeit des Eingriffs, 2. landschaftliche Schönheit ist nicht nur subjektiv, sondern hat objektive Komponenten, 3. die negative Auswirkung von Windkraftanlagen darf nicht einer Ideologie wegen geleugnet werden, 4. landschaftliche Schönheit kann nicht durch technische Schönheit ersetzt werden, 5. eine Standortentscheidung in einer großräumigen Erholungslandschaft kann wegen der Fernwirkung nicht auf Gemeindeebene getroffen werden. 6. Windkraftanlagen sind zu bündeln, um nebenan ungestörte Landschaftsräume mit entsprechenden Erlebnismöglichkeiten zu erhalten, 7. bei der Standortfindung muss das Suchkriterium der Vorbelastung durch technische Anlagen Anwendung finden, denn 160 m hohe Anlagen sind auch in suboptimal windhöffigen Gebieten außerhalb des Schwarzwaldes einsetzbar.

Jedenfalls hat HOCKENJOS mit dieser, freilich nicht ganz unpolemischen Schrift wieder einmal ein Thema angepackt, das uns alle angeht; denn Landschaft ist ein Allgemeingut, für das jeder verantwortlich ist. Schon zu oft wurde es gesagt: Sie wird immer knapper und ist nicht vermehrbar. Geändert hat sich nichts! (Günther Reichelt)

KÖRNER, H. (Hg.): Der Hotzenwald. Beiträge zur Natur und Kultur einer Landschaft im Südschwarzwald. Im Auftrag des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz e.V. 284 S. Freiburg 2003 (Lavori Verlag). ISBN 3-935737-44-0

Im vorliegenden Band hat der Herausgeber 17 Fachbeiträge vereinigt, die sich zu einem facettenreichen Bild des Hotzenwalds zusammenfügen, eines geografisch nur unscharf abgegrenzten Teilgebiets des Südschwarzwalds. Ausgangspunkt dieses Sammelbands war eine Vortragsreihe des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz, bei der in fünf Vorträgen der „Hotzenwald“ vorgestellt wurde.

Günther REICHELT führt ein mit einer umfassenden Darstellung der Landschaft und Landschaftskunde des Hotzenwalds. Albert SCHREINER und Rainer GROSCHOPF beschreiben Geologie und die landschaftstypische Geomorphologie des Gebiets, die stark eiszeitlich geprägt ist. Dietlinde KÖPPLER befasst sich als Vegetationskundlerin mit dem heutigen Pflanzenkleid des Oberen Hotzenwalds in den unterschiedlichen Lebensräumen der Wälder und Moore, Wiesen und Weiden mit ihren floristischen Besonderheiten. Weitere Beiträge behandeln die Veränderungen der Flora und Vegetation im Lauf der nacheiszeitlichen Waldgeschichte (Uta DIETZ) und der menschlichen Waldnutzung (Thomas LUDEMANN). Mehrere Beiträge behandeln die Vogelwelt (Dieter KNOCH, Volker DORKA) und die Amphibien und Reptilien (Klemens FRITZ und Matthias KÜSTER). Weitere Hinweise zur aktuellen Flora und Fauna sind in Beiträgen von Dieter KNOCH und Bernd- Jürgen SEITZ zu finden.

Ausführlich werden die Gesellschaftsgeschichte und ihre Grundlagen dargestellt (Wolfram KÖHLER zur Salpeter-Gewinnung, Wolfgang HUG zu den Salpeterer Aufständen, Konrad KUNZE zu den Orts- und Flurnamen, Lars FISCHER zu den Hotzenwälder Dialekten, Hermfried RICHTER zum gebiets-typischen Hotzenhaus, Paul EISENBEIS zum Heimatmuseum Görwihl, das wichtige Dokumente zum Lebensraum und zur Lebensweise der Hotzenwälder bereitstellt). Zur Zukunft des Hotzenwalds soll sich modellhaft die Naturschutzkonzeption „Oberer Hotzenwald“ (Bernd-Jürgen SEITZ) für ein Planungsgebiet von 6200 ha äußern, die Zukunft bewältigt bereits die „Hotzenwald- Konzeption“ für einen umweltfreundlichen Tourismus (Wolfgang HUG). Es ist dem Badischen Landesverein, dem Herausgeber Helge KÖRNER und dem Verlag Lavori zu danken, dass der Gedanke einer Gebietsmonografie über eine bisher wenig bekannte, aber mit landschaftlichen Reizen und biologischen Kostbarkeiten gesegnete Landschaft aufgenommen und in so kompetenter und ansprechender Weise umgesetzt wurde.

Zur Akzeptanz und zur Einstimmung in Wanderungen und Aufenthalte tragen die hervorragenden Farbbilder bei. Die wissenschaftlichen Aussagen werden durch übersichtliche Darstellungen und

zahlreiche Schwarzweiß-Fotos illustriert und veranschaulicht. Dem Band ist eine weite Verbreitung bei allen, die Landschafts- und Kulturerlebnis mit Fachinformation verbinden möchten, zu wünschen. Bei einer eventuellen Zweitaufgabe sollte versucht werden, den gespannten Themenrahmen noch zu vervollständigen; zu denken wäre hier an Beiträge zur politischen Geschichte, Kunstgeschichte, zum Forst und zur Landwirtschaft. (Winfried Bücking)

LANDESDENKMALAMT BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg.): Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg. Band 2: Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen: Kommissionsverlag K. Theiss Verlag, Stuttgart

Das Landesdenkmalamt arbeitet seit 1980 an einer Bestandsaufnahme der (bekannteren) archäologischen Geländedenkmäler. Sie soll die Grundlage für die Denkmalpflege und die wissenschaftliche Erforschung bilden, soll aber auch den Informationsanspruch der interessierten Öffentlichkeit befriedigen. Der Band 1 erschien 1990: K. BITTEL, S. SCHIEK, D. MÜLLER: Die keltischen Viereckschanzen. Derzeit liegt der Schwerpunkt bei der systematischen Bearbeitung der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen. Von diesem Band 2 konnten wir bereits die 1999 erschienenen Hefte 7, 8, 9, und 10 besprechen (Band 44, Schriften der Baar); sie waren den Befestigungsanlagen in den Geisinger Bergen und bei Bad Dürnheim, Kirchen-Hausen und Leipferdingen, Ippingen und Zimmern sowie Wurmlingen, Tuttlingen-Möhringen, Tuttlingen-EBlingen und Seitingen/Oberflacht gewidmet. Sie waren auch Anlass für eine Exkursion des Vereins mit dem Bearbeiter dieser Hefte, Christoph MORRISSEY.

Nun liegen seit 2002 drei weitere Hefte vor: Heft 6: Die Wallanlagen bei Münsingen-Trailfingen und Bad Urach-Hengen (Landkreis Reutlingen), bearbeitet von Chr. MORRISSEY, Claus OEFITIGER und Dieter MÜLLER; Heft 11: Der Lemberg bei Gosheim und der Hochberg bei Deilingen-Delkhofen (Landkreis Tuttlingen), bearbeitet von Chr. MORRISSEY und D. MÜLLER; Heft 12: Die Wallanlagen im Landkreis Tübingen, bearbeitet von Chr. MORRISSEY und D. MÜLLER.

Auch wenn unsere Leser vor allem an den die Baar betreffenden Ergebnissen interessiert sein werden, seien doch auch die anderen Hefte ausdrücklich empfohlen. Ein Gesamtbild über die vorgeschichtliche Besiedlung ergibt sich erst aus der Zusammenschau aller aufgenommenen Anlagen. Vorab sei – wie schon bei der früheren Besprechung – betont, dass eine noch so exakte Geländeaufnahme nicht alle Fragen nach dem „wann, durch wen, wozu“ der Anlagen beantworten kann; aber sie ist die unerlässliche Grundlage, auf der auch spätere mögliche Grabungen basieren müssen.

Bereits die früher erschienenen Hefte ließen erkennen, dass die Baar, das Albvorland und die Südwestalb offenbar wesentlich dichtere Spuren vorgeschichtlicher Besiedlung aufzuweisen haben, als man früher vermutete und keineswegs im „Abseits“ der frühen Siedler lagen – im Gegenteil. So vermittelt auch die Untersuchung der Anlagen auf dem Lemberg (1015 m NN) und dem Hochberg zusammenfassend den Eindruck, dass sie „nur vor dem Hintergrund eines vergleichsweise dichten Siedlungsgefüges im Umfeld verständlich“ werden. MORRISSEY und MÜLLER datieren diese Anlagen vorsichtig in die Urnenfelder-Zeit (nach 1200 v. Chr.). Ungewiss bleibt die Benutzung auch in der Hallstattzeit, wofür allerdings Grabfunde bei Gosheim von 1987 sprechen könnten. Besonders interessant ist dort eine etruskische Schnabelkanne, die nicht nur eine gehobene Stellung des Bestatteten, sondern – wichtiger noch – die frühe Funktion des Prim/Faulenbach-Tales als Fernverbindungsweg zu belegen scheint.

Die durch exakte Pläne (1: 1000, Höhenlinien im 1m-Abstand!), Profilschnitte, Fotos und Luftbilder vorzüglich ausgestatteten Hefte erfüllen den eingangs zitierten Anspruch als Forschungsgrundlage ohne Einschränkung; die Vorsicht der Interpretationen hebt sich wohlthuend von früher häufigeren archäologischen Glaubenssätzen ab. (Günther Reichelt)

LANDESARCHIVDIREKTION BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg.): Der Landkreis Rottweil. Bearbeitet von der Abt. Landesforschung und Landesbeschreibung d. Landesarchivdirektion. 2 Bände (467 u. 432 S), Thorbecke, Ostfildern 2003; ISBN 3-7995-1365-5

Nein, die amtlichen Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg sind durch nichts zu ersetzen; das gilt auch für die fortgeschriebene Konzeption der Reihe „Baden-Württemberg – das

Land in seinen Kreisen". Und es wäre sehr bedauerlich, wenn das Land – wie zu hören ist – sie nicht mehr fortsetzen will: bliebe doch dann über die Hälfte der Land- und Stadtkreise des Landes ohne eine gründliche, sachliche und umfassende Beschreibung; so auch die Kreise Schwarzwald-Baar, Tuttlingen, Breisgau-Hochschwarzwald und Ortenau. Natürlich erscheint der Aufwand groß, wenn man liest, dass 47 Mitarbeiter an dem vorgelegten, rund 900 Seiten starken Werk für den Kreis Rottweil beteiligt waren. Aber am strengen Zügel der Abt. Landesforschung unter Leitung von Rainer LOOSE wurde dafür innerhalb von 3 Jahren ein Standardwerk geschaffen, das diesen Namen auch verdient.

Band 1 bietet eine Beschreibung des Landkreises, wobei zunächst den natürlichen Lebensgrundlagen, angefangen bei Relief, Geologie, Klima und Wetter, den Gewässern, dem Wasserhaushalt, den Böden, der Vegetation bis hin zu den Schutzgebieten knapp aber präzise Rechnung getragen wird (ca. 30 S.). Es folgt ein historischer Aufriss von den Anfängen über die Monarchie bis hin zur föderalen Ordnung und europäischen Integration (ca. 40 S.). Ein dritter Abschnitt ist der Raumerschließung und Siedlung gewidmet von den ersten Siedlungsspuren bis zur heutigen Siedlungsdynamik und Regionalplanung (ca. 60 S.). Sodann werden Wirtschaft und Bevölkerung nach ihren Merkmalen als Agrar-, Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft diagnostiziert (ca. 50 S.). Endlich kommen Religion, Sozialfürsorge und Bildung zur Darstellung (ca. 50 S.), wobei auch der Kunst und Kultur einschließlich der Bräuche Rechnung getragen wird. Schon hier muss die hervorragende Veranschaulichung durch Karten, Grafiken und Bilder hervorgehoben werden.

Es folgt die Beschreibung der einzelnen Gemeinden, der bereits über 200 Seiten des ersten Bandes gelten; sie stehen unter dem Motto: „Historische Grundlagen und Gegenwart“. Von Aichhalden bis Zimmern werden dort und im 2. Band sämtliche 22 Gemeinden, gegebenenfalls mit ihren Ortsteilen, systematisch abgehandelt. Der Schilderung von Topografie und Umwelt folgt die Ortsgeschichte unter dem Gesichtspunkt „Vielfalt der alten Ordnung“ und „Werden und Gestalt der modernen Gemeinde“. Auch hier ist die Qualität der zahlreichen Abbildungen, Luftbilder, Karten, Pläne, Diagramme (z.B. Bevölkerungsentwicklung, Wahlverhalten!) bemerkenswert; sie sind nicht nur ästhetisch ein Genuss, sondern auch als eigene Informationsquelle wertvoll. Nützlich sind die den Bänden beiliegenden Karten (Topografische Karte 1:50.000 des Landkreises, Bauliche Entwicklungen der Städte Rottweil, Schramberg und Oberndorf 1:10.000 bzw. 12.500).

Ein Kurzverzeichnis der Quellen und Literatur am Ende jedes Abschnitts erweist den Erkundungsstand der Bearbeiter; das entsprechend umfangreiche ausführliche Verzeichnis am Schluss von Band 2 ist mehr als eine Pflichtübung und erlaubt ein tieferes Eindringen. Ein Mitarbeiterverzeichnis, ein Orts- und Personenregister beschließen das Werk, zu dem man die Landesarchivdirektion, allen voran Prof. Rainer LOOSE, und ihre Mitarbeiter beglückwünschen darf!

Wie sehr ein derart gründliches und zusammenfassendes Lese- und Nachschlagewerk auch für die Kreise Tuttlingen, Breisgau-Hochschwarzwald und Schwarzwald-Baar fehlt, das merkt, wer die bisherigen Provisorien – so gut gemeint sie auch sein mögen – damit vergleicht. (Günther Reichelt)

STADT VILLINGEN-SCHWENNINGEN (Hg.): Im Himmel und auf Erden. Kulturzentrum Franziskaner Villingen-Schwenningen. 59 S., Revellio, Villingen-Schwenningen 2003

Das schmale Bändchen wirbt für den Förderverein des Kulturzentrums Franziskaner, wie dessen Vorsitzender Volker KAUDER, MdB, einleitend bemerkt. Und damit das gelingt, hat er bewährte Fachleute aufgebeten, die das Kulturzentrum leserfreundlich und gefällig vorstellen. Eine Zeittafel der Stadtgeschichte mit dezent eingefügten englischen Übersetzungen bildet den Rahmen zur Einordnung der Geschichte des Franziskanerklosters. Heinrich MAULHARDT umreißt sodann die Gesamtkonzeption des Kulturzentrums als „Haus für alle Sinne“ und Ort der Begegnung. Die findet dann mit dem Bild einer „performance“ (x=jetzt) ziemlich überraschend statt. Gewohnter gibt sich anschließend seine Darstellung der Entwicklung „vom Kloster zum Musentempel“. Michael HÜTT umreißt die Sanierung des Gebäudekomplexes und wirbt für die Konzeption des „kontrastreichen Umgangs“ mit den historischen Räumen und Objekten bis hin zum gläsernen Verbindungsgang am Ende des 20. Jahrhunderts. Ganz unkonventionell und direkt springt Samy BILL in die Manege und schlägt einen kurzen Museumsrundgang vor. Ab S. 30 folgt dann die „Long-Version

für Genießer“ aus der Feder von Anita AUER und Michael HÜTT. Sie erfreut durch kurze, prägnante Texte, gutes Bildmaterial und lässt keine Abteilung aus von der Kirche bis zum mittelalterlichen Kräutergarten im Innenhof, vom keltischen Fürstengrab bis zur Spiegelhalter-Sammlung. Anschließend stellt Axel SCHMIDT-SCHERER das Konzerthaus vor, dem er einen großen Aufschwung des Villingener Musiklebens seit 1975 zuschreibt – wohl zu Recht. Der Städtischen Galerie, die eigentlich durch die „kleine galerie“ des Schwenninger Künstlers Felix Schlenker und seines Freundes Karl Heinichen angeregt wurde, widmet sich Wendelin RENN; er hebt das „historische Ambiente im Spiegel zeitgenössischer Kunst“ hervor. Endlich unterstreicht Martin STARKMANN in einer Würdigung des Kunstvereins und dessen Ausstellungen nochmals die Begegnung von Vergangenheit und Gegenwart „nicht nur unter einem Dach, sondern im unmittelbaren Dialog miteinander“. Nicht zu vergessen: die nützlichen Orientierungspläne auf den Innenseiten des Umschlags. Einziger Zwischenruf: muss denn unbedingt eine Aufführung „performance“, ein gedrängter Überblick „instant-Version“, ein ausführlicher „long-Version“ heißen, wenn’s doch eh’ ins Englische übersetzt wird – oder soll damit der „kontrastreiche Umgang“ mit der Sprache demonstriert werden? Alles in allem: neugierig auf das Kulturzentrum macht das schicke Bändchen schon! Ob’s dem Förderverein Mäzene zuführt? Zu wünschen wär’s! (Günther Reichelt)

STADTARCHIV VILLINGEN-SCHWENNINGEN (Hg.): Marbach. Ort auf der Baar. 212 S. Villingen-Schwenningen 2002 (H.Kuhn Verlag). ISBN 3-87450-040-3

Der von Heinrich MAULHARDT und Ute SCHULZE redigierte, gut ausgestattete Band versucht, in 27 Beiträgen ein lebendiges Bild der bis 1974 selbständigen Gemeinde Marbach zu zeichnen und zu vermitteln. Die große Mehrzahl der Beiträge stammt aus der Feder Marbacher Bürger. Nur für die wenigen einführenden und größere Zusammenhänge darstellenden Aufsätze wurden auswärtige Fachleute in Anspruch genommen.

Den historischen Anfängen geht Heinrich MAULHARDT nach. Günther REICHELT schildert den landschaftlichen Rahmen. Christoph VÖGELE und Eberhard HÄRLE stellen die Forstwirtschaft dar. Marbacher Lehnsgüter und Lehnrechte werden von Ute SCHULZE bearbeitet. Barbara STAMM macht auf den Marbach berührenden Jakobsweg aufmerksam, während Ingeborg KOTTMANN die Entwicklung der Gemeinde im 19. und 20. Jh. nachvollzieht. Den Reigen der Beiträge zur „örtlichen Eigenart“ des Dorfes eröffnet Berthold SCHULER mit Anekdoten aus der Schulgeschichte. Es folgen: Geschichte der Eisenbahn (Marbach hatte zwei Bahnhöfe!) von Werner SCHNEIDER, Geschichte der Jahresuhrenfabrik Kern & Söhne (Dina KERN-EPPLE), „Auswanderung“ (Rolf EFFINGER), Freiwillige Feuerwehr (Roland JASCHKE). Sodann kommen die Vereine zu Wort: Gesangsverein, Fußballverein, Turnerfrauen, bis hin zu Judoclub, Gartenfreunden, Rentnervereinigung, Talbachhexen, Sportanglern, Guggenmusik „Blooogoaschter VS-Marbach“ usw. usw. Fast übersieht man dabei am Schluss den Beitrag von Rolf EFFINGER und Ute SCHULZE zur Entwicklung Marbachs seit den 1960er Jahren.

Die bewusst „moderne“ Aufmachung (Titelfoto: Marbacher Zelthäuser) sowie zahlreiche farbige Abbildungen und Erinnerungsfotos aus längst vergangenen Zeiten – schon geschichtliche Quellen auch sie – machen den Band zu einem schönen Geschenk, sicher auch für Heimatfreunde außerhalb von Marbach. (Günther Reichelt)

SIEGMUND, A. (Hg.): Faszination Baar - Porträts einer Naturlandschaft; 14 Autoren; 176 S. Gesamtherstellung Druckerei Konstanz GmbH, 2003. ISBN 3-00-012635-X

Ein Buch mit zugkräftigem Titel, dessen Lockruf sich gewiss viele, die auf der B 31 diese weite Senke zwischen Alb und Schwarzwald durchheilen, nicht verschließen werden – etliche freilich zu recht zweifelnd fragend, wie die Baar, die seit Jahrtausenden vom Menschen zur Kulturlandschaft geprägt worden ist, denn zu dem Prädikat einer der in Mitteleuropa extrem selten gewordenen ursprünglichen, eben dem einer Naturlandschaft gekommen sei. Vielleicht soll aber damit zum Ausdruck gebracht werden, dass es hier um geo-, nicht um kulturwissenschaftliche Aspekte geht und dass die überwiegend der mittleren Altersklasse angehörenden Autoren (incl. -innen; dem Hauptfach nach 7 Geografen, 5 Biologen, 2 Forstleute) von ihren Studien fasziniert waren.

Es handelt sich teilweise um Arbeiten, denen jahrzehntelange Erfahrungen zugrunde liegen; so eine grundlegende Aufarbeitung der pollenanalytischen und sedimentologischen Befunde zur Vegetationsentwicklung in der Baar und, – vergleichend dazu – im Südostschwarzwald (G. REICHELT, ca. 17 S.); so weiter eine gut bebilderte Schilderung des Mosaiks der Pflanzengesellschaften von der Baar (im weiteren Sinne gefasst) (P. LUTZ, ca. 21 S.). Eine längere „Vorgeschichte“ als Dissertation auch „Der Klimacharakter der Baar“ (A. SIEGMUND, ca. 18 S.), wo man über die prinzipielle Eigenart des Gebietes hinaus Interessantes über die Klimaveränderungen für Donaueschingen, die bis ins Jahr 1802 zurückverfolgt werden können, erfährt: für 1802 - 1813 ergibt sich eine Juli-Monatsmitteltemperatur von 13,1°C, dem entsprach für 1961 - 1990 aber 16,1 °C!

Damit sich der potenzielle Leser eine ausreichende Vorstellung von dem Buch machen kann, seien die weiteren Arbeiten erwähnt. Es werden eine knappe Einführung in die Geologie (M. GEYER), eine bebilderte Darstellung der Böden (S. LAZAR) sowie eine grobe Typologie und eine Nutzungsgeschichte der letzten Moore (M. RÖHL u. R. BÖCKER) gegeben. Ferner wird über eine Analyse des Donaueschinger Stadtklimas während der sommerlichen Hochdruckwetterlage im Jahr 1995 berichtet (M. LAUFERSWEILER), über statistische Studien zum Hochwassergeschehen auf der Baar (Th. KUPPINGER), über die Windverhältnisse über der Hochmulde (D. KLAUS, A. SIEGMUND, S. MERTES).

Eher methodische Studien sind zwei computer- und fernerkundungsgestützte Beiträge zu Landschaftsanalysen (S. TREPTOW, bzw. R. WAGELAAR u. U. UHLICH), wobei deren Exaktheit für den Mitteleuropäer, der ja jeden Punkt leicht erreichen kann und im allgemeinen Wert auf flächenscharfe Zuordnung legt, kaum ausreichend sein dürften.

Hieraus lässt sich ungefähr ableiten, für welchen Leserkreis das Buch empfehlenswert sein dürfte: Ein Bildband als „Verlegenheitsgeschenk“ ist es nicht; besitzen sollte es vielmehr der regional und speziell Interessierte mit guten fachlichen Grundkenntnissen; für ihn werden auch die umfangreichen Literaturangaben nützlich sein. (Otti Wilmanns)

ZIMMERMANN, E. (Hg.): Pfohren. Das erste Dorf an der jungen Donau. Aus der Geschichte einer Baargemeinde. 414 S. Donaueschingen 2001 (Stadt Donaueschingen). ISBN 3-00-008570-8

Keine Ortschronik gleicht der anderen, jede setzt andere Akzente. An der vorliegenden besticht zunächst die klare Bündelung der immerhin 36 Beiträge von 19 verschiedenen Verfassern in 8 übersichtliche und griffig getitelte Kapitel.

In „Mit Brief und Siegel“ werden interessante Einzelaspekte der Geschichte Pfohrens verfolgt. Fragen der urkundlichen Ersterwähnung (V. HUTH), der Ortsnamensdeutung (E. HALL), das Puzzle um das Geschlecht der „Pffor“ (V. HUTH), der Geschichte der „Entenburg“ (B. LAULE und P. SCHMIDT-THOMÉ) findet der Leser verständlich und wissenschaftlich korrekt dargestellt. Zweites Thema ist die „Existenzgrundlage Landwirtschaft“, die vor allem von F. SCHERER und J. KEFER sachkundig und ansprechend dokumentiert – mit Einschüben: „selbst erlebt“ – abgehandelt wird. Die Flurnamen (E. HALL), die Pfohrener Urbare (K.H. STADELMANN und E. ZIMMERMANN), Wald, Weiher und Torf (E. HUBER) sind weitere Themen dazu. Das folgende Kapitel „Bettelarm und Ohne Zukunft“ bestreitet vor allem E. ZIMMERMANN, der dem Bauernkrieg, der Schuldenlast um 1715, den Auswanderungen und den Pfohrener Revolutionären von 1848/49 nachspürt. Wie Pfohren im Dritten Reich lebte, mit ihm umging und im Zweiten Weltkrieg seine Opfer bringen musste, schildern K. OHNMACHT und K. FEHRENBACHER, wiederum mit lesenswerten Stimmen von Zeitzeugen: „Selbst erlebt“.

Im Kapitel „Gnade und Heil“ untersuchen J. FEHRENBACHER und Th. H. T. WIENERS das religiöse Leben der ehemaligen Urkirche. Probleme der Infrastruktur wie Energie und Verkehr, Kindergarten und Schule (E. ZIMMERMANN), Handwerk, Gewerbe und Dienstleistung sowie der baulichen Entwicklung (G.VETTER) und der Ausbausiedlung Immenhöfe (A. FRITSCHI) schließen sich an. Schließlich kommt die „Wasserlandschaft“ an der Donau in den Blick, wobei Maria KROHN (die „Storchenmutter“) versucht, die Naturlandschaft Donaured, den Kiesabbau und das Schicksal des Weißstorchs mit wenigen Strichen zu skizzieren. Dann erst widmet sich die Chronik dem Vereinsleben, ohne auch nur eine der 17 noch bestehenden und 12 inzwischen aufgegebenen Gruppierungen zu vergessen.

Endlich wird noch ein Höhepunkt gesetzt: In „Schwätzä we de Schnabel gwaasä ischt“ legt E. Hall einen fundierten Beitrag über die Pfohrener Mundart zwischen Schwäbisch und Schweizerisch vor. Zum Schluss gedenkt E. ZIMMERMANN zweier Pfohrener Söhne, des Pädagogen und Theologen Franz Xaver Wiehl (1779 – 1832) und des „Malers der Baar“, Karl Merz (1890-1970).

Insgesamt kann man dem Herausgeber E. ZIMMERMANN gratulieren. Es ist ihm gelungen, die so unterschiedlichen Beiträge von Bürgern wie von Fachleuten nicht nur schlüssig zu gruppieren, durch ansprechende Bilddokumentation sowohl aufzulockern als auch zu bereichern und ein fundiertes Gesamtbild des „ersten Dorfs an der Donau“ zu entwerfen. Da wäre das Aufzeigen von (ohnehin unvermeidlichen) Schwachstellen oder Defiziten letztlich nur Beckmesserei. Nein, man darf das Buch weiter empfehlen und ergänzend vielleicht noch auf die „Schriften der Baar“ verweisen! (Günther Reichelt)

Vereinschronik

Insgesamt kann der Verein auf ein erfolgreiches Jahr 2003 zurückblicken. Sämtliche 17 Veranstaltungen des wieder reichhaltigen Angebotes wurden gut angenommen. Vor allem die diesmal vermehrt ausgeschriebenen Exkursionen erfuhren eine starke Beachtung und Beteiligung. Es fanden statt:

1. Vorträge und Kleine Abende

- 16. 1.03: Dr. H. GEHRING, Villingen: Natura 2000-Schutzgebiete auf der Baar
- 05. 2.03: Kleiner Abend mit W. MARTIN, Villingen: Konradin Kreutzer und Martin Blessing
- 20. 2.03: Frau A. REICHMANN, Donaueschingen: Walafried Strabo und sein Hortulus
- 21. 3.03: Dr. H.-J. SCHUSTER, Tuttlingen: Südweststaatgründung in der östlichen Baar
- 11. 4.03: Frau H. ANGST, Stuttgart: Die F.F. Anlagen und Gärten in Donaueschingen, Entwicklung und zukünftige Erhaltung.
- 15. 5.03: Dr. Th. LUDEMANN, Freiburg: Kohlplätze als Geländearchive
- 29.10.03: Kleiner Abend mit Prof. Dr. D. HEIM, Göschweiler: Geologische Forschungen in Island
- 13.11.03: Frau Prof. Dr. O. WILMANN, Freiburg: Landschaft und Vegetation der Schwäbischen Alb im Vergleich mit dem Schwarzwald
- 26.11.03: Kleiner Abend mit H. GEILENBERG, Donaueschingen: Syrien im Dia

An den Vorträgen nahmen durchschnittlich 48 Personen statt, an den Kleinen Abenden waren es durchschnittlich 27.

2. Exkursionen

- 12. 4.03: Halbtagesexkursion: Anlagen des F.F. Schlossparks, Führung: Frau H. ANGST, Stuttgart
- 3. 5.03: Halbtagesexkursion: Ornithologische Exkursion im F.F. Schlosspark, Führung: F. ZINKE, Villingen
- 18. 5.03: Ganztagesexkursion: Kaiserstuhl. Führung: Frau Prof. Dr. O. WILMANN, Prof. Dr. W. WIMMENAUER (beide Freiburg), örtliche Führungen in Breisach und Neu-Breisach.
- 5. 6.03: Halbtagesexkursion: Denkmale im F.F. Schlosspark, Führung: Frau R. FAIGLE, Donaueschingen
- 19. 7.03: Ganztagesexkursion: Landesaustellung Bad Schussenried: Alte Klöster, neue Herren – Säkularisation im deutschen Südwesten (gemeinsam mit dem Kulturförderverein Bräunlingen), Führung: Dr. T. JOHN, Stuttgart
- 13. 9.03: Ganztagesexkursion nach Basel, Führung: Frau B. EICHHOLTZ, Villingen
- 27. 9.03: Halbtagesexkursion: Wildnis aus zweiter Hand (Bannwälder). Führung: W. HOCKENJOS, Villingen, Dr. Th. LUDEMANN, Freiburg, Dr. J. BORCHERS, Donaueschingen, A. REINBOLZ, Freiburg
- 11.10.03: Halbtagesexkursion: Denkmalpflegerische Beispiele der Baukultur der Baar in Geisingen (gemeinsam mit IG Baaremer Baukultur), Führung: Frau S. UHRIG, Geisingen und M. UHRIG, Geisingen/München

Die 5 Halbtagesexkursionen verzeichneten durchschnittlich 29 Teilnehmer, an den 3 Ganztagesexkursionen waren es durchschnittlich 53. An der „Jahresexkursion“ zum Kaiserstuhl nahmen 65 Mitglieder teil.



Jahresexkursion zum Kaiserstuhl. Frau Prof. O. Wilmanns erläutert die Vegetation am Vogelsang-Pass (Foto: G. Reichelt)

3. Mitgliederversammlung am 19. März 2003

Die Mitgliederversammlung fand am 19.3.03 im Hotel „Schützen“ in Donaueschingen statt. Sie war mit 78 Anwesenden, darunter sämtliche Ehrenmitglieder, sehr gut besucht. Der Vorsitzende der Abt. Naturgeschichte, Herr Dr. Gerrit MÜLLER, begrüßte die Versammlung, Frau Susanne HUBER-WINTERMANTEL, Vorsitzende der Abteilung Geschichte, nahm die Totenehrung vor.

Die beiden Vorsitzenden erstatteten Bericht über die Aktivitäten des Vereins im Jahre 2002 und hoben den guten Besuch der Veranstaltungen sowie den Beitritt von 22 neuen Mitgliedern hervor. Allerdings war auch die Zahl der Todesfälle und altersbedingten Austritte mit 7 bzw. 14 wieder sehr hoch, so dass die Mitgliederzahl insgesamt kaum gestiegen ist. Nach Korrektur verschiedener Mitgliederlisten und Zusammenfassung zu einer elektronischen Zentralliste kann die Mitgliederzahl mit 451 (415 persönliche, 36 korporative) angegeben werden.

Im Berichtsjahr wurden 4 Vorstandssitzungen abgehalten. Neu in den Beirat berufen wurden: Egon DEHNER (Bad Dürkheim), Uli KRAFT (Immendingen), Wolfgang MARTIN (VS-Villingen), Günther RATH (VS-Villingen/Donaueschingen), Dr. Hans-Joachim SCHUSTER (Tuttlingen).

Herr Dr. MÜLLER stellte das neue Logo des „Baarvereins“ vor, welches von dem Designer H.J. KOPPENHÖFER, Mundelfingen, entworfen wurde, wofür ihm herzlicher Dank gebührt. Es wird künftig, stets gemeinsam mit dem vollen Namen des Vereins, auf allen unseren offiziellen Verlautbarungen verwendet werden.

Frau HUBER-WINTERMANTEL gab den Umzug in die neue Geschäftsstelle, Villinger Str.12, bekannt, wo von der Stadt Donaueschingen ein Raum günstig angemietet werden konnte. Hier soll insbesondere auch die Auswertung des Vereinsarchivs erfolgen, das bisher im F.F. Archiv aufbewahrt aber nur während der dort üblichen Dienstzeiten und bei Voranmeldung zugänglich war. Die Vorbereitung des 200-jährigen Vereinsjubiläums 2005 lässt den Umzug des Archivs als notwendig erscheinen.

Frau Karin SIEBERT erstattete den Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2002, dem vom Prüfer, Herrn BRUCKMANN, Übersichtlichkeit, Vollständigkeit und Korrektheit bescheinigt wurde (s. 4). Wegen Ausfalls des bisherigen Sponsors, Fürst zu Fürstenberg, ist eine Unterdeckung von etwa • 1.700 entstanden; trotzdem ist die Finanzlage solide.

Herr Georg GOERLIPP stellte den Antrag auf Entlastung des Vorstands, welchem die Versammlung einstimmig entsprach.

Die Vorsitzenden gaben noch einen gerafften Überblick über die kommenden Veranstaltungen, nachdem den Mitgliedern das Jahresprogramm 2003/04 bereits zugestellt worden war. Herr Dr. MÜLLER wies auf die intensivierten Kontakte mit dem Verein für Geschichte und Archäologie von Saverne (Elsass) und Umgebung (Société d'histoire et d'archéologie de Saverne et environs) im Rahmen der Städtepartnerschaft hin.

Sodann wurde Band 46, diesmal im neuen, leicht veränderten Design, durch den Schriftleiter, Prof. Dr. G. REICHELT, vorgestellt und zum Schluss der Versammlung ausgegeben.

Anschließend hielt Herr Dr. H.J. SCHUSTER, Kreisarchivar des Landkreises Tuttlingen, einen bemerkenswert munteren Vortrag über die Südweststaatgründung (1951-1952) in der östlichen Baar, der mit reichem Beifall belohnt wurde; er wurde, leicht verändert, in den vorliegenden Band aufgenommen.

4. Abgekürzter Kassenbericht des Rechnungsjahres 2002

Kassenbestand (in Euro):	01.01.02	31.12.02
Girokonto	1.803,91	930,29
Festgeldkonto	12.613,57	12.273,97
Sparkonto	463,71	0,00
Kassenbestand	29,06	0,00
Summe liquider Mittel	14.910,25	13.204,26

Einnahmen- Überschuss – Rechnung vom 1.1.02 – 31.12.02

A. Einnahmen	Euro	Euro
1. Mitgliedsbeiträge	10.257,69	
2. Spenden	2.187,29	
3. Erlöse „Schriften der Baar“	904,88	
4. Exkursionen	1.245,00	
5. Zinserträge	276,48	
Summe Einnahmen		14.871,34

B. Ausgaben

1. Herstellungskosten f. Bd. 45/ 46	13.046,66
2. Honorare und Spesen	1.284,00
3. Exkursionen	998,00
4. Telekommunikation	360,56
5. Porti und Bürobedarf	651,07
6. Beiträge	35,80
7. Kontogebühren und Zinsen	8,63
8. Sonstige Kosten	92,61
Summe Ausgaben	16.577,33
C. Unterdeckung	<u>1.705,99</u>

5. Im Jahr 2003 verstorbene Mitglieder

Ursula Hund, Pfaffenweiler
Prof. Dr. Wolfgang Irtenkauf, Löffingen (s. Nachruf am Schluss)
Gisela Jung, Donaueschingen
Heinz Trossin, Brigachtal
Dr. Wolfgang Zenz, Donaueschingen

6. Im Jahr 2003 neu eingetretene Mitglieder

Michael Blaurock, Donaueschingen	Rosemarie Niederberger, Hüfingen
Heinz Bunse, Donaueschingen	Irgard Pommorin, Donaueschingen
Walter Conrath, Immendingen	Philipp Revellio, VS-Villingen
Dr. Detlef Herbner, Bonn	Annemarie Stübler, VS-Schwenningen
Theo Herbstritt, Löffingen	Brigitte Trossin, Brigachtal (für Heinz Trossin)
Elisabeth Irtenkauf, Löffingen	Gerhard Weeber, Löffingen
Hubert Mosbacher, Donaueschingen	Claudia Weishaar, Donaueschingen
Rose-Marie Müller, Unterkirnach	Maria Zenz, Donaueschingen (für Dr. Wolfgang Zenz)
Dr. Christophe Neff, Grünstadt	

7. Sonstige Ereignisse



Geschafft: G. Reichelt (l.)
und W. Hilpert beim Aus-
laden der Archivkästen vor
der neuen Geschäftsstelle
(Foto: Limberger-Andris)

Am 2.4.2003 konnte das Vereinsarchiv in die neue Geschäftsstelle überführt werden, wobei uns einige Mitglieder beim Packen und Transportieren der rund 100, heutigen archivalischen Ansprüchen gerecht werdenden Archivschuber engagiert zur Seite standen. Nun steht die genaue Inventarisierung und Auswertung an.



Geburtsstagsbesuch: Ehrenmitglied Hildegret Sattler wurde 80 Jahre (Foto: G. Reichelt)

Eine Delegation des Vorstands konnte dem Ehrenmitglied, Frau Hildegret Sattler, am 1.9.2003 zum 80. Geburtstag gratulieren. Frau Sattler stand dem Verein als Bibliothekarin, Schriftführerin und zuletzt als Geschäftsführerin über 50 Jahre zur Verfügung.

Eine Delegation des Baarvereins fuhr am 2.3.2003 nach Saverne, um die Einrichtung und Organisation der elsässischen Société d'histoire et d'archéologie de Saverne et environs kennen zu lernen. Umgekehrt besuchte am 7.7.2003 eine Delegation des dortigen Vereins, mit Mme. Presidente Marie David, an der Spitze den Baarverein „an den Quellen der Donau“.



Vorstand des Saverner Geschichtsvereins beim Baarverein an der „Donauquelle“. In der Bildmitte Mme. Presidente Marie David, eingerahmt bzw. überragt von den Vorsitzenden des Baarvereins. (Foto: Reichelt)

Susanne Huber-Wintermantel, Dr. Gerrit Müller

In memoriam: Prof. Dr. Wolfgang Irtenkauf (1928-2003)



Wolfgang Irtenkauf wurde am 9. Januar 1928 in Göppingen geboren, wo er auch die Volks- und Oberschule absolvierte. Im Herbst 1944 wurde der Sechzehnjährige nach einem kurzen Westwalleinsatz als Luftwaffenhelfer in Stuttgart eingesetzt – wenige Wochen nach dem verheerenden Luftangriff, der auch die Landesbibliothek, wo Irtenkauf gut 10 Jahre später seine Lebensstellung finden sollte, getroffen und schwer beschädigt hatte. Kurz vor Kriegsende entlassen, kehrte Irtenkauf nach Göppingen zurück. 1946 legte er in Ehingen an der Donau das Abitur ab und immatrikulierte sich danach an der Universität Tübingen, wo er zunächst das Studium der katholischen Theologie aufnahm. Im Sommer 1948 wechselte er zur Musikwissenschaft über, wo er in Prof. Carl LEONHARDT, dem ehemaligen Generalmusikdirektor der Stuttgarter Oper, einen idealen Mentor fand, der ihn nicht nur wissenschaftlich förderte, sondern mit seinem dezidierten Praxisbezug auch ein Umfeld bot, in dem die ausgeprägte Musikalität Irtenkaufs zur Entfaltung kommen konnte.

Die Themenwahl für die 1953 eingereichte Dissertation, eine Untersuchung über die Choralhandschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, erscheint geradezu programmatisch für die äußeren und inneren Horizonte des weiteren Lebenswegs: Im Interesse für die handschriftliche Überlieferung mittelalterlicher Kultur und einem musikologischen Zugriff, der die vorhandenen theologischen, speziell auch liturgiewissenschaftlichen Kenntnissen integrierte und weiterführte, aber auch in der landeskundlichen Einbettung des Themas zeigen sich Aspekte, die zu maßgeblichen Koordinaten für Irtenkaufs künftige Forschungs- und Publikationstätigkeit werden sollten; und in der Verbindung mit der Württembergischen Landesbibliothek und ihren Handschriftenbeständen kündigt sich bereits die institutionelle Leitlinie seiner beruflichen Karriere an.

Im Frühjahr 1955 ergab sich für Irtenkauf nämlich die Möglichkeit einer Anstellung an der von Professor Wilhelm HOFFMANN geleiteten Landesbibliothek: zunächst als „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“, dann als Referendar (mit einem Abstecher an die Bayerische Staatsbibliothek in München) und schließlich bis zu seinem Ausscheiden im Januar 1988 als Leiter der Handschriftenabteilung. Irtenkaufs Fähigkeiten und Kompetenzen brachten ihm schon bald ein über die Grenzen der Bibliothek hinausreichendes Renommee ein. Dies gilt insbesondere für die Fragen der Bestandserschließung, die sich in den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg in ganz neuer Weise stellten. Als zu Beginn der sechziger Jahre mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein umfassendes Katalogisierungsprogramm der mittelalterlichen Handschriften in den Bibliotheken der Bundesrepublik in die Wege geleitet wurde, gehörte die Württembergische Landesbibliothek zu den Einrichtungen, die diesen Impuls rasch in die Tat umsetzten: Der erste von der DFG finanzierte und nach deren Richtlinien erarbeitete Handschriftenkatalog entstand in Stuttgart: das 1963 von Johanne AUTENRIETH publizierte Verzeichnis der juristischen und patristischen Handschriften der ehemaligen Stuttgarter Hofbibliothek. In den nächsten Jahren und Jahrzehnten folgte eine Reihe weiterer, Maßstäbe setzender Bände, die Wolfgang Irtenkauf zum Teil selbst bearbeitete oder die er als *Spiritus rector* der unter seiner Ägide arbeitenden Forschergruppe begleitete und förderte. Schon bald wurde er auch in die entsprechende Kommission der DFG, den Unterausschuss für Handschriftenkatalogisierung, berufen, dem er bis 1988 angehörte und dessen Arbeit er besonders im Zusammenhang mit der Erschließung liturgischer Handschriften nachhaltig prägte. Sein gemeinsam mit P. Virgil FIALA (Beuron) erarbeiteter, 1963 vorgelegter „Versuch einer liturgischen Nomenklatur“ gehört bis heute zu den unentbehrlichen Utensilien des Handschriftenbearbeiters.

Die Arbeitskraft Irtenkauf galt aber auch anderen Aufgabenfeldern der Landesbibliothek. Außer der jahrelangen Betreuung verschiedener Fachreferate und seinem Engagement im Personalrat und – mit ausgeprägtem pädagogischem Impetus – in der bibliothekarischen Ausbildung, ist hier vor allem sein Einsatz für die von Wilhelm HEYD begonnene „Bibliographie der Württembergischen Geschichte“ zu erwähnen. Die letzten drei Bände des „Heyd“ für die Berichtszeit von 1946–1972 erschienen sämtlich unter Federführung Irtenkaufs, der 1964 selbst Mitglied der herausgebenden Kommission für geschichtliche Landeskunde geworden war. So erscheint es kaum zufällig, dass sich die landeskundliche Thematik in all ihren Facetten auch mehr und mehr in den Vordergrund seiner eigenen wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit schob. Im Vordergrund stand dabei naturgemäß sein angestammtes Umfeld mit markanten Schwerpunkten wie der Kulturgeschichte des bedeutenden Reformklosters Hirsau (das fast schon zum Klassiker gewordene Hirsau-Buch erschien gleich in mehreren Auflagen) oder dem ersten württembergischen Herzog Eberhard im Bart und seinem kulturellen Umfeld; und immer wieder ging es dabei natürlich um „seine“ Stuttgarter Handschriften und die sich daraus ergebenden Fragestellungen. Aber auch Themen jenseits der schwäbischen Heimat – der gleichnamigen Zeitschrift prägte Irtenkauf übrigens von 1972 bis 1978 als Schriftleiter seinen Stempel auf – und jenseits der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit fanden seine Aufmerksamkeit. Sein schöner Band über die Scesaplana und den Rätikon (1985) – ein historisches Lesebuch über das Bergmassiv im Dreieck von Vorarlberg, Lichtenstein und Graubünden – und sein zweites Rätikonbuch über den Schweizer Bergpionier Johann Jakob Weilenmann (1989, gemeinsam mit seiner Gattin ELISABETH IRTENKAUF) seien dafür in exemplarischer Weise genannt.

Die 1993 zu seinem 65. Geburtstag in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte publizierte Bibliographie belegt eindrucksvoll den weitgespannten Fächer dieser Produktion, wenn sie auch nicht bis in die zahlreichen Beiträge etwa in den heimatkundlichen Wochenendbeilagen von Tageszeitungen vordringt, die Irtenkauf auch journalistisch ambitionierte und erprobte Feder regelmäßig bediente (seine langjährige Tätigkeit als Musikkritiker der Stuttgarter Nachrichten verdient hier ebenfalls erwähnt zu werden). Und gänzlich unerfasst muss in einem Schriftenverzeichnis ein Bereich bleiben, in dem Irtenkauf vielleicht fast noch nachhaltigere Wirkung entfaltete: die Sphäre des *Mündlichen* – jene zahllosen Vorträge, Rundfunkarbeiten, Führungen und Exkursionen in unterschiedlichsten Kontexten und mit unterschiedlichstem Publikum, das er mit seiner pointierten, von Liebe und Begeisterung zu seinem Gegenstand und von hoher Vermittlungskunst geprägten Rede immer neu zu faszinieren verstand.

Diese Begabung der Vermittlung zwischen Fachwissenschaft und Öffentlichkeit befähigte Wolfgang Irtenkauf auch für kulturpolitische Aufgaben. Stellvertretend dafür sei seine langjährige Beratungs- und Gutachtertätigkeit im Stiftungsrat der 1986 errichteten Kulturstiftung Baden-Württemberg erwähnt.

Nach seinem wegen eines schweren Augenleidens bedingten vorzeitigen Ausscheiden aus dem aktivem Dienst im Frühjahr 1988 galt sein reges Interesse weiterhin kulturhistorischen Themen und Fragestellungen aller Art, nicht zuletzt natürlich auch der Geschichte seines neuen Umfelds auf der Baar, das sich ihm durch den Umzug nach Löffingen erschloss. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte er hier auch die Veränderungen im Bereich des Fürstenhofs in Donaueschingen und seinen kulturellen Einrichtungen. In Anerkennung seiner Lebensleistung verlieh ihm Papst Johannes-Paul II. 1989 den Silvester-Orden, und das Land Baden-Württemberg zeichnete ihn im November 1993 mit dem Professorentitel aus.

Sein langjähriges Amt als Beirat im Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar nahm er engagiert wahr und brachte sich in den „Schriften“, in Vorträgen, in der Satzungskommission und bei den schwierigen Verhandlungen mit dem Fürstenhaus ein.

Die letzten Lebensjahre Wolfgang Irtenkaufs waren gezeichnet von einer fatalen Verkettung gesundheitlicher Einbrüche, die massive Einschränkungen seiner körperlichen Mobilität nach sich zogen – wie schwer, ja fast unerträglich sie für sein Temperament gewesen sein mögen, war für Außenstehende nur zu erahnen. Die Nähe seiner Gattin Elisabeth hat ihn, den zähen und unermüdlichen Wanderer, auch in diesem letzten, fast unzumutbar steilen Anstieg seines Lebenswegs bis zu seinem Tod am 22. November 2003 begleitet und gestützt. Ihr gelten Anteilnahme und Mitgefühl, Wolfgang Irtenkauf selbst der Dank und die Erinnerung einer wissenschaftlich und kulturell interessierten Öffentlichkeit, der er unvergessen bleiben wird.

Felix Heinzer, Stuttgart

Hinweise für unsere Autoren

Die „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar – weniger umständlich als „Schriften der Baar“ zitiert – erscheinen alljährlich im März. **Redaktionsschluss** ist jeweils der **15. September**. **Manuskripte** müssen **maschinenschriftlich** und **satzfertig** vorgelegt werden. Die Annahme zum Druck wird – wie üblich – durch die Schriftleitung aufgrund der Stellungnahme der Gutachter bestätigt. Der Autor erhält 30 Sonderdrucke und den betreffenden Band gratis; weitere Exemplare zum Selbstkostenpreis. Ein Honorar ist leider nicht möglich.

Disketten (3,5") bzw. CDs vom Text (und Abb.) sind zusätzlich dringend erwünscht:

1. Betriebssysteme: Windows Versionen ab Windows 95, sonst als Textdatei (.txt) abspeichern
2. Auf der Diskette bitte Verfassernamen und Betriebssystem angeben!
3. Text als Fließtext, kein Blocksatz, kein Zeilenstopp, keine Silbentrennung, kein Seitenumbruch!
4. Absätze ohne Zeileneinzug; auch nicht im Literaturverzeichnis!
5. Keine besonderen Schrifttypen (z.B. kursiv, Kapitälchen usw.) verwenden, sondern im Manuskript gesondert mit Stift markieren (~~~~~: kursiv; Kapit, usw.) und am Rand entsprechend anmerken.
6. Tabellen bitte nur mit Tabulator, keine Leerzeichen!

Form des Manuskripts:

1. Verfassernamen: ohne Titel (s. 9.), direkt unter Artikelüberschrift: von Georg Mustermann
2. Literaturzitate: bei längeren wörtlichen Zitaten kursiv und als Absatz.
3. Namen zitierter Autoren: in der Regel Kapitälchen: Carl Mayer, bzw. F. Schmidt & K. Schulze; bei mehr als zwei Autoren: F. Müller et al. Zitate mit Datum und Seitenangabe: (M. Schreiber 1998: 151) bzw. bei Bezug auf gesamtes Werk nur: F. Schmidt (1998).
4. Anmerkungen: im Text durch hochgestellte Zahlen ankündigen: ¹⁾Sie werden im Anschluss an den Text fortlaufend aufgeführt.
5. Tabellen und Abbildungen: **nicht in den Text integrieren**, sondern druckfertig gesondert anfügen. Zahl und Art der Abbildungen bitte vorher mit Schriftleitung verabreden! Das Layout erfolgt nach der 1. Korrektur - soweit möglich - entsprechend den Wünschen des Autors. Änderungen behält sich die Schriftleitung vor.
6. Artnamen: wissenschaftliche Namen bei Organismen kursiv: *Caltha palustris*, *Elephas primigenius*. Hingegen pflanzensoziologische Gesellschaftsnamen normal: Galio-Fagetum.
7. Literaturverzeichnis und Quellen: Am Schluss des Textes alphabetisch nach folgendem Schema: Familienname, Vorname nur mit Anfangsbuchstaben, Erscheinungsjahr, Titel des Werkes mit Seitenzahl bzw. Zeitschrift nach Band, Seitenbeginn u. -ende, Erscheinungsort: Meier, C. (1877): Über Formen von Leuchtkäfern. - Zeitschr. f. Entomol. 7: 35-146, Leipzig. Oder: Müller, E., Schulze, K. (1998): Zur Kleinkunst deutscher Orthographie. - In: Schmidt, H. (Hrsg.): Von Wortgeräusch und Sprache, 2. Aufl., Dresden 1998, S. 135-166. Quellen (Archivalien, Karten usw.) alphabetisch als gesondertes Verzeichnis aufführen.
8. Zusammenfassung: sollte, vor allem bei naturwissenschaftlichen Arbeiten, nicht fehlen; Umfang <10 – höchstens 20 Zeilen. Sie wird ggf. dem Aufsatz vorangestellt.
9. Anschrift, Titel: am Schluss. Auch: Datum der Einsendung des Manuskripts.

Bitte beachten Sie diese Hinweise. Sie ersparen dadurch dem Verein Satzkosten und helfen auch dem (ehrenamtlichen) Schriftleiter sehr.

Der Schriftleiter: Prof. Dr. G. Reichelt, Schulstr. 5, D 78166 Donaueschingen. Tel.: 0771/2696, Fax: 0771/4083

